
3 1761 08150331 0


HANDBOUND
AT THE
UNIVERSITY OF
TORONTO PRESS

Goethes lyrische Gedichte.

Antiker Form sich nähernd. Elegien.

Erläuterungen

zu den

Deutschen Klassikern.

Erste Abtheilung:

Erläuterungen zu Goethes Werken.



XXIII —XXIV.

Leipzig,

Ed. Wartigs Verlag Ernst Hoppe.

1896.

Goethes
lyrische Gedichte.

Erläutert

von

Heinrich Düntzer.

Antiker Form sich nähernd. Elegien.

Dritte, neu bearbeitete Auflage.

Leipzig,
Ed. Wartigs Verlag Ernst Hoppe.
1896.

I

Inhalt.

Antiken Form sich nähernd.

Stehn uns diese weiten Falten
Zu Gesichte wie den Alten?

Der Vorspruch des Jahres 1814 deutet auf die längern antiken Verse, Distichen oder bloße Hexameter, von denen die letztern schon von den Römern als lange Verse bezeichnet wurden. Als länger gaben sie sich auch dadurch zu erkennen, daß sie beim gewöhnlichen Drucke oft gebrochen werden mußten. Falten deutet auf die Form als Gewand. Launig fragt der Dichter, wie er sich in dem antiken Gewande ausnehme. Auffällt der dieser erst 1814 aus den vermischten Gedichten ausgeschiedenen Abtheilung gegebene Name antiker Form sich nähernd, der ja den Elegien und Epigrammen mit demselben Rechte ertheilt werden könnte. Unsere Gedichte sind Epigramme (Inschriften) im griechischen Sinne, mußten aber hier auf diese Bezeichnung verzichten, weil schon die venediger Epigramme sie für sich in Anspruch genommen hatten.

Ueber die Art, wie Goethe Mitte 1782 in den Geschmack der Epigramme gekommen, ist in der im ersten Bande gegebenen Uebersicht Goethe als lyrischer Dichter berichtet. Am 17. Dezember 1784 bat er Frau von Stein um die Epigramme, da er sie abschreiben lassen wollte. Den 6. Juli 1786 äußerte er gegen dieselbe damals in Karlsbad weilende Freundin, sie habe ihm die Epigramme nicht abgeschrieben. Die achtzehn Epigramme 1. 6. 8. 9. 11—20 brachte in derselben Folge der achte, 1788 zum Druck abgesandte Band der Werke in der zweiten Sammlung vermischter Gedichte. Bei dieser Anordnung der Gedichte war die Abwechslung in der äußern Form der Gedichte maßgebend gewesen. Von jenen achtzehn Gedichten

war nur 12. (jetzt 14.) in Hexametern geschrieben; von den siebzehn übrigen hatte nur eines (jetzt 11.) 4, acht 2, sechs 3 Distichen, zweimal bestand ein Epigramm bloß aus einem einzigen. Die Gedichte von verschiedener Länge wechselten in der Sammlung regelmäßig ab, nur folgten einmal drei Gedichte von zwei Distichen unmittelbar hintereinander (4, 5, 6), weil die Zahl der zweidistichischen überwog. Gerade diese drei ließ er unmittelbar hintereinander folgen, weil sie sich alle auf allegorische Gottheiten der Alten beziehen, zwei auf Amor, der im ersten mit seinem griechischen Namen angeredet wird. Die beiden später in unsere Sammlung aufgenommenen Gedichte Ferne und Süße Sorgen (7 und 10) hatte die erste Ausgabe der ersten Sammlung der vermischten Gedichte von einander getrennt gebracht. In der zweiten Ausgabe der Werke (1806) schlossen sich an jene achtzehn Epigramme die nur einzeln gedruckten Gedichte Der Chinese in Rom, Phöbos und Hermes, Der Spiegel der Muse (die beiden letztern aus vier Distichen) und Der neue Amor (24. 26—28). Bei der prosodischen Reinigung dieser Gedichte stand der junge Heinrich Voß dem Dichter zur Seite; einer solchen bedurfte sie gegenüber der sorgfältigen Durchsicht, welche die Elegien und die venediger Epigramme vor sechs Jahren unter der Hülfe von W. Schlegel erfahren hatte. In der dritten Ausgabe (1814), wo unsere dem zweiten Bande zugewiesenen Gedichte zuerst eine eigene Abtheilung bildeten, hatten 26 und 27 ihre Stelle gewechselt, neu hinzugetreten waren am Schlusse Die Kränze (in Hexametern) und Schweizeralpen. Die Ausgabe letzter Hand brachte keine Bereicherung, dagegen wurden nach Goethes Tod die Epigramme Süße Sorgen und Ferne

hierher versetzt (7 und 10) mit Verletzung des von Goethe früher befolgten Gesetzes der Anordnung, da jetzt einmal vier Epigramme von drei Distichen und noch einmal zwei unmittelbar aufeinander folgen; neu hinzugetreten sind 21—23 (wieder folgen zwei gleich lange Epigramme aufeinander) und 29. Die Epigramme gehören mit Ausnahme des ersten den Jahren 1782 bis 1784 an, wo Goethe durch Herders Uebersetzungen aus der griechischen Anthologie, die er schon in der Handschrift kennen lernte, angeregt wurde. Aus den vielen Epigrammen hatte er 1788 nur wenige ausgewählt.

In den meisten dieser Epigramme gibt der Dichter nach Art der Griechen einen anmuthig gewendeten Gedanken, den äußere Veranlassung oder innere Stimmung angeregt hat, in knapper Form. Aus der heitern Spiegelglätte der Seele löst er sich leicht wie ein sanfter Hauch und wiegt sich anmuthig auf der lieblich schwankenden Welle des Distichons. Einmal preist er auf äußere Anregung die edle That eines Fürsten, bei welcher dieser den Untergang fand; polemisch sind die später hinzugetretenen Epigramme 24. 25. 30. Viermal finden wir Paramythien nach Herders Bezeichnung*), freie Verwendung der griechischen Göttersage, in der Form des Distichons, wie solche auch in Epigrammen der griechischen Anthologie nicht fehlen.

*) In der ersten 1785 erschienenen Sammlung seiner Zerstreuten Blätter. Er sagt von seinen Paramythien, sie seien auf die alte griechische Fabel (Mythos) gebaut, legten aber in ihren Gang einen neuen Sinn; bei der Benutzung des altgriechischen Namens folge er dem Gebrauche der Neugriechen, die zur Unterhaltung bestimmten Erzählungen und Dichtungen diesen Erholung bezeichnenden Namen gäben. Die Sache ist alt, nur der Name von Herder neu angewandt.

1. Herzog Leopold von Braunschweig.

Der 1752 geborene Prinz Maximilian Julius Leopold von Braunschweig, preußischer Generalmajor zu Frankfurt an der Oder, der jüngste Bruder der Herzogin Amalie von Weimar, fand am 27. April 1785 beim Eisgange der Oder in der Dammvorstadt von Frankfurt in den Wellen seinen Tod, während die ihn begleitenden Leute sich retteten. Er war seiner großen Menschenfreundlichkeit und werkthätigen Hülfe wegen in Frankfurt außerordentlich beliebt gewesen.*) Die Herzogin Amalie ließ ihm zu Tiefurt ein Denkmal setzen, für das unser Epigramm bestimmt war. Goethe nahm es 1788 an der Spitze seiner der zweiten Sammlung einverleibten Epigramme mit mehrern Aenderungen auf.**) Eine weitere Veränderung erfuhr das Gedicht

*) Die von G. W. Keßler in Raumers historischem Taschenbuch, Jahrgang XV, 683 ff. behauptete Ansicht, der Prinz habe tollkühn sein Leben aufs Spiel gesetzt, ist von Hänselmann in der Schrift „Der Tod Herzog Leopolds von Braunschweig" (1878) widerlegt worden. Vgl. Bernays in der Beilage zur münchener „Allgemeinen Zeitung" 1885 Nr. 270 bis 273.

**) Ursprünglich begann 3: „Glücklich ruhest", 4 lautete: „Bis dich die steigende Flut wieder umbrauset und weckt." Das letzte Distichon hatte Goethe auf zwei verschiedene Weisen vorgeschlagen:

Werde (Zuerst Sei) dann hülfreich den Menschen, wie du es Sterblicher warest,
Den wir als Krieger geehrt, herzlich als Bruder geliebt,

oder, wenn diese Beziehung auf die Herzogin, welche das Denkmal ihrem Bruder setzte, Anstoß finden sollte:

Werde dann hülfreich den Menschen, und was du Sterblicher wolltest,
Führe Unsterblicher aus, bändige Wellen und Noth!

in der zweiten Ausgabe.*) Man erzählte, der Prinz habe, als die Noth in der Vorstadt durch den Dammbruch aufs höchste gestiegen und das Jammergeschrei an sein Ohr gedrungen sei, sich nicht länger halten lassen, sondern sei mit den Worten: „Ich will sie retten! Ich bin ein Mensch, wie sie, bin meine Brüder zu retten verpflichtet und vertraue der Vorsicht", mit einigen Schiffern in einen Kahn gesprungen, der durch einen gesunkenen Weidenbaum umgeschlagen worden. Das Gedicht dürfte in den Mai fallen. Am 7., wo Goethe an Knebel schrieb, der Tod des Prinzen Leopold werde ihn gerührt haben, war es noch nicht vollendet. Herder dichtete, wohl im Wettstreit mit Goethe, auf den Prinzen die erst längst nach seinem Tode erschienenen Verse:

„Laßt uns helfen den Armen! Auch wir sind Menschen!" So sprach er,
Und stieg muthig voran in den errettenden Kahn.
Und da sprachen die Götter: „Dem menschenfreundlichen Helden
Ziemt ein höheres Loos! Komm zum Olympus hinauf,
Tyndaride!" Da stürzte der Kahn, da stieg er zum Himmel,
Jetzt ein glänzender Stern oder ein rettender Geist.

Beide Dichter stimmen darin überein, daß sie den im Dienste

Letztere Fassung wurde genehmigt, aber das Denkmal, welches Amalie ihrem Bruder setzte, erhielt schließlich gar keine Inschrift, wohl weil die Fassung der Herzogin doch gar zu antik schien. In Frankfurt setzte man ihm auf dem Spaziergange in der Dammvorstadt ein figurenreiches Denkmal von Stein mit einer Inschrift von Ramler; in der dortigen Marienkirche stellt ein Gemälde seinen Heldentod dar. Mehr als zwanzig Jahre später sollte Goethe eine gleiche edle That eines niederrheinischen Bauernmädchens, das in der fortgesetzten Rettung der von Wassersnoth Bedrängten den Tod fand, in einer herrlichen Ballade (Balladen 7) feiern.

*) V. 5 begann in der ersten: „Sei dann hülfreich dem Volke, wie (ohne so) du es Sterblicher wolltest."

der Menschlichkeit gefallenen Fürsten als einen dauernden Schutzgott darstellen, Goethe von seinem Grabe aus, das ihn ewig am Ufer fesselt*), als einen durch seinen Tod dem Flußgotte gleichen Herrscher über den Fluß**), Herder als heilbringenden Stern, wie die den Schiffer schützenden Dioskuren, die Tyndariden, oder sonst als rettenden Geist. Goethe feiert den entschiedenen Willen des menschenfreundlichen Fürsten, der dem Kampfe mit dem Elemente unterlag, während er jetzt als Gott denselben auszuführen nicht mehr durch menschliche Unzulänglichkeit gehindert wird. Wenn bei Herder die Götter die edle That des menschenfreundlichen Helden durch die Erhebung zum Olymp belohnen, so liegt bei Goethe der Lohn eben darin, daß er in Zukunft das vollbringen wird, was er als Mensch vergeblich erstrebt hat, er der Genius der Menschen sein werde bei künftiger Noth. Bei 5 vermißt man ein dann, was der Rede einen festern Halt geben würde. Das Epigramm wäre wohl passender an dem Denkmal in Dammvorstadt gewesen in der Nähe der Stätte, wo der Prinz den Tod fand.

---

*) Der ruhende Flußgott läßt aus seiner Urne das Wasser sich ergießen nach einer den alten Dichtern und Künstlern geläufigen Vorstellung. — Stilleren ist nicht als eigentlicher Komparativ im Gegensatz zur stürmenden Flut zu fassen, sondern nach dem besonders Klopstock beliebten Gebrauche zur Bezeichnung eines hohen Grades.

**) Irrig behauptet Blume, der Flußgott halte den Prinzen bei seinem Rettungswerke fest und übergebe ihm die Mitherrschaft über den Strom. Vielmehr ist er durch seine menschenfreundliche Aufopferung zu einem Gotte geworden, der in Zukunft bei dem stürmischen Wüthen des Stromes, in dem er untergegangen, bei dem er begraben ruht, sich als Retter bewähren wird. Hält, zurück an seinem Ufer, wie schon Homer sagt, die Erde halte die Todten fest (*κατέχει φυσίζοος αἶα*); hier freilich sehr uneigentlich, da die Leiche in der herzoglichen Gruft zu Wolfenbüttel ruht.

2. Dem Ackermann.

Das im Nachlasse der Frau von Stein gefundene, wohl 1782 gedichtete Epigramm erfuhr in der zweiten Ausgabe mehrere Veränderungen.*) Im ersten Druck stand Dem Ackersmann. Das Gedicht der Wanderer (Kunst 2) 122 hat nur Ackersmann. Vielleicht ward Goethe durch Herders Uebersetzung des griechischen Epigramms das Grab des Landmanns (III, 13) zu dem anmuthigen Gedichte veranlaßt. Das griechische Epigramm ist eine Grabschrift auf den eben gestorbenen „alten, guten" Amyntichus, welchen die Erde, die er „unverdrossen mit emsigen Händen geschmückt", leicht und freundlich aufnehmen, sanft decken und dankbar Kräuter und Blumen über seinem Haupte blühen lassen möge. Goethe denkt sich die Worte beim Anblick eines arbeitenden Landmannes gesprochen. In Versen Goethes aus dem Jahre 1772 heißt es: „Gott segne mir den Mann | Im Garten dort! Wie zeitig fängt er an | Ein lockres Beet dem Samen zu bereiten." Und am Schlusse: „Da geht er ohne Säumen, | Die Seele voll von Ernteträumen, | Und sät und hofft." Der Schluß spricht eigenthümlich die Hoffnung eines andern Lebens aus. Klopstock machte schon 1759 für sein und seiner Meta Grab die Inschrift: „Saat von Gott gesäet, am Tag der Garben zu reifen." Vgl.

---

*) Ursprünglich lautete 1: „Eine flache Furche bedecket (1788 bedeckt) den goldenen Samen." Goethe hatte einmal versucht: „Flach bedecket die Furche und leicht." H. Voß wollte statt flache lockere. 2 begann früher „Eine tiefere deckt", wo H. Voß schwerere vorschlug. 3 hieß anfangs: „Pflüge fröhlich und säe, hier keimet Nahrung dem Leben." 4 lautete zuerst: „Aus dem Grabe entspringt schöneres Leben dir einst!" Die Aenderung des Anfangs scheint von H. Voß vorgeschlagen. Vgl. Weimarisches Jahrbuch III, 460.

in Schillers Lied von der Glocke den Absatz „Dem dunkeln Schoß der heilgen Erde“ und das Gedicht Hoffnung Str. 2, 5 f. Anders hat Schiller das Bild des Sämanns Gedicht 77 verwandt.

3. Anakreons Grab.

Wohl gleichzeitig mit den durch die griechischen Epigramme von Antipater, Simonides und Dioskorides (Anthol. VII, 23. 24. 31) in Herders Uebersetzung (Blumen I, 19. III, 11. V, 20) veranlaßt. Die Verse fanden sich auch in Herders Nachlaß. Goethe hatte den Anakreon und Theokrit 1772 mit großem Antheil gelesen, wovon Wanderers Sturmlied (vermischte Ged. 14) zeugt. Aus der ersten Ausgabe ging das Gedicht unverändert, nur mit Verbesserung des Druckfehlers schon statt schön, in die zweite über.*) Wenn die griechischen Epigramme den Wunsch aussprechen, daß Epheu mit vollen Beeren um des Dichters Grab grünen, Blumen auf den Wiesen umher blühen, Milch und Wein dem Anakreon fließen oder traubenreiche Weinstöcke um sein Grab sich winden, der Sänger auch drunten des Weins sich erfreuen oder dort Nektar ihm strömen, Veilchen und Myrten ihn umkränzen und er trunken mit schönen Mädchen tanzen möge, so sieht Goethe sein Grab von lieblichem Leben umwoben, von Rosen, Reben und Lorbeer umgeben, von Turteltauben und Grillen (Cicaden) belebt**),

---

*) Ursprünglich stand 3 es statt hier. 6 bedeckt statt geschützt und Für statt Vor.

**) Klopstock nennt in der Ode der Lehrling der Griechen „dichterische Tauben“ als Anakreons „fabelhafte Gespielinnen“, die sein Ohr „sanft zugegirrt“, und hiernach gibt Goethe in Wanderers Sturmlied ihm ein Taubenpaar in den „zärtlichen“ Arm. Eines der anakreontischen Lieder ist an seine geliebte

und stellt diesem reichen Naturleben, das des Dichters Ruheort schmückt, das genuß- und leblos hinsiechende Alter entgegen, vor dem der Glückliche durch seinen zeitigen Heimgang bewahrt worden. Freilich soll Anakreon als Greis, wie er sich selbst nennt, in seinem fünfundachtzigsten Jahre gestorben sein, was Goethe hier unbeachtet lassen durfte, wenigstens deutet der Schluß an, daß keine Schwäche des Alters ihn gedrückt.*) Winter hier vom hülflosen Greisenalter, wie der Dichter Antiphanes sagte: „Der Winter des Alters ist drückend", Ovid hiems von der Zeit der Noth braucht (amoris hiems). Goethe pries Winckelmann glücklich, daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseins zu den Seligen emporgestiegen, nicht die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskraft erlebt, wie er selbst es sich schon in der Ode an Schwager Kronos gewünscht hatte.

4. Die Geschwister.

Auch dieses und das folgende Epigramm befanden sich im Nachlasse der Frau von Stein; beide scheinen dem Jahre 1784 anzugehören. Ursprünglich standen 6 Schlummern und Schlafen statt Schlummer uns, Schlaf uns. In der

---

Taube, eines an die Cicade gerichtet; das letztere hat Goethe übersetzt. Auch Gedichte auf die Rose und den Wein finden sich unter den anakreontischen Liedern. Daß alle Götter der lebensvollen Natur das Grab schön bepflanzt und geziert, ist so zu verstehn, daß der Götter Huld sich in dem reichen Schmucke desselben offenbart.

*) Blumes Vermuthung, das Epigramm sei dadurch veranlaßt, daß Herder im Jahre 1786 die Briefe Wie die Alten den Tod gebildet umarbeitete, ist haltlos, da die Vorstellung des Alters vom Tode als Bruder des Schlafes ihm schon in Leipzig, ja wohl schon früher bekannt war.

**) 1 sollte hier eigentlich dem ersten wo vorangehn.

zweiten Ausgabe erhielt das Gedicht noch mehrfache Veränderungen.*) In eigenthümlicher Wendung wird dem Menschenbildner Prometheus die unwillkürliche Einführung des Todes in das Menschenleben zugeschrieben, wobei freilich dessen Voraussicht sich nicht glänzend bewährt. Ganz anders hatte Goethe in seinem Drama Prometheus (1774) den Tod dargestellt. Die einzige Gabe, welche er dort von den Göttern erhält, ist die Bildung seiner Geschöpfe durch Minerva. In dem Gedicht die Nektartropfen (Kunst 1) verdanken die Menschen der Minerva den Kunsttrieb. Wenn die alte Dichtung und Kunst den Tod als Bruder des Schlafes darstellt (Lessings und Herders berühmte Abhandlungen hatten Goethe lebhaft angeregt), so wird hier der Tod als ein Genius der Götter gefaßt, der, in das Menschenleben eingeführt, eine übermächtige Wirkung geübt. Freilich hält die Paramythie bei genauerer Betrachtung nicht Stich, da ja auch die Menschen neben dem Schlaf den Schlummer haben; doch sollte hier der Tod als freilich unwillkürliche Gabe des Prometheus, als Erbtheil des Menschengeschlechts, im Gegensatze zu den Unsterblichen, begründet werden.**)

5. Zeitmaß.

Vgl. zu 4. Das Epigramm entstand wohl bei einer kurzen Entfernung von Weimar, die ihn Frau von Stein schmerzlich

*) 1 stand noch im ersten Druck „zwei himmlische Brüder, die Göttern nur dienten“, 3: „Doch was Göttern leicht, wird Menschen schwer zu ertragen“, 4 beidemal so ward für ward nun.

**) 4 tritt eine andere Wendung ein. 3 schwebt in Gedanken ein waren sie und ein Satz mit so daß; statt dessen tritt die Folge frei ein, als ob es 3 geheißen hätte „aber da sie für den Menschen zu mächtig waren“.

vermissen ließ, etwa zu Jena am 19. November 1784; denn daraus, daß er in dem Briefe dieses Tages nicht, wie im vorigen, eines beigelegten Epigramms gedenkt, dürfte nichts zu schließen sein. Doch könnte es auch dasjenige sein, was er am 13. der Freundin schickte, um es der Einladung an Herder beizulegen. Gerade damals zogen ihn Herders Paramythien, die den Abend gelesen werden sollten, sehr an. In der frühesten durch eine Abschrift Herders erhaltenen Fassung stand 2 doppelt mißt er, 3 fließen statt rinnen, 4 Und die andre läuft schnell dem Anwesenden ab. Zuerst hatte Goethe statt des persönlichen dem Anwesenden das allgemeine den gegenwärtigen gesetzt. Auch unser Epigramm hat bei der Aufnahme in die zweite Ausgabe ein paar Verbesserungen erfahren, wobei sogar Amor, wie das folgende Epigramm den Gott der Liebe nennt, die griechische Namensform gewonnen hat.*) Der Liebesgott kümmert sich sonst nicht im geringsten um die Messung der Zeit (dem Liebenden schlägt, wie Glücklichen nach dem Sprichworte, keine Stunde), so daß der Dichter mit Recht sich darüber wundert, daß er ihn in jeder Hand eine Sanduhr halten sieht. Eine vorhandene Kunstdarstellung liegt wohl nicht zu Grunde; es ist frei ersonnen zur Darstellung des Gedankens, daß Liebenden die Zeit der Entfernung ungemein langsam, die ihres Zusammenseins unglaublich rasch vorübergeht. Das rasche und langsame Ablaufen der beiden Sanduhren ist nicht angedeutet, aber der Dichter kann nur diesen Sinn in der sonderbaren bildlichen Darstellung finden.

---

*) 1 lautete noch in der ersten Ausgabe: „Eine Sanduhr in jeglicher Hand erblick' ich den Amor", 2 stand „der leichtsinnige Gott, mißt er uns".

6. Warnung.

Nach Goethes Aeußerung an Frau von Stein vom 22. November 1784: „Lebe wohl, und wenn eine Bitte bei dir stattfindet, so wecke den Amor nicht auf, wenn der unruhige Knabe ein Kissen gefunden hat und schlummert", muß das Epigramm um diese Zeit fallen. Die zum Morgengruße bestimmten Zeilen spielen gerade launig auf unser ihr bereits mitgetheiltes Epigramm an, das von Goethes Hand sich noch in ihrem Nachlasse befand; deuten sie auch auf den ersten Vers, gleichsam als Titel des Epigramms, so zielen sie doch besonders auf den zweiten:

Eile, vollbring' dein Geschäft, wie es der Tag dir gebeut!

In der zweiten Ausgabe wurde auch unser Epigramm prosodisch gereinigt.*) Es ist eine Mahnung an sich selbst, durch Sehnsucht nach der Geliebten sich nicht in der Tagesarbeit stören zu lassen, angeknüpft an die so häufige bildliche Darstellung des schlafenden Amor. Man vergleiche dazu das leipziger Lied Scheintod (Lieder 37). In einem hübschen Vergleiche wird ausgesprochen, daß die Liebe sich nur zu bald von selbst regen werde. Ganz mißverständlich hat man gemeint, der Dichter deute an, er gehe mit dem Amor so zärtlich um, wie eine Mutter mit ihrem Knäbchen.

7. Süße Sorgen.

Dieses „Erotikon" schickte Goethe ganz warm von Jena, wo es eben entstanden war, am 16. November 1788 dem Herzog Karl August. Es ward für die erste Ausgabe der Gedichte

*) In der ersten stand 1 „Wecke nicht den Amor, es schläft", 3 „Klug gebrauchet der Zeit so eine". 2 war das ursprüngliche Eile (statt Geh) schon im ersten Drucke verbessert; dem Sinne nach wäre Eil' vorzuziehen gewesen.

bestimmt, deren erste Sammlung es beschloß, während die übrigen Epigramme mit Ausnahme von Ferne (10) in der zweiten stehn.*) Da wir Menschen nun einmal die Sorgen nicht los werden, so wünscht er sich, die süßen Sorgen der Liebe möchten alle übrigen vertreiben, sein Herz gleichsam auf immer einnehmen und gegen jene bewachen. Vgl. Lied 85 und das Lied der Sorge im fünften Akt des zweiten Theils des Faust.

8. Einsamkeit.

Im April 1782 nach seiner am 18. erfolgten Rückkehr gedichtet. Am 5. Mai sandte Goethe seinem Freunde Knebel unser Epigramm nebst 11. und 12. mit der Bemerkung, dieselben würden ehestens in steinernen Tafeln eingegraben erscheinen.**) Es hat sich im Park auf einer Tafel in der Nähe des römischen Hauses erhalten.***) Schon die berliner Literatur- und Theaterzeitung brachte am 19. Juli 1783 das Epigramm mit der Bezeichnung „Verse von Goethe, in einer Felsenwand im Park bei Weimar in Marmor eingehauen“.

---

*) In der ersten Fassung als Beilage des Briefes an den Herzog steht 2 bis statt eh, 3 denn statt des in der ersten Ausgabe der Werke eingeführten dann. In der zweiten Ausgabe, die das Lied zwischen Nähe (Lieder 38) und der Uebersetzung des anakreontischen an die Cicade hat, ward wieder denn gesetzt.

**) Dort steht, abweichend vom ersten Druck, 1 bewohnet, 3 Muth statt Trost, 6 Jedem statt Jeglichem. Die Abschrift des Gedichtes von Herders Hand ist zuverlässig, die danach gemachte von Fräulein v. Göchhausen hat zwei so starke wie unzweifelhafte Versehen. Auch zweifelvollen statt zweifelhaften (4) in der Literatur- und Theaterzeitung beruht auf Nachlässigkeit des Berichterstatters.

***) Vgl. R. Springer „Weimars klassische Stätten“ S. 63.

Die Ephemeriden der Literatur und des Theaters gaben am 9. September 1786 unter der Ueberschrift: Die Inschriften im Stern und in Tiefurt unser Epigramm und unter der 13., zwischen ihnen die Verse:

Steile Höhen besuchte die ernste, forschende Weisheit;
Sanft gebahnteren Pfad findet die Liebe im Thal.

In der zweiten Ausgabe erhielt der letzte Vers eine metrische Verbesserung.*) Das Gedicht ist ein herzinniger Wunsch an die wohlthätigen (heilsamen) Nymphen der Felsen und Bäume (Oreaden und Dryaden) des Parkes (vgl. unten 12), die jedem gerne verleihen, was er sich wünscht. So mögen sie dem Traurigen Trost, dem Zweifelhaften Belehrung, was er thun soll, dem Liebenden das Zusammentreffen mit der Geliebten gewähren, die sein Glück ist.**) Höchst anmuthig läuft das Gedicht in das Bedauern aus, daß er nicht jedem Vertrauenden, wie es die Nymphen thun, Trost und Hülfe bieten kann.***) Am 23. November 1778 äußerte Goethe: „Es ist eine Wohlthat von Gott, wenn er uns, was man so selten thun kann,

*) Tröstlich und hülflich statt des ursprünglichen, in der ersten Ausgabe beibehaltenen hülfreich und tröstlich. Handschriftlich hatte Goethe tröstend verbessert. Hülflich ist keine Neubildung Goethes: es verhält sich zu hülfreich, wie tröstlich zu trostreich (auch trostvoll). Umstellung und Form wurden durch den leichtern Abfluß des Schlusses des Pentameters veranlaßt.

**) Alphons wünscht im Tasso (I, 2), daß ihm in seinen Gärten „eine Schönheit in dem Kühlen, wenn er sie suche, gern begegnen möge".

***) Nach 2 sollte Punkt statt des Ausrufungszeichens stehn, da der Vers kein Ausruf, sondern bei gebet ein ihr zu denken ist, das der vorangehende Relativsatz vertritt (vgl. zu Lied 80, 1). Dagegen muß nach 4 Ausrufungszeichen stehn. Wäre zu schaffet, und demnach auch zu gönnt, ein ihr zu ergänzen, so müßte gönnt unmittelbar auf Und folgen.

einmal einen wirklich Elenden erleichtern hilft.“ Die Ode das Göttliche von 1783 (vermischte Ged. 20) beginnt: „Edel sei der Mensch, | Hülfreich und gut!“

9. Erkanntes Glück.

Wahrscheinlich wurde dieses anmuthige Geständniß seines Liebesglückes im August 1782 gedichtet. Am 14. schreibt er der Freundin, heute hoffe er besser des Guten genießen zu können, das ihm so reichlich in ihr und durch sie bereitet sei. In der zweiten Ausgabe traten ein paar metrische Aenderungen ein.*) In beiden Distichen entsprechen sich Hexameter und Pentameter; daß die letztern in ihrem Schlußworte ihr, mir reimen, wirkt nicht störend, da auf beiden der Nachdruck ruht, so daß man sagen könnte, der Reim schließe gleichsam beide Distichen zusammen. Daß die einzig begabte Frau, die überall ihrer außerordentlichen Vorzüge wegen verehrt wird, gerade ihn auserkoren hat, erkennt er dankbar als eine Gunst des ihm gewogenen Geschicks.

10. Ferne.

Goethe sandte dieses 1782 gedichtete Epigramm am 12. April von Meiningen aus an Frau von Stein mit der Bemerkung: „Hier, Beste, ein Epigramm, davon die Dichtung dein ist. Du wirst dich verwundern, wie Herr Jourdain (in Molières Le Bourgeois gentil-homme II, 6), qui faisoit de la prose sans le savoir.“ Mit einigen Aenderungen gab er es zwischen zwei an Frau von Stein gerichteten Gedichten,

---

*) In der ersten lautete 1: „Was die gute Natur weislich nur vielen vertheilet“, 3 stand „begabte, die von so vielen verehrte“.

Nachtstunden und an Lida (vermischte Ged. 32. 33) 1788 in der ersten Sammlung seiner Gedichte.**) Goethe brachte hier ein brieflich geäußertes Witzwort der Freundin (er habe lange Arme, wie die Könige, da er sie auch aus der Ferne an sich heranziehe)***) in Verse, indem er dieses sich selbst in den Mund legt. Schon Ovid kennt die langen Hände der Könige.†)

11. Erwählter Fels.

Auch dieses Epigramm sandte Goethe am 5. Mai 1782 an Knebel. Er hatte es aber wohl schon den 17. April im Sinne oder bereits gedichtet, da er an diesem Tage demselben Freunde schreibt, bald würden die Steine anfangen zu reden; denn hier redet der Stein selbst, was der Liebende ihm anvertraut, er habe ihm allein eine Stimme verliehen. 1788 nahm der Dichter

---

*) Bedächtlich. Die Natur handelt immer mit Bedacht, und so vertheilt sie weise ihre Gaben.

**) Ursprünglich stand 1 hat (statt gab), 2 „Zu des Reiches Heil längere Arme verliehn", 3 „geringem gab" (statt geringen verlieh), 4 „fern und [offenbar zu streichen] halte dich, Psyche". In der zweiten Ausgabe, wo das Epigramm zwischen den Gedichten an Silvien und an Lida steht, ward der zweite Vers umgestaltet, der in der ersten lautet: „Einen längern [in der Handschrift längeren] Arm und eine stärkere Faust", und 3 ist dem vor geringen eingeschoben.

***) Den betreffenden Brief der Freundin hatte er am 11. in Meiningen vorgefunden. Am vorigen Tage hatte er derselben von Ostheim geschrieben, er sei ihr so nah, als wenn er Hand zu Hand reichte. Bronner (Jahrbücher für Philologie und Pädagogik 1893 II, 248. 256) übersieht dies und leitet das Epigramm unmittelbar aus Ovid her, obgleich er selbst Goethes Brief anführt und ferner, daß dessen Poesie von Frau von Stein herrühre, was diese selbst nicht wußte.

†) Her. XVII, 166: An nescis longas regibus esse manus?

die Verse nur mit einer Veränderung auf; zwei bedeutendere erfuhren sie 1806.*) Es spricht sich hier die Seligkeit des im Parke wandelnden glücklichen Liebenden aus. Alle Felsen und Bäume, die er hier auf seiner Wanderung schaut, sind stumme Zeugen seines unbegrenzten Glückes, welche sein freudiger Ruf zu Denkmälern weiht, die ihn immerfort daran erinnern sollen; diesen einen Stein hat er zum Sprecher auserkoren, wie die Muse sich auch ihren Liebling auswählt.**) Heiteres Glück belebt das ganze anmuthig sich ergießende Gedicht.***) Die für den Park bestimmte Inschrift hielt Goethe später zurück und brachte sie an einem von ihm der Stein genannten Felsen hinter seinem Gartenhause auf einem Hügel mit einem von Bäumen umgebenen Ruhesitze an, wo sie noch jetzt in der ursprünglichen Fassung sich findet.†)

12. Ländliches Glück.

Das gleichzeitig mit 8 und 11 an Knebel gesandte Epigramm bezieht sich auf den von der Ilm durchrauschten Park

---

*) Ursprünglich hieß es 6 werde statt bleibe. Erst in der zweiten Ausgabe wurden hier die früheren Lesarten geändert; noch die erste hatte 1: „Hier gedachte still ein Liebender", 6: „Ruf' ich weihend und froh: bleibe mir Denkmal des Glücks!" 7: „Dir allein verleih' ich die Stimme."

**) Die Weihe des Dichters durch einen Kuß der Muse ist eine eigene Wendung nach der deutschen Sage vom Dornröschen. Nach der gewöhnlichen dichterischen Vorstellung schaut die Muse den Dichter bei der Geburt mit gnädigem Blicke an. Vgl. Horaz Oden IV, 3, die Anfänge von Klopstocks Lehrling der Griechen und dem schillerschen Gedichte das Glück. Auf die Lippen des schlafenden Knaben Pindar sollen Bienen Honig gebracht haben.

***) 3 Erhebe im Sinne von „überhebe". — 6 dürfte weihend und froh statt froh weihend nicht ganz bezeichnend sein.

†) Vgl. Springer a. a. O. S. 84 f.

des herzoglichen Gutes zu Tiefurt. In der ersten Ausgabe hat Goethe zwei kleinere Aenderungen, in der zweiten ein paar andere gemacht.*) Aber sonderbar war es, daß nicht in Tiefurt, sondern im Parke die Inschrift in ihrer ursprünglichen Fassung an einem Felsen angebracht wurde.**) Die später am zweiten Distichon vorgenommene Aenderung ist mißlungen und läßt die wirkliche Beziehung nicht ahnen. Im Sommer 1774 hatte Prinz Konstantin das Gut zu Tiefurt mit seinem Erzieher Knebel bezogen; der Pächter wurde entlassen, die Bauergehege niedergerissen und allmählich ein ganz angenehmer ländlicher Aufenthalt geschaffen, auch bald durch vielen Besuch vom nahen Weimar und manche Feste belebt. Besonders das Erntefest und den Geburtstag des Prinzen feierte man stattlich, aber auch sonst ging es bei Besuchen des Hofes, besonders wenn der Herzog anwesend war, hoch her. Wieland preist die hier gepflanzten „lieblichen Wohnungen, Paradiese und Haine“. Aber schon im Juni 1781 begab sich Prinz Konstantin auf Reisen, und Knebel, verstimmt, daß dieser ihn nicht zu seinem

---

*) Schon 1788 schrieb er 2 euern statt euren, 4 geheim auf ihren Pfaden statt sanft auf ihren Tritten, 5 uns statt euch. In der zweiten Ausgabe änderte er 1 o seid, ihr statt seid, o ihr, 2 eueren statt und euern, 3 „Weihend feierten sie im stillen“ statt „Jene feierten erst hier still“, 4 „Wir dem gebahnten [handschriftlich Wir gebahntem] Pfad folgend beschleichen“ statt „Wir beschleichen geheim auf ihren Pfaden“. Die dritte Ausgabe führte 5 den häßlichen, auch in die Ausgabe letzter Hand übergegangenen Druckfehler wohnte statt wohne ein. Seit der Quartausgabe liest man 3 äußerst hart jen' statt sie, was doch nicht ganz willkürlich sein kann, aber von der neuen weimarischen Ausgabe mit keinem Worte erwähnt wird. Freilich ist sie höchst unbestimmt, und die Aenderung könnte Goethe gebilligt haben.

**) Vgl. Springer a. a. O. S. 63.

Reisebegleiter gewählt, zog sich im Spätherbste auf längere Zeit in seine fränkische Heimat zurück. Die Herzogin Mutter wählte sich Tiefurt seit der Entfernung ihres Sohnes zum Sommeraufenthalte, suchte „Tiefurts Haine“ zu verschönern und durch dramatische Vorstellungen zu beleben. Am 26. Juni, etwa zwei Monate nach unserm Gedichte, schreibt die lustige Hofdame der Herzogin Amalie, Luise von Göchhausen, an Knebel, es sei der Herzogin, Goethes und ihr liebster Traum, ihn wieder in Tiefurt zu begrüßen, wenn sie „in diesem lieben, lieben Tempe“ die Sonne untergehn oder den Mond in seiner stillen Pracht aufgehn sähen. Das Gedicht ist wohl geschrieben, ehe die Herzogin für dieses Jahr Tiefurt bezogen hatte. Der Dichter bittet die Götter des Hains, die Faunen*), und die Nymphen der Ilm, sie möchten der entfernten Freunde (des Prinzen und Knebels) freundlich gedenken und die nahen (die Herzogin und alle in Weimar zurückgebliebenen Freunde) erfreuen. Jene hätten hier ländliche Feste in stiller Zurückgezogenheit von der Stadt gefeiert, wozu sie den Ort eingeweiht, da sie ihn zu einem Lustorte geschaffen: sie selbst suchten hier geheim (in kleinerm Kreise, im Gegensatz zu den prunk- und geräuschvollen Festen) das Glück auf, zu dem jene die Pfade gebahnt, erfreuten sich der hier von ihnen geschaffenen Anlagen.**)

*) Am 8. November 1782 schreibt die Herzogin Amalie an Knebel, sie habe ihr Lohhölzchen in einen solchen Zustand gesetzt, daß Faunen und Nymphen sich des Aufenthaltes darinnen nicht zu schämen brauchten.

**) Beschleichen von dem mühelosen Erlangen im Gegensatze zu der Mühe, die jene sich um Tiefurts Einrichtung und hofmäßige Feste gegeben. Der Gegensatz beider Verse zueinander tritt nicht bezeichnend genug hervor, ja still scheint fast gleich geheim ganz gegen die Absicht des Dichters. Daß sie vom Hofe fern gewesen, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden, ist auch

Er schließt mit dem Wunsche, auch Amor möge hier bei ihnen weilen; dieser mache ja die Anwesenden lieb, lasse der Entfernten gedenken. Amor wird hier als Genius der Freundschaft gedacht. Der Schluß ist offenbar Gegensatz zu 4. Goethe änderte 5 euch in uns, was wir für eine entschiedene Verbesserung halten. Wenn er dieselbe Aenderung in 6 nicht eintreten ließ, so muß er auch hier euch als allgemeine Anrede genommen und deshalb die beiden Komma vor und nach gestrichen haben.

13. Philomele.

Am 26. Mai 1782, einem Sonntage, sandte Goethe mit einem freundlichen Morgengruße unser Der Nachtigall überschriebenes Epigramm an Frau von Stein; es war wohl am vorigen Abende, wo er der Freundin entbehren mußte, in seinem Garten gedichtet. Das zweite Distichon lautete hier:

> Damals saugtest du schlürpfend den Gift in die liebliche Kehle;
> Denn wie Cypriens Sohn trifft Philomele das Herz.

Ehe die Verse in Tiefurt unter eine Bildsäule des eine Nachtigall mit einem Pfeile fütternden Amor gesetzt wurden, änderte Goethe 2 Kindisch in Spielend und gestaltete das zweite Distichon also um:

> Schlürfend saugtest du Gift in die unschuldige Kehle;
> Denn mit der Liebe Gewalt trifft Philomele das Herz.

Amor sitzt auf einem Postament von Tuffstein über einer kleinen Steingrotte. Wahrscheinlich meint die Herzogin Amalie unser

---

schon durch die ländlichen Feste angedeutet. Besser träte der Gegensatz hervor, stände hier: „Jene feierten hier einst glänzende ländliche Feste".

Epigramm, wenn sie schreibt, Goethe habe ihr ein solches zu einer Grotte jenseit der Ilm gerade der Einsiedelei gegenüber gemacht. Auch Ludecus gedenkt dieser „Inscription“ Goethes. Die Zeichnung jenes Amors mit der Nachtigall machte ohne Zweifel Oeser, in dessen Nachlaß sich die Bleistiftskizze mit Goethes Versen gefunden hat. Haltlos ist die Beziehung der Distichen auf die reizende weimarische Kammersängerin Corona Schröter. In jener Fassung wurden die Verse unter Goethes Namen bereits am 7. Mai 1785 in den berliner Ephemeriden der Literatur und des Theaters gedruckt und mit einer Abweichung daselbst 1786 unter den Inschriften im Stern und zu Tiefurt (vgl. zu Epigramm 8). In der ersten Ausgabe führte Goethe 2 wieder Kindisch ein, was Sauppe gegen die zarte Würde und Lieblichkeit des Gedichtes zu verstoßen scheint, weil er die Beziehung nicht verstand. Erst in der zweiten Ausgabe erhielt das zweite Distichon die jetzige Fassung. Daß der Gesang der Nachtigall süße Liebessehnsucht in der Seele erregt, erklärt der von der Gewalt der Liebe tief getroffene Dichter durch eine anmuthige Paramythie. Der Gott, der mit seinem Pfeile in kindischem Spiel die Nachtigall ätzt, hatte dabei nichts Arges im Sinne gehabt, aber das Feuer seines Pfeiles theilte sich der Speise mit.*)

*) Die jetzige Fassung des zweiten Distichons billigt Sauppe nicht, mit Ausnahme des schönen die harmlos athmende Kehle. Wie er das auf die Gegenwart gehende nun überflüssig finden konnte, begreift man ebenso wenig als seinen Anstoß an der energischen Verschlingung zu einem Satze. Die Verbindung durchdrungen von Gift die Kehle ist freilich etwas kühn nach der Freiheit der alten Sprachen. Nach So sollte man das störende Komma streichen.

14. Geweihter Platz.

Das, wie manche Epigramme der griechischen Anthologie, in Hexametern abgefaßte Gedicht ward für Tiefurt, wohl im Jahre 1782, gedichtet. Dort steht es auf einem hölzernen Postament der Gipsbüste Wielands, wonach es in Herders Abschrift 'Auf Wielands Büste', in der von der Göchhausen Unter Wielands Büste im Garten zu Tiefurt überschrieben ist; jeder Vers ist in zwei Theile getheilt.*) Am 23. Juni schrieb die Herzogin Amalie, sie habe die Büste ihrer Genien (Goethe, Wieland, Herder) in dem Lohhölzchen aufgestellt und Villoison auf ihren Wunsch ein halb Dutzend (lateinische) Inschriften dazu gemacht.**) Diese scheint sie nicht benutzt und Goethe andere gemacht zu haben. Freilich haben sich nur die auf Wieland erhalten. Mit drei Veränderungen ging das Gedicht in die Sammlung von 1788 über***), wo es auf das vorige folgt; wesentliche Verbesserungen erhielt es in der zweiten Ausgabe.†)

*) Vgl. Springer S. 45 f. Hier schließt 1 „die eine Mondnacht versammelt". 2 steht „von dem Olympe", 3 Gespräche (statt Gesänge). 4 ist ein Pentameter: „Sieht dem heiligen Tanz | Ihrer Bewegungen zu". 6 beginnt sehr hart „Reizendes hervorbringt".

**) Villoisons Brief, in welchem er sie mittheilt, findet sich in meiner Sammlung Zur deutschen Literatur und Geschichte (1858) S. 97 f.

***) 2 Olympus (statt Olympe), 4 „Sieht den freundlichen Tänzen, den stillen Bewegungen zu" (wo zum Hexameter noch die Schlußsilbe fehlt). 6 immer gebar statt hervorbringt.

†) Erst hier schließt 1 „versammelt in heiliger Mondnacht", 2 steht vom (statt von dem), 3 Gesänge (statt Gespräche), 4 „Sieht verschwiegener Tänze geheimnißvolle Bewegung". 5 ist nur eingeschoben, 6 steht das, 7 Alles erzählt er statt Dann erzählt er's, 8 die Musen ihn gleich statt ihn die Musen.

Als Goethe die Verse zum Drucke bestimmte, schien ihm ihre Beziehung auf Wieland so dunkel, daß er ihnen die Ueberschrift Geweihter Platz (in der Handschrift Der geweihte Platz) gab, nicht einmal Tiefurt bezeichnete. Ich hatte früher bemerkt, die Verse bezögen sich nicht auf Wieland, sondern auf tiefurter Genien. Daß ich die Beziehung auf Wieland verkannt, hat mir v. Loeper vorgeworfen. In der Behauptung, die schönen Gesänge bezeichneten den damals neuen Oberon, läßt er sich dadurch nicht irre machen, daß früher Gespräche statt Gesänge stand und auch jetzt die schönen Gesänge nicht des Dichters Gesänge sind, sondern die der Nymphen und Grazien, die er hört, aber doch nicht wiedergibt, wenn er auch einen Theil von dem, was er erhorcht, den Musen erzählt. Oberon war schon im Frühjahr 1780 erschienen; freilich war Goethe noch immer vom Lobe Oberons voll, der immer „als ein Meisterstück poetischer Kunst" geliebt und bewundert sein werde, dem er noch im Neuesten von Plundersweilern durch Oberon selbst einen Lorbeerkranz bringen läßt, aber er dürfte auch die beiden der Herzogin-Mutter, deren verehrter Gast Wieland häufig zu Tiefurt war, gewidmeten Gedichte An Olympia zum 24. Oktober 1781 und Neujahr 1782 im Sinne haben, die er wohl ebenso gelobt haben wird, wie wir es von dem ersten Gedichte An Olympia vom Oktober 1777 wissen, wenn er auch für das eigenste Gebiet Wielands die Märchendichtung hielt, durch die dieser jeden amüsiren werde, der nur amüsabel sei. Blumes Beziehung auf die schon 1768 erschienene, vom jungen Goethe verschlungene Musarion oder die Philosophie der Grazien wegen der Erwähnung der Grazien neben den Nymphen ist durchaus willkürlich; diese

deutet darauf so wenig wie auf Wielands Gedicht Die Grazien in sechs Büchern von 1770. Wielands Dichtung, erklärt v. Loeper, werde als unmittelbare Eingebung der Musen und Grazien gefeiert. Aber daß der Dichter (3) Wieland sei, kann man nur daraus schließen, daß es als Weihe vor seiner Büste sich fand; jetzt, wo die Ueberschrift von einem örtlich nicht näher bestimmten durch den Tanz der Nymphen und Grazien in der Mondnacht geweihten Platze spricht, fehlt jede Veranlassung, an Wieland in Tiefurt zu denken. Bei dem Reigen (vgl. zu Balladen 6 Str. 5, 3) der Nymphen und Grazien schwebt die Stelle des Horaz (carm. I, 4) vor: „Schon führt Venus Cythere beim Scheine des Monds die Reigentänze; | Gemischt mit Nymphen schlagen fußabwechselnd | Liebliche Grazien hüpfend den Boden.“ Vgl. daselbst I, 30, 5. 6. Hier singen sie auch und zeigen dem Dichter die geheimnißvolle Bewegung ihrer dem gewöhnlichen Auge verborgenen und deshalb von keinem verrathenen Tänze. Das Herrlichste und Schönste sieht er im wachenden Traume, den Musen erzählt er es, aber diese gebieten ihm, nicht alles, was er gesehen, zu verkünden, er soll verschweigen, was die Götter den Menschen verheimlichen wollen. Irren wir nicht, so wollte Goethe hier dichterisch darstellen, daß Wieland seine besondere Gabe zur Märchendichtung dem Aufenthalt in Tiefurt verdanke, wo er die Tänze der Nymphen und Grazien im Mondschein geschaut. Man kennt die Sage, daß der Kardinal Hippolyt von Este Ariost, als er ihm seinen rasenden Roland überreicht hatte, mit der Frage verletzte: „Wo holt ihr alle die Narrenspossen her?“ Launig ließ Goethe Wieland seine bunte Märchenwelt aus dem Schauen der Tänze der Nymphen und Grazien in heiliger Mondnacht schöpfen.

15. Der Park.

Zu Gotha am 9. oder 10. Mai 1782 oder auf dem Ritte nach Meiningen am 11. gedichtet. Der neuangelegte englische Garten des Herzogs von Gotha hatte Goethe an den schönen Tagen, deren er nach längerm schlechten Wetter sich erfreute, heiter gestimmt. „Genieße doch ja des ersten Grüns und der Nachtigallen im Garten", schrieb er am 9. seiner Herzensfreundin. Am gothaer Hofe fand er alles in trauriger Lage (des Herzogs Frau war sehr krank, seine Geliebte lag am Tode und in der Stadt herrschte die Influenza), während er selbst so glücklich war. In der ersten Ausgabe der Werke traten mehrere Aenderungen, andere in der zweiten ein.*) Das volle Bewußtsein des eigenen Glückes spricht aus den tief empfundenen Versen. Die Großen, die Götter der Erde, wie sie der Volksmund nennt, können freilich aus einer Wüste den herrlichsten Park mit allem reichen Leben der Natur schaffen, nur sich können sie dadurch nicht Glück und Ruhe bereiten, die in uns selbst liegen. Man

---

*) Ursprünglich stand, wie Herders Abschrift zeigt, 1 *entsprang*, 2 *Ward*, 5 *eure* und *vollendet*. Aus dieser ersten Fassung hatte der erste Druck 3 „Wohl ahmt ihr dem Schöpfer nach; und", 5 *eure*, 6 „Fehlt hier Ein (ursprünglich *ein*) glücklicher Mensch" beibehalten. Richtig war darin *Fisch'* statt *Fisch* gedruckt. Die zweite Ausgabe setzte 3 „Wohl dem Schöpfer ahmet ihr nach", 5 *euere*, 6 *Fehlt hier ein Glücklicher, fehlt*. Letzteres ist wohl Versehen, da *Glücklicher* dann als drei Längen gemessen sein müßte, ging aber auch in die Ausgabe letzter Hand über, wenigstens in dem mir vorliegenden Abdruck. In andern Abdrücken scheint *hier* richtig nach *Glücklicher* zu stehn, was die weimarische Ausgabe gibt, während die Quartausgabe noch den lahmen Vers hat. *Fehlet* schreibt der weimarische Herausgeber, so viel ich sehe, aus eigener Macht.

darf unter dem Glücklichen nicht an andere als an die Großen selbst denken.*)

16. Die Lehrer.

Das wohl 1784 entstandene Gedicht fand sich auch im Nachlaß der Frau von Stein.**) Jeder bedeutende Mann folgt dem Triebe seiner eigenen Natur. Es war dies ein Kernspruch aus Goethes Lebensweisheit. Alexander wäre nicht Alexander gewesen, hätte er auf die Lehren der Genügsamkeit und der Entsagung hören können, die ihm Diogenes und Kalanus gaben; diese waren einem selbstgenügsamen Weisen, einem der Welt entsagenden Bramanen gemäß, nicht dem Weltherrscher, den es nach immer höherer Macht drängte, der sich nicht von andern belehren lassen konnte. Diogenes, der Cyniker, den die spätere Sage in einem thönernen Fasse wohnen ließ (so schon bei Juvenal XIV, 308—314), soll dem Alexander auf die Frage, ob er etwas bedürfe, erwidert haben, er möge ihm nur aus der Sonne gehn, deren Schein ihn wärme. Der Bramane Kalanus ließ sich, als er erkrankt war, trotz des Versuches des ihm wohlwollenden Alexander, ihn von diesem Entschlusse abzubringen, auf einem Scheiterhaufen verbrennen, um nicht durch seine Krankheit zu einer weichlichern Lebensart gezwungen zu sein. Vgl. die zahmen Xenien VI, 93. Epigrammatisch 28.

---

*) Das harte aus Oed' und aus (statt aus Oede und) sähe man gern geändert. v. Loeper war so glücklich, in Oede und Wüste einen Anklang an das biblische „wüst und leer“ zu finden! — 2. Das Licht ist der Sonnenschein. — 4. Es ist aus 3 ein schafft ihr zu ergänzen. — 6. Ein Glücklicher, der sich der schönen Schöpfung als Besitzer freue.

**) In der zweiten Ausgabe setzte Goethe 4 auch statt selbst.

In gewisser Weise entspricht die Fabel Adler und Taube (vermischte Ged. 16).*)

17. Versuchung.

Goethe sandte das Gedicht wohl Mitte Juni 1782 (man könnte an den Frohnleichnamstag den 6. oder an Sonntag den 16. denken) seiner Herzensfreundin, welche an dem Tage zum Abendmahl ging, was sie nicht allein in der Woche vor Ostern, sondern auch zu andern Zeiten that. Schöll setzt das Gedicht zwischen die Briefe vom 1. und 4. Juni 1782. v. Loeper weiß, daß es Donnerstag den 1. Juni 1781 mit den ersten Erdbeeren geschickt worden. Für das Jahr 1781 könnten nur die mehreren Zettel dieses Jahres sprechen, die der Sendung von Erdbeeren gedenken (noch am 15. Juni). Aber wir kennen aus diesem Jahre kein Gedicht in Distichen. In der ersten Ausgabe änderte Goethe nur ein paar Formen; bedeutendere Verbesserungen erfuhr das Epigramm in der zweiten.**) Der Streit zwischen Himmel und Erde tritt hier anmuthig hervor. Das irdische Verlangen hat Eva dem Himmel entzogen, das

---

*) Still und mit Lust bilden Gegensätze; letzteres bezieht sich auf seine Ehrsucht. Rasch heißt Alexander, weil es ihn immerfort zu Thaten drängte, durch die er seinen Ruhm vermehre, wie er schon als Knabe bedauerte, daß sein Vater ihm nichts zu thun übrig lassen werde. Alexander soll, da andere über den Diogenes spotteten, diese mit den Worten zurechtgewiesen haben, er möchte Diogenes sein, wäre er nicht Alexander. Die von Plutarch erzählten Geschichten waren Goethe längst bekannt.

**) Ursprünglich lautete 1: „Eine schädliche Frucht reicht' unsre Mutter dem Gatten". 2 stand „Und von thörigen (thörichten 1788), 3 „Von dem heiligen Leib" (Leibe 1788), 5 „dir schnell (gleich 1788) die Früchte". In der ersten Ausgabe findet sich 4 Lidia.

Entgegengesetzte wünscht er durch seine süße Frucht der Erde bei der Freundin zu verhüten. Wie Eva auf der einen Seite mit der Freundin, so tritt sie auf der andern mit dem Dichter selbst in Gegensatz. Die Tage, an denen die geliebte Freundin zum Abendmahl ging, berührten ihn ganz eigen, der selbst, wie er einmal sagt, weder auf diesem noch jenem Berge betete, aber die fromme Andacht der Freundin als stillen Erguß ihrer edlen Seele verehrte. Am 16. Juni 1782 schreibt er derselben, er überlasse sie für heute frühe dem Priester (Herder), da er gewiß sei, daß sie auch unter dem Gebet seiner gedenken werde, ein Gedanke, der auch leicht zu einem Epigramm hätte zugespitzt werden können. Lydia nennt er die Freundin, wie in einem Gedichte von 1781 Lida (vermischte Ged. 33), welchen Namen er erst später (oben 10) statt Psyche, vermischte Ged. 41 statt Lotte setzte. Vom Oktober 1781 ist das Gedicht an Lida vermischte Ged. 33. Die Form Lydia (Horaz nennt so seine Geliebte mehrfach) könnte durch den Vers veranlaßt sein. Etwas „Petulantes" fand Viehoff in unserm Gedichte.

18. Ungleiche Heirat.

Das launige Distichon, das wohl dem Jahre 1785 angehört*), soll schalkhaft darauf deuten, daß man über den Mangel an Uebereinstimmung zwischen Gatten sich nicht zu wundern brauche, da ja selbst die Verbindung Amor und

---

*) In der ersten Ausgabe lautete 1: „Selbst das himmlischte Paar fand doch sich ungleich zusammen", 2 stand „bleibt immer ein Kind". Sie stimmte ganz mit Goethes ursprünglicher ohne Ueberschrift erhaltener Fassung überein, nur stand in dieser Auch statt Selbst. In Herders Abschrift liest man himmlische, wogegen die der Göchhausen himmlischte hat.

Psyche, die seelenhaftesten Götter, nicht geeinigt habe, weil Psyche ihrer Natur gemäß immer ernster geworden (das ist unter der mit den Jahren kommenden Klugheit zu verstehn), Amor kindisch geblieben sei. Meine frühere Deutung, daß bei aller mit den Jahren zunehmenden Besonnenheit die Liebe sich nicht beruhigen lasse, sondern immer wieder hervorbreche, nehme ich zurück. Die von Appulejus in seinem goldenen Esel erzählte mystische Sage von Amor und Psyche war Goethe früh bekannt geworden und er spielt mehrfach, wie am 25. Oktober 1780, auf sie an. Knebels Bearbeitung derselben las er schon im Anfang dieses Jahres. Das tiefurter Journal brachte vom Oktober 1781 bis zum Februar 1782 (Stück 10 bis 20) eine Uebersetzung der Herzogin Mutter von Firenzuolas freier Wiedergabe des Appulejus.

19. Heilige Familie.

Frau von Stein besaß das Gedicht unter der Ueberschrift Santa famiglia, die es auch in Herders Abschrift führt. Die scherzhafte Bezeichnung war sehr geläufig. Es ist wohl gleichzeitig mit dem vorigen.*) Schöll vermuthet es sei durch Zeichnungen von Raphael, die der Dichter in Gotha gesehen, veranlaßt. Zeichnungen des Herzogs und einen Raphael sah er dort im Oktober 1781, ein köstlich illuminirtes Kupfer nach diesem Ende März 1782. Aber viel eher denkt man an Guilio Romanos heilige Familie. Schalkhaft äußert der Dichter den Wunsch, Mutter und Kind recht herzen zu können, nicht so

*) Ursprünglich stand 3 himmlische (statt herrliche), 4 Stünd ich Unglücklicher nicht heilig. Erst die zweite Ausgabe führte Stünd' ich Armer nicht so ein.

heilig, wie der Pflegevater Joseph, dabei stehn zu müssen. Vgl. Epiphanias (gesellige Lieder 19 Str. 6, 3). Im Jahre 1817 (Kunst und Alterthum I, 3, 68, Bildende Kunst, Naivität und Humor) bemerkt Goethe, die Künstler hätten es auf den heiligen Joseph abgesehen, selbst die Byzantiner stellten ihn bei der Geburt des Heilands immer verdrießlich vor.

20. Entschuldigung.

Goethe schrieb dies bon mot am Abend des 9. November 1782 auf dem Zimmer der Hofdame der Herzogin Amalie, Fräulein von Göchhausen. Es erschien im Journal von Tiefurt Stück 40 (vom 2. Dezember 1783). Schalkhafte Erwiderung, daß der Mann nicht weniger unbeständig als das Weib sei, wohl durch einen besondern Fall veranlaßt.

21. Feldlager.

Am 26. Juli 1790 folgte Goethe seinem seit einigen Jahren in preußischen Diensten stehenden Herzoge nach Schlesien, um den Uebungen des Feldlagers beizuwohnen. Schon Tags darauf wurde zu Reichenbach die bekannte Konvention zwischen Preußen und Oesterreich geschlossen. Am 21. August theilte Goethe Herder diese Verse mit, die erst nach seinem Tod in der Quartausgabe erschienen.*) Wie das so nutzlose wie unbequeme Feldlager, das die beiden ersten Verse hübsch schildern, das Verlangen nach einer Liebschaft wach rufe, um die Lang=

*) Im Briefe an Herder findet sich 3 Kriegrisch (in der weimarischen Ausgabe der Briefe steht irrig Kriegerisch) und Schlesiens, 4 sehen mit muthigem Blick. Den Herausgebern lag wohl eine andere Abschrift von Goethes Hand vor.

weile des Lebens auf dem Lande zu würzen, deutet der Dichter, der sich selbst nach seiner lieben Christiane sehnte, schalkhaft an. Das Epigramm ward zu Anfang des Monats während des Aufenthaltes in der Grafschaft Glatz (vom 3. bis 9.) wenigstens in Gedanken entworfen. Schon am 10. schrieb er, die ganze Armee mache nun nach geschlossenem Frieden sachte Rückbewegungen. In Goethes Notizbüchlein (zu 25) von der schlesischen Reise findet sich der Entwurf des folgenden Epigramms, auch anderer, aber keine Spur von diesem, das er gleich in unserm Briefe hingeschrieben zu haben scheint.

22. An die Knappschaft zu Tarnowitz.

J. G. Schummel fand unsere Verse mit der jetzigen Ueberschrift und dem Datum des 4. September 1790 im Fremdenbuche der eine Viertelmeile von Tarnowitz entfernten Königshütte, in welches Goethe sie mit seiner Unterschrift hatte eintragen lassen, und theilte sie 1792 in seiner Reise durch Schlesien im Julius und August 1791 mit. Goethe besuchte auf der mit dem Herzog angetretenen Reise durch Oberschlesien nach Wiliczka und den bedeutendsten österreichischen Salzbergwerken, Krakau und Czenstochau, auch Tarnowitz mit dem wichtigen Bergbau auf silberhaltiges Bleierz, nebst Steinkohlen-, Galmei- und Eisengruben in der nächsten Umgegend. Der Bergbau zog damals Goethe besonders an, weil das Silberbergwerk zu Ilmenau ihm sehr am Herzen lag. Der die Reisenden begleitende Graf Reden, Direktor der schlesischen Bergwerke, zeigte ihnen die unter Anwendung von Dampfmaschinen Silber und Blei fördernden Werke. Wenn unsere Verse in der Quartausgabe, welche sie zuerst aufnahm, die

Ueberschrift Wieliczka tragen, so kann diese sie nicht aus Schummels Reise genommen haben, sondern nur aus dem Bericht eines spätern Reisenden, wohl Nöggeraths, der sie als wirkliche Inschrift in Wieliczka fand, wo man sich jenes Eintrages in das Fremdenbuch der Königshütte glücklich bediente. Nöggerath hat seine Reise nach Böhmen in einem besondern Buche beschrieben, aus dem die betreffende Stelle in der Kölnischen Zeitung mitgetheilt wurde. Ganz im Sinne des griechischen Epigramms springt hier aus der lebendigen Anschauung der allgemeine für die sittliche Führung des Lebens bedeutsame Satz heraus.*)

23. Sakontala.

Am 17. Mai 1791 sandte G. Forster seine Uebersetzung der 1789 zu Kalkutta erschienenen, von W. Jones gelieferten englischen Uebertragung der Sakuntala des berühmten indischen Dramatikers Kalidâsas an Herder, gleichzeitig auch an Goethe. Unsere Verse legte letzterer bereits dem Briefe vom 1. Juni an Jacobi bei, und sie erschienen gleich darauf unter der Ueberschrift Sinngedicht mit Goethes Namen im Juliheft der deutschen Monatsschrift. Im folgenden Jahre setzte Herder seinen Briefen über ein morgenländisches Drama (eben die Sakontala) in den Zerstreuten Blättern

*) Ins Schlesische Reisebüchlein trug Goethe am 4. September 1790 in einem schlotterigen Wagen eine Aufzeichnung ein, die wegen der Stöße und Unruhe unlesbar wurde, so daß wenige sichere Züge sich noch heute ergeben, nur sieht man, daß der Inhalt dieses Grußes an die Knappschaft von Tarnowitz nicht wesentlich verschieden ist und kann man zweifeln, daß der Anfang ursprünglich gleichlautend gewesen sei, besonders das ihm übelgenommene Wort: „Fern von gebildeten Menschen am Ende des Reiches."

unsere Verse mit Goethes Namen vor. Auch auf das Vorsatzblatt der reich gebundenen Uebersetzung Forsters, die er der Malerin Angelika Kauffmann verehrte, trug er sie zugleich mit einem Verweise auf Herders Abhandlung ein. Mit den hier sich findenden Abweichungen*) ging das Epigramm in die Quartausgabe über. Die Herausgeber scheinen den Abdruck in der Monatsschrift übersehn und die Verse nur aus Herder gekannt zu haben, dem die Abweichungen angehören. Die goethesche Fassung dürfte, abgesehen von der ganz mangelnden Gewähr der herderschen Lesarten, den Vorzug verdienen, schon weil die störende verschiedene Anrede dadurch vermieden wird. In drei abwechselnden Wendungen wird hier dem indischen Gedichte das Schöne und Gute zuerkannt und es für das Höchste in seiner Art erklärt. Aehnlich äußerte Goethe einige Jahre später über Herders Terpsichore, sie erinnere, wie die Ananas, an alle gutschmeckenden Früchte, ohne an ihrer Individualität zu verlieren. Später schilderte er Sakontala, in deren Bewunderung sie sich Jahre lang versenkt hätten, in folgender Weise: „Weibliche Reinheit, schuldlose Nachgiebigkeit, Vergeßlichkeit des Mannes, mütterliche Abgesondertheit, Vater und Mutter durch den Sohn vereint, die allernatürlichsten Zustände, hier aber in die Regionen der Wunder, die zwischen Himmel und Erde wie fruchtbare Wolken schweben, poetisch erhöht und ein ganz gewöhnliches Naturschauspiel durch Götter und Götterkinder aufgeführt." Der Dichter erscheine hier in seiner höchsten Funktion.

---

*) An allen vier Stellen willst (oder vielmehr, wie Herder schrieb, willt) du statt will ich, 1 Blüte statt Blumen. Spätern 1 in der Monatsschrift war Druckfehler.

24. Der Chinese in Rom.

Eine „arrogante" Aeußerung, welche sich der 1796 bei seinem Besuche in Weimar vergötterte, mit Herders Forderung sittlicher Wirkung der Dichtung übereinstimmende Jean Paul in einem Briefe an Knebel vom 3. August*) über Goethe, dessen jedes sittlichen Gehaltes entbehrende neuere Dichtungen (Elegien, Epigramme und Wilhelm Meister) und seine gräzisirende Kunstrichtung überhaupt gestattet hatte, ergrimmte den Dichter, der ihn mit freundlicher Schonung aufgenommen hatte, so gewaltig, daß er am 10. unsere Verse an Schiller für den Almanach mit der Bemerkung sandte, er habe nichts dagegen, daß, wenn er sie brauchen könne, sein Name darunter stehe. „Der Chinese soll warm in die Druckerei kommen", erwiderte Schiller: „das ist die wahre Abfertigung für dieses Volk." Jean Paul spottet in der am 22. August desselben Jahres abgeschlossenen „Geschichte der Vorrede zur zweiten Auflage des Quintus Fixlein" auf die neuere Kunstrichtung, der es nur auf Form, nicht auf den Inhalt ankomme, den sie kaum brauche, und vollends von Humor, der bei keinem der Alten sich finde und so verwerflich als ungenießbar sei, nichts wissen wolle, ja der dort auftretende „gräzisirende Formschneider" Kunstrath Fraischdörfer zielt auf Goethe. Daß der Chinese in Rom sich gegen Jean Paul richte, ahnte weder dieser selbst, noch einer von allen nicht eingeweihten Zeitgenossen; bezieht ja

*) In dem Abdruck des Briefes in Knebels Nachlaß (II, 417 f.) ist diese Aeußerung offenbar vor den Worten: „Ihre Elegien" absichtlich weggelassen. Wunderlich bezieht Viehoff „Ihre Elegien" (d. h. Knebels Uebersetzung der properzischen), deren Empfang er geträumt habe, auf die schon vor mehr als einem Jahre erschienenen von Goethe.

selbst Jean Pauls Neffe Rich. O. Spazier in seinem biographischen Kommentar zu dessen Werken (1833), Goethes Aeußerung im Briefe an Schiller auf die beiden Xenien Jean Paul Richter und An einen Lobredner.*) Goethe nahm das Epigramm in der zweiten Auflage nach Epigramm 20 auf.**) Die Verse bezeichnen mit scharfem Spotte den Mangel an jedem Begriffe von reiner Geistesstimmung und Kunstvollendung, daß man, statt sich zu bewußter Klarheit und durchsichtiger Form zu erheben, sich den Willkürlichkeiten seiner zuchtlos ausschweifenden Natur überlasse und ohne jede Ahnung, daß die wahre Kunst auf ideale Darstellung der reinen Natur gerichtet sei, sich zur widerwärtigsten Unnatur und Geschmacklosigkeit verirre. Der Vergleich des lustigen Gespinnstes seiner Einbildung mit dem ewigen (vgl. Lied 72, Str. 3, 1) Teppiche der soliden Natur deutet darauf, daß der Schwärmer sein Gebilde für natürlich, aus dem reinen Geiste der Menschennatur geboren hält. In echt, rein 9 geht echt auf die gesunde Natur, rein auf Freiheit von jedem eingedrungenen Krankheitsstoffe. Die Vergleichung ist eine der allerglücklichsten und nie ein treffenderes Wort über Jean Pauls wunderliche Verschnörkelungen gesagt worden. Der Ausdruck Schwärmer verhinderte wohl die Deutung auf die Manierirtheit der Dichtungen unseres großherzigen Humoristen, der nie

*) Die richtige Beziehung gab das Register zur zweiten Auflage des Briefwechsels zwischen Schiller und Goethe.

**) Ursprünglich hatte er 5 Latten und Pappen und Schnitzwerk diktirt, aber handschriftlich beidemal an statt und verbessert, dagegen vor dem Drucke das erste und hergestellt und für und Schnitzwerk gesetzt Geschnitz. Das Komma nach echten 9 ist mit Unrecht hier und in allen folgenden Ausgaben weggefallen.

erfuhr, daß dieser scharfe Pfeil in Goethes Werken auf ihn ziele. Auch Herder hatte es nicht gemerkt.

25. Physiognomische Reisen.

J. K. Aug. Musäus, seit 1769 Professor am weimarischen Gymnasium, gab, wie er 1760—1762 das Grandisonfieber in seinem Grandison der Zweite verspottet hatte, 1778 und 1779 ohne Nennung seines Namens vier Hefte physiognomischer Reisen heraus; sie stellen einen närrischen Menschen dar, der auf Physiognomik ausreitet, aber durch traurige Erfahrungen gewitzigt und allmählich zur Einsicht gebracht wird, daß es mit der ganzen Physiognomik nichts sei. Der Dichter nimmt sich in unsern wohl 1778 gedichteten Versen der geschmähten Kunst an, welcher er selbst auf Lavaters Anregung große Neigung zugewandt hatte, wenn er auch von den Uebertreibungen des Meisters, an dessen physiognomischen Fragmenten, besonders den beiden ersten Bänden, an denen er keinen unbedeutenden Antheil gehabt, sich fern zu halten wußte. Gedruckt erschienen die Verse erst in der Abtheilung Epigrammatisch der dritten Ausgabe. Sie waren nicht zur Veröffentlichung bestimmt, da er einen in Weimar angestellten und in seiner Art selbst beim Liebhabertheater sehr brauchbaren, wenn auch äußerlich etwas seltsamen Mann nicht dem Spotte aussetzen wollte, wenn er auch heimlich über dessen volksmäßige Weisheit sich lustig zu machen nicht unterlassen konnte. Die Verse hatten sich wohl in Goethes Archiv gefunden, als Riemer nach Ungedrucktem zur Bereicherung der dritten Ausgabe suchte. Heute findet sich in Goethes Archiv keine Spur mehr davon, wie auch sonst manches Werthvolle ihm entfremdet worden.

Der Dichter verweist hier die Physiognomisten (er denkt sie betroffen durch den Spott des rohen Wanderers"*), dessen derbe Späße jeder Ahnung der geheimen Wirkung der schöpferischen Natur entbehren) von diesem hausbackenen Musäus an die der edlen, stillen Betrachtung geweihten Musen, auf deren leise, aber heilige Lehre sie allein achten sollen. Unbegreiflich ist es, wie man den Dichter hat sagen lassen, die Physiognomik solle im Dienste der Musenkünste und speziell der Dichtkunst und der bildenden Kunst stehn, ohne zu erkennen, wie gerade der Name Musäus ihm diese sinnige Wendung des Gedankens eingegeben, ein roher, von reinem Naturgeiste ferner Sinn vermöge nicht das geheime Walten der Natur zu ahnen. Sein roher Wanderer ist ein beschränkter Vertreter der Nützlichkeit, der Goethe immerfort widerwärtigen Teleologie, der keinen Sinn für den heiligen Werth der Wissenschaft hat, zu deren Förderung jeder Beitrag wichtig ist. Freilich hat Lavater das hohe Ziel der Physiognomik nicht erreicht, aber auch nur physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe versprochen und sich durch diese verdient gemacht. Verspottung von ernst und besonnen unternommenen wissenschaftlichen Arbeiten war Goethe immer verhaßt, wie er denn auch solche als Leiter der Bühne nie duldete, worüber er sich in seinen Annalen (den Tag- und Jahresheften) unter dem Jahre 1803 näher ausgesprochen.

Die durch den Angriff von Musäus bedenklich gewordenen Liebhaber der Physiognomik deuten schon selbst in ihrer besorgten

*) In ganz anderer Beziehung ist im Gedichte an Musäus vom Jahre 1786 vom „kieler Wandrer" die Rede.

Frage die Richtigkeit jenes philisterhaften Angriffes an, indem sie den in den Reisen auftretenden Wanderer als roh bezeichnen und die ewige Wahrheit der Natur hervorheben, die am wenigsten in der edelsten, der Menschengestalt lügen könne, wobei sie den Gegensatz von Adel und Größe der Seele zu Albernheit und Beschränktheit hervorheben und den Vorwurf zurückweisen, durch Eitelkeit zu ihrer betrügerischen Lehre verleitet zu werden.*) Mit ihrer besorgten Klage, daß das Licht, was sie zu sehn geglaubt, ihnen auf einmal getrübt sei, ist es ihnen nicht zu ernstlich gemeint. Die Antwort, die einem musenbefreundeten Dichter in den Mund gelegt wird, fordert sie zunächst auf, nicht auf die Worte von jedem zu hören, der das Wort zu führen sich anmaßt (sie verdienten dann getäuscht zu werden), sondern sich an ihre Meister zu halten, die Weisen, welche sorgfältig den Spuren der Natur nachgegangen, zu diesen sollen sie zurückkehren. Dieses aber kleidet der Dichter, in launiger Benutzung des Namens Musäus, den der weimarische Professor gleich dem weisen altgriechischen Sänger zufällig führte, aber nichts weniger als ein Liebling der Musen und Grazien war, sondern, wenn auch seiner Gutmüthigkeit und Originalität wegen am Hofe und in der Stadt beliebt, eine halbkomische Figur machte, in den Rath zu den die Geheimnisse der Natur durchschauenden Musen zurückzukehren. Die Musen allein lehren

*) Daß die Betrüger oft betrogen werden, ist eine bekannte Redensart, die schon auf Augustinus zurückgeht. An eine Beziehung auf Lessings Erzählung von den drei Ringen im Nathan ist nicht zu denken. Wie betrogen zu fassen sei, deutet das vorhergehende eiteln an; sie betrügen unwillkürlich, indem sie eine von ihnen für wahr gehaltene Truglehre verbreiten. Vgl. zu den venediger Epigrammen 52, 2.

die Wahrheit, da sie alles wissen, wie es bei Homer heißt (Ilias II, 485): „Ihr seid Göttinnen, seid zugegen und wißt alles", wogegen hier ihnen ihre Weisheit sie alles erkennen lehrt. Vgl. den Schluß von Goethes Gedicht Die Metamorphose der Thiere und oben Geweihter Platz 8.

26. Spiegel der Muse.

Schon in der ersten Auflage habe ich bemerkt, daß diese Verse in Goethes Tagebuch am 22. März 1799 unter dem Namen Die Muse und der Bach als eben gedichtet bezeichnet werden. Goethe war am vorigen Tage nach Jena gekommen, um an seiner Achilleis weiter zu dichten (an der zweiten Rede der Thetis). Unter der jetzigen Aufschrift erschienen sie gleich darauf am Anfange des neuen Heftes der auf Kunst bezüglichen Zeitschrift Propyläen (II, 21), für die sie gedichtet wurden. Vgl. zu 27 Phöbos und Hermes. In der zweiten Ausgabe folgten sie unmittelbar nach Epigramm 26, dem 24 vorausging. Die schöne Paramythie spricht den Gedanken aus, der sich eben wieder Goethe lebhaft aufdrängte, daß der Dichter zu seinen Schöpfungen der Einsamkeit bedarf, diese im Getümmel der Welt nicht gedeihen. Der eilend rauschende Bach versinnlicht Unruhe, in welche die Zerstreuungen der Welt die Seele setzen; die Muse mag darin ihr verzogenes Bild nicht schauen, während jener in seiner Beschränktheit meint, er spiegle die Muse ganz getreu ab. Nur in der stillen Ruhe, welche der unbewegte See darstellt, fühlt die Muse sich rein, wie sie ist; an diesem bleibt sie stehn, freut sich in ihm ihr reines Bild zu schauen. Etwas sonderbar ist die Vorstellung, die Muse bedürfe, um sich zu schauen, eines Spiegels, und deshalb eile sie

zum See, aber auf dem Wege zu ihm sehe sie zufällig in einem Bach ihr Bild, der See zeige ihr aber, daß ihr Kranz nicht richtig stehe. Ich verstehe nicht, wie v. Loeper das Gedicht „ein Zeit- und Lebensbild“ nennen kann.

27. Phöbos und Hermes.

Das Gedicht eröffnete das erste Heft des zweiten Bandes der Propyläen. Den Anfang der Handschrift des Heftes sandte Goethe am 13. Februar 1799 zum Druck.*) Ueber seine Stelle in der zweiten Ausgabe vgl. zu 26.**) Den Gegensatz zwischen den vom tiefen Kunstgefühle erfüllten wahren Freunden der Dichtung und dem Schwarm derjenigen, die sie als Spielwerk zu selbstsüchtigen Zwecken mißbrauchen, spricht unsere Paramythie treffend aus. Beider Gesinnung verräth Ares, in ähnlicher Weise wie bei dem Urtheilsspruche des Salomon die eine der beiden Frauen, als er die Leier gewaltsam zerschlägt. Die griechische Sage weiß, daß Hermes die von ihm erfundene Leier

*) Da das Heft in Weimar gedruckt wurde, sandte er die Handschrift von Jena, wo er seit dem 7. Februar sich befand, an Freund Meyer. Diesem schrieb er am 12. Februar: „Sonnabends erhalten Sie das Manuskript zu dem ersten Bogen der Propyläen. In kurzer Zeit soll das Ganze in Ordnung sein. Die paar poetischen Zeilen an der Spitze werden nicht übel thun und überhaupt kann in jedem Stücke ein kleines Gedicht nicht schaden.“ Meyer, den er am 7. verlassen, muß also diese Verse schon gekannt haben. Sie könnten sehr wohl schon in den letzten Monaten des vorigen Jahres gedichtet sein. Aus dem November sind zwei kleine Gedichte in Distichen.

**) Goethe schrieb hier 5 dränget statt drängt. Erst seit der Quartausgabe ward 6 er nach Schlägt eingesetzt; es scheint nöthig, da sonst schlägt unmittelbar auf heran folgen müßte. Die Ausgabe letzter Hand versah wünscht 3 und verlangt 4 richtig mit Apostrophen.

an Apollon abtrat. Auch kennt sie einen auf Kunstdenkmälern dargestellten Kampf zu Delphi um den Dreifuß zwischen Apollon und Herakles, den des Zeus Blitz entscheidet. Danach bildete Goethe seine Paramythie. Die Bezeichnung Apollons als ernster Beherrscher seiner Heimat Delos und des Hermes als gewandter Sohn einer andern Geliebten des Zeus, der Maja, deutet schon auf den Gegensatz. Die Ausführung zeigt im ganzen wie im einzelnen hohe Vollendung. Nach v. Loeper wäre es „auch ein Zeitbild". Der griechischen Götternamen bediente sich Goethe, wie in der gleichzeitig gedichteten Achilleis.

28. Der neue Amor.

Wie Goethes Campagne in Frankreich berichtet, 1792 in Münster bei der Fürstin Gallizin gedichtet, wo er vom 4. bis zum 10. Dezember verweilte. In diesem frommen Kreise ließ sich nicht verbergen, daß „die reinste christliche Religion mit der wahren bildenden Kunst immer sich zwiespältig befinde, weil jene sich von der Sinnlichkeit zu entfernen strebt, diese nun aber das sinnliche Element als ihren eigentlichsten Wirkungskreis anerkennt und darin beharren muß". Man schien dort mit diesem „allegorischen Glaubensbekenntniß" nicht ganz unzufrieden zu sein. Gedruckt erschien das Gedicht erst in Schillers Musenalmanach für 1798.*)

Die Paramythie deutet darauf, daß die reine Liebe zur wahren bildenden Kunst auf der durch Geist geläuterten Sinn-

*) Hier ward 1 das ursprünglich nach nicht stehende aber, dann 5 und vor die Heilige gestrichen. 3 stand erblickt auch noch in der zweiten Ausgabe ohne Apostroph. Die ursprüngliche Form findet sich in Goethes Campagne.

lichkeit beruht. Amor ist hier als die wilde Sinnlichkeit gefaßt und ihm die Verführung der Psyche zugeschrieben gegen die gangbare Sage. Vgl. Epigramm 18. Eine ähnliche freie Dichtung des Amor gestattet sich Leonore im Gespräche mit der Prinzessin im Tasso I, 1.*)

29. Die neue Sirene.

In die elfte, am 5. November 1829 ausgegebene Nummer des von seiner Schwiegertochter handschriftlich wöchentlich unter dem nächsten Freundeskreise erschienenen Chaos gab Goethe diese vielleicht auf die berühmte Sängerin Henriette Sontag bezüglichen, bereits früher geschriebenen Verse, die schon in den nachgelassenen Werken Aufnahme fanden, seit der Quartausgabe an dieser Stelle sich finden. Auf die berühmte Sängerin Henriette Sontag am 29. Juli und am 21. August 1827 gedichtet. Vgl. Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler v. Müller am 23. August 1827. Gleichsam Fortsetzung der ihr im Juli 1826 gewidmeten Feier. Dort hieß es, er sei zum Musenberg Pindus gegangen, um sie zu schildern, da er nicht gewußt, welcher der Musen er sie vergleichen sollte. Da habe Phöbus ihm

*) Am 24. Januar 1793 schrieb ihm Jacobi: „Die Prinzessin (Gallizin) hat mir das Gedicht, wodurch du dich außer Zwist mit ihr setztest, gesandt.“ Dieser antwortete am 1. Februar, der kurze Umgang mit der Fürstin sei ihm sehr wohlthätig geworden und sie habe ihm eine herzliche Neigung abgewonnen. „Das kleine Gedicht, wie überhaupt alles, was ich nach meiner Art vorbrachte, hat sie mit der besten Art aufgenommen und mir ein unbegrenztes Vertrauen eingeflößt und bewiesen. Es freut mich, daß dir und deinem Kreise das kleine Gedicht wohlgefällt. Wir können nichts machen, als was wir machen, und der Beifall ist eine Gabe des Himmels.“

gesagt, er möge sie zum Pindus schicken, wo sich der Vergleich wohl finden werde.*)

Wenn die griechischen Sirenen, die der Dichter in der klassischen Walpurgisnacht des Faust dargestellt hatte, schöne, durch ihren Gesang verlockende Jungfrauen waren, die nur in schreckliche Krallen auslaufende Vogelbeine hatten, so vereint die neue Sirene griechische Schönheit mit nordischer Sittlichkeit. Bis zur Mitte des Leibes bemerkt man die wundervolle Schönheit der Formen, die Beine aber sind durch das weite Gewand vollständig bis zum Fuße bedeckt, im Gegensatze zu den Vogelbeinen der Sirenen. Aber auch diese Sirene ist gefährlich, da ihr Wort und Sang, die sie so vielen zuwendet, unauflöslich an sie fesseln. Bei Apollodor sind die Sirenen Töchter der Muse Melpomene und des Flußgottes Acheloos. Ihrer gefährlichen Krallen gedenkt der Dichter absichtlich nicht ausdrücklich, er bezeichnet nur ihren Vogelleib, und daß sie durch ihr Lied die „gefährlichsten Buhlen“ waren, wobei er den zum Küssen einladenden Mund neben dem heitern Gesichte und dem mit Zöpfen geschmückten Haupt hervorhebt. Die Sängerin ist ihr verwandt, geschwistert, wie Goethe mit einem gangbaren Ausdruck sagt.**) Im letzten Distichon schwebt zunächst

*) Wie konnte v. Loeper hierin eine Anspielung auf ihren Namen Sontag sehn, weil Phöbus der Gott der Sonne sei? Apollon ist schon bei Homer der Begleiter der Musen. Zur Hindeutung auf den Namen Sontag, die in dieser Weise geradezu einfältig wäre, müßte wenigstens der wirkliche Sonnengott Helios verwandt werden, den der weitsehende Deuter im Namen der Helena erspäht.

**) Eine gesperrt zu drucken, wie es nach Goethes Tod geschah, scheint verfehlt. Richtig unterließ v. Loeper die Sperrung. Neben geschwistert hat man auch geschwistrigt. Beide sind, wie auch verschwistert, der Nebenform Schwister abgeleitet. 6 muß nach Fuß Komma gesetzt werden, da hier erst die mit zum Gürtel beginnende Apposition schließt.

der vor ihnen vorüberfahrende Odysseus vor, aber der ost-*) und westliche Schiffer sind hier sonderbar diejenigen, zu welchen die Sängerin auf ihren Kunstreisen durch die gebildete Welt gelangt, da eine Beziehung auf Goethe, den Dichter des west-östlichen Divans, anzunehmen gar nicht angeht. Griechische Schönheit zeigt sie, soweit sie der freie Oberkörper sehn läßt. Ihre bezaubernde Unwiderstehlichkeit tritt in dem fast wie ein Ausruf sich eindrängenden Helena hervor. Hier schwebt die unserm Dichter aus den griechischen Tragikern wohlbekannte wörtliche Deutung des Namens Helena als schiffefahend neben der unwiderstehlichen Gewalt ihrer Reize vor, die in den Sagen von ihrem Raub und ihrer Entführung erscheint, deren Goethe in seinem 1827 erschienenen Zwischenspiele zum zweiten Theil des Faust bedeutsam gedacht hatte.

30. Die Kränze.

Das erst in die dritte Ausgabe aufgenommene Epigramm scheint durch den im Frühjahr 1798 erschienenen zweiten Band von Klopstocks Oden veranlaßt, und zwar zunächst durch die Ode der Nachahmer und der Erfinder (von 1796)**), in welcher ein schöpferischer Dichter einen Nachahmer der Alten ironisch abfertigt, wobei Klopstock Goethes Iphigenie vorschweben mochte, die er als eine Nachahmung des Euripides betrachtete, worüber unserm Dichter wohl ein Wort, vielleicht

*) Absichtlich scheint der Dichter hier ost- geschrieben zu haben, während er seinen Divan westöstlich nannte. Freilich v. Loeper schrieb hier ohne weiteres öst-.

**) Ein Irrthum ist es, wenn v. Loeper sagt, ich setze die Ode 1798 auch wegen Klopstocks Gedicht An Freund und Feind.

durch den geschwätzigen Böttiger, der den Sänger des Messias in Hamburg besuchte, zugekommen sein dürfte. Hiernach könnte es in das Jahr 1798 fallen; gegen eine viel frühere Abfassung dürfte die ganze Darstellung und Auffassung sprechen.*) Lyon erklärt sich für die Zeit des Bundes Goethes mit Schiller. Aber v. Loeper scheinen Inhalt und Form einer so späten Zeit zu widersprechen; nach der Sprache und der Sprachfülle deute es auf die Zeit der physiognomischen Reisen (oben 25), es fehle die Bündigkeit und Knappheit der spätern Zeit. Auch habe der Dichter von Hermann und Dorothea nicht so glimpflich über Klopstock urtheilen können. Ist denn der Ton von Goethes Achilleis bündiger und knapper als der unserer Verse und von diesem anders als in Folge des Stoffes verschieden? Auch handelt es sich hier gar nicht um Klopstocks dichterischen Schwung und die Kunstvollendung seiner Dichtungen (den Mangel an Anschaulichkeit hatte er bei Klopstock längst empfunden, je mehr ihm Homers Größe aufgegangen, wo man wie in einem poetischen Meere schwimme), sondern um dessen Einseitigkeit, nur deutsche Stoffe anzuerkennen und von der alten Dichtung abzumahnen, was Goethe damals besonders nahe lag, wo er sich in seine Achilleis versenkt hatte.

Klopstock, bemerkt er, will uns von griechischen Stoffen abhalten und auf heimische beschränken.**) Und doch hat er in

*) Die Ausgabe letzter Hand setzte 2 Eiche statt Eichel, 8 f. auf Göttlings Vorschlag treffliches und hohes statt trefflichen und hohen, obgleich die stärkere Form nicht durchgehends in der Ausgabe letzter Hand hergestellt ist und sie hier nicht wohllautend ist. 11 schrieb v. Loeper, wie ich selbst vorgeschlagen, Dorn- statt Dorn, aber es müßte zur Bezeichnung des Dornenkranzes Dornen- heißen. Dorn scheint hier als Stoffname gebraucht.

**) Der Pindus ist der Musenberg der Griechen. Bei Klopstock ist es

seinem Messias einen ganz ausländischen Stoff gewählt. Mit bitterer Schärfe bezeichnet Goethe Gott Vater und Christus mit den Engelscharen als ausländische Götter, den Opfertod Christi als einen überepischen Kreuzzug auf Golgathas Gipfel. Ueberepisch ist er, weil er über die Grenzen des Epos hinausgeht, das klare, bestimmte menschliche Gestalten fordert, nicht solche, sich der Anschauung entziehende, in ihrer Ueberspannung verschwimmende Wesen, wie sie Klopstocks himmlische und höllische Geister sammt den Seelen der Verstorbenen bilden. Die eigentlichen Kreuzzüge betrachtete Goethe mit Herder als bedauerliche Verirrungen des menschlichen Geistes.*) Aber

---

freilich der Hämus, wenn er auch sonst wohl, wie in der Ode Kaiser Heinrich, den Pindus im allgemeinen als Musenberg bezeichnet. Horaz nennt nebeneinander als Musensitze Helikon, Pindus und Hämus (carm. I, 12, 5 f.) Und so brauchten deutsche Dichter diese Namen nach Willkür. Des deutschen Eichenkranzes gegen den griechischen Lorbeer gedenkt Klopstock mehrfach, so in der Ode der Hügel und der Hain. — Eiche, für den Eichenkranz, wofür Goethe 1774 Eichelkranz braucht, wo Eichel auf die am Kranze befindlichen Früchte geht. Der Eichenhain, das Eichenlaub im Eichenkranz dienen Klopstock zur Bezeichnung des Bardengesanges.

*) Der Kreuzzug hin auf Golgathas Gipfel kann nur auf die Hinführung des Messias unter dem Kreuze zur Richtstätte gehn, die im achten Gesange mehr von den Engeln mit erhabener Verehrung gefeiert, als ergreifend geschildert wird, was auch nichts weniger als episch gewesen sein würde. Eloa sieht von der Höhe des Golgatha auf den Messias, „der in der Ferne, begleitet von Judäa, langsam gen Golgatha wandelt und schwerer trägt, wie sein Kreuz das Weltgericht". Gabriel weist auf „den Sündenversöhner, der gegen den Hügel [den Hügel des Todes] sein Kreuz trägt". Der Dichter selbst sagt 157: „Jesus war zu dem Todeshügel gekommen. Ermattet schwankt er am Fuß des Hügels", er gedenkt des Wanderers, den die blutgierigen Haufen zwangen, dem Ermatteten das Kreuz zu tragen, und der von Lukas überlieferten Anrede von Jesus an die weinenden Weiber. Dann heißt es weiter: „Jetzt war Jesus gekommen zur Höh'

auf den Ursprung des Stoffes, ob er unserm oder einem fremden Volke angehört, kommt es auch gar nicht an, nur darauf, daß er uns menschlich erhebe. Diesen Gedanken führt Goethe mit Beziehung auf den Messias aus. Ueberall, wo der Mensch sich als edel bewährt, mag er nun als Held oder als Heiliger fallen, und ein Dichter ihn würdig besungen hat, fühlen alle Völker (nicht bloß das eigene) volle Verehrung.*)

---

des großen Altares [des Gipfels des Golgatha, des Hügels, den Eloa „zum Tode des Sohnes" geweiht hat] und er schaute zum Richter empor." An eine anschauliche Darstellung dieses Leidensganges war nicht zu denken; der Dichter mußte diese Hauptszene der Handlung ausschmücken durch seine Engel und die Seelen der Väter der Menschen, die er nicht zu epischem Leben erheben und keinen menschlichen Antheil für sie erregen konnte.

*) 5. Doch auf welchen Hügel er wolle, versamml' er die Engel. Nicht ohne einen spöttischen Blick auf die vielfachen Hügel, die der Dichter des Messias in Anspruch nimmt, wobei es an lebendiger Anschaulichkeit fehlt. „Zween Winke, so schwebt er [Eloa] über Golgatha. Um ihn herum versammeln der Erde Engel sich eilend. Er rief sie. Ihr strahlenwerfender Kreis schloß jetzt um Elon sich zu. Elon stieg aus dem Kreise. Feierlich stieg er nieder auf Golgatha, stand auf der Höhe. Dreimal neigt' er nunmehr sein tiefanbetendes Antlitz auf den Staub des Hügels herab." Noch dreimal wird in den neun folgenden Versen der Hügel ohne jede weitere Andeutung gedacht. Eloa vertheilt dann die Engel der Erde „weit um Golgatha her". Die weitere Beschreibung ist ein Muster von unanschaulicher Ueberspannung. Gabriel führt die „schimmernden" Väter der Menschen auf den Oelberg, weist auch auf den Hügel, den der Messias sein Kreuz hinaufträgt, die Väter hin und führt sie auf den höhern, der mit zween Hügeln heraufragt." — 6. Beim Grabe. Das trifft nicht zu. Ohne Zweifel schwebte Goethe Klopstocks Lied von den Thränen der Liebenden um den Geliebten, ach, der trauernden Freundschaft Klage („Messias" XII, 254 f.) vor, aber diese erfolgt bei der Versammlung im Hause des Johannes. Die Chorgesänge der „vollendeten Frommen", der Auferstandenen, bei und nach der Bestattung (XII, 104—151) können nicht gemeint sein. — 7. Das Singen eines würdigen Dichters wird nicht dem Sterben des Helden und Heiligen gleich-

Die vom Schlusse hergenommene Ueberschrift die Kränze ist nicht ganz bezeichnend, ja irreführend, da man verleitet wird, sie auf den Schluß zu beziehen, während der Lorbeer- und Eichenkranz gemeint sind. Lorbeer und Eiche wäre vorzuziehen.

31. Schweizeralpe.

Auf der dritten Schweizerreise, am 30. September 1797, kam Goethe mit dem ihm befreundeten Maler Heinrich Meyer nach Altorf (Uri). In der Frühe des folgenden Morgens sah er zu seiner Verwunderung Schnee auf den nächsten Gipfeln. Die damals hingeworfenen Verse erschienen unter der Ueberschrift Am 1. Oktober 1797 im nächsten Musenalmanach. In die Werke nahm es erst die dritte Ausgabe (1815) auf. Der über Nacht eingetretene Wechsel erregt in ihm den Gedanken an das rasche Einbrechen des Alters; das zwischen Jugend und Alter liegende Leben schwinde so rasch dahin, wie die verträumte Nacht.*) Höchst anmuthig ruft ihm die Erinnerung an die gestrige Farbe der Gipfel die schönen braunen

---

gestellt, sondern der Dichter besingt diese; genauer würde statt des zweiten wo stehn und ihr. — 8 f. uns . . . hinterlassen hängt von gesungen ab. Freilich ist hinterlassen nicht recht bezeichnend, aber daß neben den Helden und den Heiligen hier ohne weiteres der Dichter gestellt werde, ist kaum anzunehmen, wenn auch der Dichter, wie es Goethe von sich sagt, oft als Mensch schwer zu kämpfen hat. — Im Leben und Tod, des Helden und Heiligen. — 10. Billig, da hoher Menschenwerth, in welchem Volke wir ihn auch finden, uns zu freudiger Verehrung hinreißen muß. — 11. ihn geht auf ein Held und Heiliger.

*) Beweglich, wie Horaz den rasch fließenden Bach mobilis, den Fluß volubilis nennt.

Locken der fernen Geliebten*) ins Gedächtniß. Alpe heißt in der Schweiz jeder Berg, auf dem bis zum Gipfel Herden weiden. Goethe war gerade auf der Schweizerreise zu sinnbildlicher Auffassung sehr geneigt. So fiel ihm eben am Morgen, an welchem er unsere Verse dichtete, der höfliche Abschied vom Wirthe mit dem Schein wechselseitiger Zufriedenheit, wie sein Tagebuch besagt, als „Weltgleichniß“ auf.

---

*) Vgl. das braune Haar des Jünglings in der Braut von Korinth.

Elegien.

Wie wir einst so glücklich waren,
Müssens jetzt durch euch erfahren.

Der dem Jahre 1814 angehörende, nur auf das erste Buch der Elegien bezügliche Vorspruch deutet auf die Stimmung, mit welcher Goethe diese heitern Zeugnisse seines schönen Liebeslebens begrüßt, als er sie von neuem in die Welt senden will. Als erstes Buch der Elegien erschienen diese in den neuen Gedichten. Schon das Inhaltsverzeichniß der zweiten Ausgabe bezeichnete sie als römische Elegien im Gegensatz zu den unter einzelnen besondern Namen gegebenen des zweiten Buches.

Erstes Buch der Elegien.

Schon in der Campagne in Frankreich setzt Goethe die römischen Elegien und die venetianischen Epigramme in die Zeit nach der Rückkehr aus Italien, in welcher ihn ein glückliches häusliches Verhältniß lieblich zu erquicken gewußt. Auch die 1823 für den Grafen St. Leu entworfene Liste seiner Dichtwerke nennt sie unter den Jahren 1790 bis 1793 an erster Stelle: Elegies Romaines dans le goût de Properce. Die Jahr- und Tageshefte gedenken ihrer gleichfalls ein Jahr zu spät. Ein entschiedener Irrthum ist es, sie erst in den zweiten römischen Aufenthalt zu verlegen. Wenn Goethe bei der ersten Mittheilung der dreizehnten Elegie in der Deutschen Monatsschrift im Jahre 1791 diese Rom, 1789 überschreibt, so sind Zeitbestimmung und Angabe des Ortes gleich unzuverlässig. Daß Goethe erst nach der Rückkehr aus Italien sie zu dichten begann, wird durch unsere Kenntniß seines Lebens in Italien und der ersten Jahre nach seiner Rückkunft außer Zweifel gesetzt. Dennoch sehen wir den sonst übergläubigen Bilschowsky in Goethes Leben hier der sichern Ueberlieferung untreu werden. Freilich hatte schon der Berliner Heller in den Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik 1863, II, in breitester Weise nachzuweisen gesucht, der Dichter habe aus Stellen von Properz, Tibull und Ovid, die

er zu Rom übersetzt und bearbeitet, die Elegien und Epigramme später zusammengesetzt, aber dies war ein reiner Wahn, wie ich im folgenden Jahrgang derselben Zeitschrift nachgewiesen; wahr ist nur, daß der Dichter zu Rom sich mit den alten römischen Liebesdichtern sehr vertraut gemacht. Ein eigener Zufall ist es, daß gerade dreißig Jahre nach Heller der Wiener Ferdinand Bronner in derselben Zeitschrift in einem außerordentlich weitgestreckten, inhaltreichen, aber im Geiste der Schule keck anmaßlichen und in lauter Prunk und Entdeckungsdrang sich überspannenden Aufsatze Goethes prosaische Elegien und ihre Quellen gar darthun zu können vermeinte, Goethe habe zu Rom die römischen Elegiker nicht besessen, obgleich ich, wie er fälschlich behauptete, die Buchhandlung, wo er sie gekauft, fast ausführlich beschreibe: aber diese Behauptung ist, wie so manche andere, die er wagt, unwahr. Wenn Goethe am 25. Oktober 1788, ein Vierteljahr nach seiner Rückkehr, Knebel für eine Ausgabe der drei Elegiker („Das Kleeblatt der Dichter") dankte, das er noch nicht besessen, so folgt daraus nicht, daß er diese Dichter nicht in Einzeldrucken besessen. Und hätte er damals auch wirklich keinen Abdruck des Properz gehabt, folgte daraus, daß er keinen zu Jena besessen? Solche Trugschlüsse würde kein Professor einem Seminaristen haben durchgehen lassen dürfen. Hier erhebt sich darauf ein stolzer Bau. Wie er bei seinem Abschied von Rom Moritz seinen Livius gab, sogar seine Antiken zurückließ, so könnte Properz verschenkt worden oder verkommen sein. Aus dem Danke an Knebel folgt nichts weiter, als daß Goethe die drei Triumvirn der Liebe nicht in einem Bande besessen habe. Aber auch einmal zugegeben, Goethe habe zu Rom keinen Properz besessen, nur ein Bronner darf daraus

schließen, er habe ihn auch in Rom nicht gelesen. Wußte dieser denn nicht, daß Goethe von Anfang an mit Moritz eng befreundet war, dem der Buchhändler Campe zu seinem literarischen Zwecke eine gute, klassische Bibliothek mitgegeben hatte und daß er die für das römische Alterthum so bedeutenden Elegiker nicht entbehren konnte. Ich zweifle nicht, daß auch Goethe in Rom den Elegiker besaß, mochte er ihn nun mitgebracht oder in Rom gekauft haben. Es ist eine Unart Bronners, aus dem Fehlen der ausdrücklichen Erwähnung eines Buches zu schließen, Goethe habe es nicht besessen. Von gekauften und gelesenen Büchern ist ja nur zufällig einmal die Rede, und von Goethes zweitem römischen Aufenthalt fehlen uns alle bezüglichen Aufzeichnungen. Daß Goethe alle römischen Dichter, die er hier mit doppeltem Antheil lesen mußte, zur Seite gelassen, scheint mir rein undenkbar. Zum Ueberflusse sagt es uns die fünfte Elegie, und auch im Anfange der Elegie Hermann und Dorothea (II, 6) liegt dieses zu Grunde; sie waren ihm nach Latium gefolgt. Wenn Goethe den 5. Oktober 1786 aus Venedig an Frau von Stein schreibt: „Gott sei Dank, wie mir etwas wieder lieb wird, was mir von Jugend auf werth war? Wie glücklich bin ich, daß ich mich der römischen Geschichte, den lateinischen Schriftstellern wieder nahen darf!“ wie wäre es da möglich, Goethe habe die römischen Elegiker, Horaz und Ovid, an denen schon der sich entwickelnde, anakreontische Lieder dichtende Knabe sich gelabt, die ihm in Leipzig, Straßburg und weiter in Frankfurt lieb und werth waren, in Rom, an der Stätte, wo sie gelebt und geliebt hatten, gleich mit dem Rücken angesehen, in Rom, wo er im nächsten Zusammenleben mit Moritz immer durch sie geleitet wurde, keine Zeit gefunden, sie wieder und wieder zu lesen.

Dabei bedenke man, wie glücklich Goethe die Kunst verstand, jeden freien Augenblick zu benutzen, jeden heitern Tag, wie er einmal an Frau von Stein schreibt, in Millionen Theile zu spalten und eine Ewigkeit daraus zu bilden. Wenn er in seinen Briefen nie des in manchen Augenblicken ihn labenden Genusses der Lieblinge seiner Jugend gedenkt, so erklärt sich dies aus der Art seiner Mittheilungen und ihrer nur stückweisen Erhaltung. Mochte auch die Beschäftigung mit den Triumvirn der Liebe, wie Goethe die römischen Elegiker in dem später geschriebenen Bericht über den Januar 1788 nennt, ihn anregen, neu erweckt wurde sie unzweifelhaft durch die kurze Zeit seiner römischen Liebe.

Als König Ludwig I. von Baiern 1827 bei seiner Anwesenheit in Weimar den Dichter mit der Frage plagte, was an der in den Elegien so anmuthig dargestellten Liebschaft sei, mußte dieser freilich zugeben, daß ein wirkliches Verhältniß in der Weise nicht allein der römischen Künstler, sondern der meisten mit Kunst und Alterthum in Rom sich beschäftigenden Fremden zu Grunde liege, nur so bedeutend, wie es in der Dichtung erscheine, sei es gar nicht gewesen. „Man bedenkt selten", bemerkt er mit Bezug darauf an Eckermann, „daß der Poet meistens aus geringen Anlässen was Gutes zu machen weiß." Goethes Geliebte kannte und zeigte man in Rom noch lange und W. von Humboldt, der am Anfang unseres Jahrhunderts nach Rom kam, sah sie noch, wie er Varnhagen mittheilte: sie sei sehr verblüht, aber die ehemalige Schönheit noch erkennbar gewesen, doch mit seiner eigenen römischen Geliebten habe sie sich nicht vergleichen können. Rehfues berichtet in seiner Lebensbeschreibung wie der auch jetzt hingeschiedene Alexander Kaufmann mir

freundlichst mittheilte, von einer merkwürdigen Zusammenkunft mit der ehemaligen Geliebten des großen Dichters bei einem Gastmahl, wozu er im Jahre 1804 zu Rom geladen war: „Es wurde von der italienischen Gattin eines Engländers gegeben, welcher sich häuslich in Rom niedergelassen hatte. Es bestand außer unserer Wirthin bloß aus Männern. Die meisten waren Mönche und die übrigen Künstler. Ein Freund, der mich im Hause eingeführt hatte, versicherte mich, daß schwerlich ein einziger Mann am Tische wäre, der nicht in genauerer Verbindung mit der Wirthin gestanden. Die Frau gefalle sich darin, von Zeit zu Zeit alle um sich zu sehen, die sich ihrer Gunst erfreut hätten. ‚Soeben richtete sie‘, sagte er, ‚den matten, schwimmenden Blick mit einem Ausdruck auf Sie, der ihren guten Willen, Sie den übrigen gleichzustellen, deutlich verrathen hat". Und wer war diese Frau nach der Versicherung meines Freundes? ‚Goethes Faustina in den römischen Elegien.‘" Hiernach dürfen wir uns wohl unter der römischen Geliebten eine junge Römerin denken, die durch ihre Anmuth, den Glanz ihrer Augen und ein gemüthliches Wesen den Dichter, der sie vielleicht durch einen befreundeten Künstler kennen gelernt hatte, einige Zeit lebhaft anzog, aber, von ihrer natürlichen Flatterhaftigkeit getrieben, bald andern sich zuwandte. Das Verhältnis löste sich längst vor seiner Abreise von Rom, wohl zunächst in Folge ihrer Lust nach Abwechslung. Bei seiner Abreise von Rom nennt Goethe nur drei Personen, die sein Abschied innigst betrüben werde.

Vier Wochen nach seiner Rückkehr von Rom trieb halbe Verzweiflung den Dichter zu der natürlichen Ehe mit der zweiundzwanzigjährigen Thüringerin Christiane Sophie Vulpius,

einer kleinen, niedlichen Blondine, die er lange selbst dem Herzog verheimlichte, da diese standeswidrige Verbindung nicht bloß Frau von Stein, die so viele Jahre der Stern seines Lebens gewesen, deren Sohn Fritz er an Kindesstatt hatte annehmen wollen, tief empörte, sondern von allen vornehmen Kreisen als unwürdig verworfen wurde. Lange blieb die Sache ein Geheimniß, ein Vierteljahr lang selbst dem Herzog. Sein wegen der Nothwendigkeit, es zu verheimlichen, und der Furcht vor dem drohenden Sturm ihn quälendes Glück beunruhigte ihn, und doch war es ihm eine Seligkeit, sich so aus voller Seele geliebt zu fühlen. Mit Tasso wollte es ihm zunächst nicht gelingen, doch ließ die Heiterkeit seines häuslichen Friedens ihn die beiden schönen elegischen Gedichte Der Besuch und Morgenklagen gewinnen, in denselben reimlosen fünffüßigen Trochäen, worin er 1776 die Liebesklagen und 1781 das Lied der Becher an Frau von Stein gerichtet, schon in Rom Amor, ein Landschaftsmaler gedichtet hatte. Die beiden neuen Gedichte befanden sich schon in der Handschrift der ersten Sammlung seiner vermischten Gedichte, die bereits am 22. September abgeschlossen war, wie wir aus einem Brief an Herder sehen; es waren die beiden idyllenartigen Gedichte, die dessen Gattin „ganz vorzüglich“ gefallen hatten. Darauf ging er an Tasso. Zu Ende des Monats arbeitete er, wie er am 1. Oktober dem Herzog schrieb, fleißig an seinen operibus, hoffte auch bald über den Tasso das Uebergewicht zu kriegen. Damals scheint er diesem noch nichts von seiner Christiane verrathen zu haben. Karl August ließ, zu Goethes Aerger lange auf seine Rückkunft warten; leider ging es mit Tasso im Oktober langsam. In dieser Zeit scheint er den Plan zu den römischen Elegien gefaßt

zu haben, die Darstellung einer Künstlerliebe in Rom, zu welcher ihm sein eigenes Verhältniß in Röm und sein jetziges Glück die Farben boten, Properz und Genossen ihm dichterische Vorbilder waren. Vornehm weist Herr Bronner es von sich, „zum so und so vielten male wiederum die äußere Entstehungsgeschichte der Elegien an der Hand von Goethes Briefen zu verfolgen". Hätte er dies mit treuer Sorgfalt gethan, so würde er nicht im ersten Abschnitt Entstehung die Wahrheit so jämmerlich auf den Kopf gestellt und die aufgewandte Mühe nicht so unfruchtbar für die Wissenschaft geblieben sein; denn der wirkliche Ertrag ist seinen unendlichen Schwindeleien gegenüber außerordentlich winzig. Statt einer wirklichen Untersuchung sollen wir die Entdeckung hinnehmen, „Schamhaftigkeit habe Goethe gezwungen, zur äußern und innern Form der antiken Liebesdichtung seine Zuflucht zu nehmen".

Die älteste Spur unserer Elegien findet sich im Besuche Goethes zu Jena bei Knebel vom 14. bis zum Morgen des 20. Oktober 1788. Am 11. hatte er diesem geschrieben, Tasso rücke nur langsam, auch die Natur- und Kunststudien ruhten. Von seiner neuen Dichtung theilte er dem Freunde, den er nächstens besuchen wollte, noch nichts mit. Doch bei diesem Besuche muß er ihm die bisher versuchten Elegien vorgetragen und jetzt auch, wenn nicht schon früher, sein Liebesglück verrathen haben. Knebel begleitete ihn auf der Rückreise bis zur Mitte des Wegs. An demselben Tage erwiderte ihm Goethe: „Ich bin glücklich angelangt und habe alles wohl, außer die Fenster [meines Gartenhauses] zerschlagen gefunden. Ich danke für alles Gute. Leider sehe ich beim Auspacken meiner Papiere, daß mir die famosen Popinen fehlen. Wahrscheinlich habe ich sie auf

deinem Tische liegen lassen. Bringe sie mit und schreibe mir das Gedicht nicht ab. Du sollst auch bald wieder etwas Neues hören. Leb wohl und komme bald." Daß unter den Popinen die fünfzehnte Elegie gemeint sei und der undatirte Brief auf jenen Besuch sich beziehe, habe ich schon vor mehr als vierzig Jahren in meinen Freundesbildern bemerkt. In der weimarischen Ausgabe der Briefe ist auch diesem Briefe ein ganz unmögliches Datum gegeben, er auf Goethes Besuch Jenas vom Mai 1789 bezogen, obgleich nach Knebels Tagebuch feststeht, daß Goethe damals nicht in Jena war, und wir wissen, daß er zur Zeit gar nicht die Absicht hatte, die Ruhe Weimars zu verlassen. Bronner führt S. 104 den Brief nach Guhrauers Ausgabe an, gedenkt meiner Vermuthung, unterläßt es aber, die wichtige Frage zu untersuchen, obgleich sie so leicht wie sicher entschieden werden kann, und unterschlägt so dieses gewichtige Zeugniß, das seinen ganzen Kartenbau umstößt. Nicht einmal die weimarische Briefausgabe nachzuschlagen hat er der Mühe werth gehalten; undatirt macht ihm der Brief am wenigsten Schwierigkeit! In Jena wird mit Goethe vielfach über Knebels Liebling Properz verhandelt worden sein, den dieser zu übersetzen begonnen hatte, wie er Goethes klassisches Vorbild bei seinen Elegien war. Wie viele von diesen schon vollendet waren, oder ob die fünfzehnte allein vorlag und schon in ihrer jetzigen Ausdehnung, wissen wir nicht, nur soviel steht fest, daß er weitere zu dichten vorhatte. Goethe freute sich, daß Knebel ihm eine Ausgabe der drei Elegiker am 25. schenkte, gleichsam zum Ansporn in der neuen Dichtung. Leider konnte er in seiner sofortigen Antwort von ihrem glücklichen Fortgang nicht berichten; auch Tasso hatte einen Stillstand gemacht. Der Dichter

fühlte sich einsam und verstimmt, sodaß er bedauerte, Jena verlassen zu haben, wo sie „auf guten Wegen gewesen“ seien. Am 27. kehrte endlich der Herzog zurück, dem Horaz aus seiner Liebe kein Geheimniß mehr machte, auch nicht aus seiner Liebesdichtung. Den 31. sandte Goethe an Freund Jacobi die Morgenklagen; er nannte sie ein „Erotikon“, ein Name, der ihm schon früher aus der Anakreontischen Dichtung, von denen manche so überschrieben sind, und später aus der griechischen Anthologie bekannt war. Daß noch mehrere Elegien und kleinere Liebesgedichte in der Art der Anthologie in nächster Zeit entstanden sind, ist wahrscheinlich. Briefliche Nachrichten fehlen fast ganz, bis zum 9. November, wo er, um Vorlesungen über die Muskellehre zu hören, nach Jena ging. Von dort, wo er ein zugleich lustiges und fleißiges Leben führte, sandte er dem Herzog ein „Erotikon“, ein Epigramm von zwei Distichen, das er noch für die im Druck befindliche Sammlung seiner vermischten Gedichte zur Ausfüllung einer Lücke bestimmt hatte.*) Die längere Anwesenheit seines römischen Freundes Moritz brachte ihm sein Leben in Italien von neuem nah; ihm theilte er alles, was ihn anregte, auch seine Elegien mit. Aber mit welcher Begeisterung er auch diese herrlichen, von der antiken Dichtung angewehten Ergüsse frischen Lebens aufnahm, er trieb ihn vor allem zur Vollendung des Tasso, und auch als dieser Mitte Januar 1789 einige

---

*) Wie Bronner S. 41 in dieser dem Jahre 1788 angehörenden Aeußerung ein Erotikon finden kann im Sinne, es sei ein Gedicht aus meiner Ihnen bekannten Sammlung „Erotikon“, begreife ein anderer. Wann soll diese Sammlung denn entstanden sein, und warum muß ein Erotikon im Briefe an den Herzog anders als in dem an Jacobi gefaßt werden? Das ist leichtfertige Willkür!

Zeit stockte, wird er kaum zu den Elegien zurückgekehrt sein. Moritz schied am 1. Februar. Damals war freilich die Ausgestaltung des Stückes weit vorgeschritten, aber die letzte Vollendung hatte noch kein einziger Auftritt gewonnen; erst am 18. war der erste so gereinigt, daß Goethe ihn Herders Gattin mittheilen konnte. Erst nachdem anfangs März seine Liebe zu Christiane Vulpius verrathen war und einen Sturm in der vornehmen Frauenwelt erregt hatte, scheint er zu seinen Liebeselegien neu angeregt worden zu sein. Zu seiner Freude entzogen ihm der Herzog und die Herzogin ihre Gunst nicht; im Frühling ergriff ihn mit frischer Lust die von antikem Geiste und deutschem Gemüthe innig erfüllte Liebesdichtung.

An Karl August, der Ende März sich zu seinem Regimente in Aschersleben begeben hatte, schrieb er den 6. April: „Knebel hat eine Elegie des Properz recht glücklich übersetzt. Die Frauen sagen, ich könnte sie gemacht haben; da sie es aber auf den (sinnlichen) Charakter, nicht aufs poetische Verdienst nehmen, so ists nicht sehr schmeichelhaft. Ich liege ihm sehr an, daß er zu übersetzen fortfahre und die Erotica schönen Herzen nachlege. Ich leugne nicht, daß ich ihnen im stillen ergeben bin. Ein paar neue Gedichte sind dieser Tage zu Stande gekommen; sie liegen mit den andern unter Raphaels Schädel (einem Abgusse, den er zuletzt in Rom auf des Herzogs Wunsch erworben hatte), wohin das Cahier in meinem Schranke durch Zufall kam und nun des Ominösen willen da bleiben soll. Moritz amüsiert diese Kombination gar sehr." Schließlich fragt er den Herzog, der an der Syphilis gelitten hatte, wie er sich befinde. „Ich fürchte, das leidige Uebel hat Sie noch nicht verlassen. Ich werde ihm ehestens in Hexametern und Penta=

metern aufs schmählichste begegnen. Das hilft aber nicht zur Kur." Die bezügliche Elegie, die ursprünglich an der zweiten Stelle sich befand, war demnach noch nicht geschrieben, was auch zeigen dürfte, daß die Elegien nicht in der Folge, die sie jetzt in der Sammlung haben, gedichtet sind. Bei einem gleich darauf erfolgenden zweimaligen kurzen Besuche des Herzogs in Weimar (zuletzt vom 1. bis zum 4. Mai) handelte es sich um so ernste, ja traurige Dinge, daß der Liebesgedichte kaum gedacht wurde. Dagegen unterhielt Goethe sich damals mit dem in Weimar anwesenden Knebel über die Nachbildung antiker Versmaße. Aber plötzlich fühlte sich dieser am 7. Mai in Weimar, wo er sich eingemiethet hatte, von Jena so unwiderstehlich angezogen, daß er nur schriftlich von Goethe sich verabschieden konnte. Dieser antwortete am nächsten Tage bei Uebersendung der beiden gereimten Distichen, womit Heräus 1713 sein Gedicht auf den Geburtstag des Kaisers Karl VI. begonnen hatte: „Wenn es Amorn gefällt, regalire ich dich beim nächsten Wiedersehen mit einigen Späßen in antikem Stil," äußerte er. „Ich kann von diesem Genre nicht lassen, ob mich gleich mein Heidenthum [die darin herrschende unchristliche Anschauung] in wunderliche Lagen versetzt ... An Tasso muß ich nun, es koste, was es wolle ... Ein Versuch in Hendekasyllaben [ein Weihegedicht an Herder in diesem von Catull häufig benutzten Maaße hatte Knebel selbst früher gemacht] hat noch nicht gelingen wollen; ich will nicht nachlassen, bis ich auch in diesem Genre etwas zu Dank mache. Lebe wohl. Indessen ist ein neues Erotikon angelangt." Dem am 4. Mai zu seinem Regiment zurückgekehrten Herzog schrieb er am 10., er bereite ihm ein Lobgedicht an einem Platze, wo er es am wenigsten vermuthe, und weshalb er schon im voraus

um Verzeihung bitte. Später fügt er hinzu, der Herzog werde dasselbe einst in den Eroticis antreffen. Es ist hier von einem erst beabsichtigten Lobe die Rede; über die Art, wie er dieses den Liebesgedichten einfügen werde, war er sich wohl noch nicht klar; dem Inhalte nach sollte es dem spätern Gedichte des 35. Epigramms entsprechen. Zwei Tage später äußerte er: „Von den Eroticis habe ich Wieland wieder vorgelesen, dessen gute Art und antiker Sinn, sie anzusehen, mir viel Freude gemacht hat. Bald habe ich Hoffnung, daß diese kleine Sammlung sowohl an Poesie als Versbau den Nachfolgern manches wegnehmen werde.“ Also eine Sammlung lag dem Dichter bereits vor, unter der auch manches kleinere Stück sich finden mochte, wie ja auch unter den jetzigen drei von drei Distichen sich zeigen; viele davon werden ausgefallen, einzelne auch später erst zu den Epigrammen verwandt worden sein.

Tassos Vollendung nahm den Dichter jetzt lebhaft in Anspruch und die Unruhe wegen des völligen Bruches mit Frau von Stein konnte zu Liebesdichtungen nicht stimmen. Aber als der Bruch entschieden war, als die am 6. Juli aus dem Bade zurückgekehrte Seelenfreundin, weil er Christianen nicht treulos verlassen wollte, jede Annäherung entschieden ablehnte, stellte sich auch die Lust zu seinen in antikem Stile gehaltenen Liebesgedichten wieder ein. Dem am 9. Juli zurückgekehrten Herder theilte er seine Elegien mit, an denen dieser freundlichen Antheil nahm. Von Wilhelmsthal aus, wohin er den Herzog begleitete, berichtete er Herder, dessen Sohn August er mitgenommen hatte: „Einige Erotica sind gearbeitet worden.“ Eine Woche später antwortete er: „Dein Beifall [über die drei ersten Akte Tassos] ist mir reiche Belohnung für die unerlaubte

Sorgfalt, mit der ich dies Stück gearbeitet habe. Nun sind wir frei von aller Leidenschaft, eine solche konsequente Komposition zu unternehmen. Die Fragmentenart erotischer Späße behagt mir besser. Es sind wieder einige gearbeitet worden." Man muß den Zusammenhang unbeachtet lassen, um mit Bronner S. 40 f. zu behaupten, Goethe habe nicht auf diese Weise die „abgerundeten und in sich geschlossenenen Elegien" bezeichnen können. Gegen die strenge einheitliche Haltung eines fünfaktigen Dramas sind die Elegien, die einen raschern Abfluß haben, nur einen einzigen Auftritt darstellen, fragmentartig und ihre Bezeichnung als Späße war Goethe geläufig nach dem lateinischen nugae, dem griechischen *Παίγνια*.

Von da an finden wir eine Erwähnung der Elegien zuerst wieder in Goethes launiger Aeußerung an den Herzog vom 20. November: „Wenn Ihre Träume, von denen Sie mir schreiben, von heroisch philosophischem Inhalt sind, so sind die meinen gegenwärtig höchstens erotisch philosophisch und folglich auch nicht die unangenehmsten, wie Sie dereinst in der 101sten Elegie meiner immer wachsenden Büchlein werden ersehen können!" Hier findet sich noch immer Elegie von jedem einzelnen dieser Gedichte. Die hundertste Elegie scheint launig auf das allerletzte Gedicht der großen Sammlung zu gehn, die von jetzt an erotisch philosophisch sein werde, da er mit besorgter Spannung der Niederkunft der Geliebten entgegensieht. Ist meiner Büchlein richtig, so deutet dieses auf eine Theilung der vielen Gedichte in zwei oder mehrere Bücher. Wahrscheinlich dürfte meines Büchleins beabsichtigt sein. Die neunzehnte Elegie trägt in der Handschrift nach der Lesung von Jul. Wahle das Datum „24. Dec. 89", wäre also am Tage

vor der Niederkunft Christianens geschrieben, als er in Jena war. Den 5. Februar 1790 wird das erste Eroticon in diesem Jahre zu Papier gebracht, wie der Dichter dem Herzog meldete. In der Handschrift las Wahle am Ende der vierten Elegie „d. 8. 8ᵇ 90", aber der Oktober (8ᵇ) muß verlesen sein für Februar (Feb.)*); denn damals waren längst die Elegien den Epigrammen gewichen. Schon am 28. Februar bat er den Herzog um Urlaub, um der Herzogin Mutter nach Oberitalien entgegenzugehn. „Ganz mürbe" vom Abschied von Christianen, verließ er am 10. März Weimar. Von Venedig schreibt er am 3. April an den Herzog, nachdem er seiner Neigung zu dem zurückgelassenen Erotio und zu dem kleinen Geschöpf in den Windeln gedacht hat: „Ich fürchte, meine Elegien haben ihre höchste Summe erreicht und das Büchlein möchte geschlossen sein. Dagegen bring' ich einen libellum epigrammatum mit zurück, der sich Ihres Beifalls, hoff' ich, erfreuen soll." Er hatte ihn bereits begonnen. Dasselbe schreibt er fast mit denselben Worten an Herder. Und von hier an ist immer nur von Epigrammen die Rede. Diesem offenbaren Thatbestande gegenüber will uns Bronner weis machen, Goethe habe Ende 1788 und am Anfang des folgenden Jahres neue Epigramme in Distichen gemacht, die er als Erotica bezeichnete, und zu solchen habe er glückliche Augenblicke in reicher Fülle gehabt, aber zu größern, in sich abgerundeten Elegien ihm damals Muth und prosodische Sicherheit gefehlt. Und doch spricht Goethe schon am 20. Oktober von einem

---

*) Dafür spricht auch der Umstand, daß Goethe bei der neunzehnten Elegie nicht „12. ᵇ", sondern „Dez." schreibt.

Gedichte, den famosen Popinen. Moritz sah spätestens im Januar eine Anzahl Gedichte unter Raphaels Schädel, am 6. April ist von ein paar neuen Gedichten in einer Weise die Rede, daß der Herzog schon andere gekannt haben muß, und, was die Hauptsache, von einer Veränderung bloßer erotischer Epigramme verlautet während des Jahres 1789 kein Wort. Ueber die Zeit, wann diese Veränderung vor sich gegangen, erklärt sich Bronner sehr verworren; es sei geschehen, als Knebel daran ging, den Properz metrisch zu übertragen (der Bekanntmachung der Uebersetzung von einer Elegie wird schon am 6. April gedacht), als die Vollendung des Tasso (im Juli 1789) Goethe genug Zeit und Muße ließ. Das sind ja zwei ein Vierteljahr auseinanderliegende Zeiten. Erotica nennt Goethe sowohl die Gedichte von Properz wie seine eigenen, ohne irgend einen Charakterunterschied. Sowohl von hingeworfenen wie von ausgearbeiteten, als auch von der „Fragmentenart erotischer Späße“ braucht er den Ausdruck arbeiten. Mit Elegien bezeichnet er seine eigenen Gedichte erst im Gegensatz zu den in Venedig begonnenen Epigrammen. Später bemerkt Bronner, erst vom April 89 ab (also drei Monate nach dem oben angegebenen Zeitpunkte) fänden sich Andeutungen, daß Elegien gemeint seien, aber bestimmte Anführungen von solchen finden sich überhaupt früher nur einmal.

Bronner glaubt den Beweis, daß die Elegien erst aus den Erotica gebildet seien, darin zu besitzen, daß ähnliche Stellen wie in jenen sich schon in diesen finden. Er übersieht aber, daß die zum Beweise verwendeten Stellen sich erst in der Handschrift der Epigramme finden, die jünger ist als die der Elegien, die abgeschlossen war, als die der Epigramme begann. Daß

Goethe den Gedanken, er schlafe nicht gern, den er schon zu einer Elegie gebraucht, auch als Anfang eines Epigramms verwenden wollte, beweist nichts. Höchst seltsam wird gar ein Epigramm, das Frau von Stein aus der Zeit vor der italienischen Reise besaß, als eine Vorlage zur zwanzigsten Elegie betrachtet, was keinen weitern Schluß gestattet. Die Aehnlichkeit von Versen der dreizehnten und achtzehnten Elegie mit venediger Epigrammen beweist gleichfalls gar nichts; gewisse Ausdrücke und Wendungen konnte der Dichter einmal in den Elegien, dann aber später auch zu einem Epigramm verwenden, wenn er ihnen in anderer Verbindung den Reiz der Neuheit gab. Dagegen leugnen wir nicht, daß einzelne schon vor den Epigrammen gedichtete erotische Stücke, die bei der Redaktion ausgeschieden worden waren, aus der Handschrift oder aus dem Gedächtnisse in die Sammlung der Epigramme übergegangen sein mögen, was gerade von dem ganzen Ende des Jahres 1879 wahrscheinlich ist.

Goethes eigenhändige lateinische Reinschrift der Elegien ist uns auf starkem Papier in klein Folio (A) erhalten, aber von dem ursprünglichen Inhalte hat der Dichter vor dem Druck einen Theil abgesondert, die früher zweite und sechszehnte und eine ältere der ursprünglich dritten Elegie und zwei besondere priapeische Gedichte, und diese wurden in einen besonderen Umschlag gelegt, damit sie nicht verloren gingen. Für die neue Ausgabe von 1806 fertigte der Schreiber Geist eine Abschrift auf 13 Blättern an (B). A hat schon auf dem ersten Blatte von Goethes Hand den Titel Elegien, darunter aus Ovids Ars amandi:

Nos Venerem tutam concessaque furta caremus,
Inque meo nullum carmine crimen erit.

Auf die dritte Seite schrieb er Erotica Romana, was später mit Bleistift durchstrichen und durch Elegien, darunter Rom 1788, ersetzt wurde. Goethe hatte die Absicht, die Elegien gleich herauszugeben, aber nicht die Epigramme, obgleich er auch diese, wie er Neujahr 1791 Knebel meldete, so ziemlich gefaltet und gelegt hatte. Herder, bemerkte er, habe ihm die Herausgabe der Epigramme widerrathen und er habe blindlings gefolgt. Schon im Sommer 1790 hatte er in Dresden mehrere seiner Elegien Schillers Freund Körner vorgelesen. Die große Bestimmtheit und Lebhaftigkeit der Darstellung des Subjekts, die einen über der Sache den Künstler vergessen lasse, zog diesen an; Sprache und Verse fand er sehr gefeilt. Im Juliheft 1791 der deutschen Monatsschrift ließ er die dreizehnte Elegie (er hatte sie am 30. Mai dem Herausgeber Moritz gesandt) unter der Ueberschrift Elegie. Rom 1789 (?) erscheinen. Am 4. Juli bezeichnete er dem Buchhändler Göschen als auf den Druck wartend auch ein Büchlein Elegien, die er in Rom geschrieben, und desgleichen Epigramme, die in Venedig entstanden seien. Wie sehr er auch wünschte, mit seinen Elegien hervorzutreten, deren dichterischen Werth er empfand, so bedurfte es doch des segensreichen Bundes mit Schiller, um sie wirklich an das Licht des Tages zu fördern. Dem neuen Freunde las er sie bei dessen längerm Septemberbesuche in Weimar vor und es ward deren Aufnahme in die Horen beschlossen. Goethe ließ sie mit Auslassung anstößiger Stellen abschreiben und änderte einige widerspenstige Verse; bei der Uebersendung bat er sie vor dem Drucke

zurück, „um vielleicht noch einiges zu retouchiren“. Schiller freute sich der darin herrschenden Wärme und Zartheit und des der jetzigen Dichterwelt so wohl thuenden echt körnigen Dichtergeistes; einige kleine Züge, deren er sich vom Vorlesen her noch erinnere, habe er vermißt, begreife aber, weshalb er sie habe aufopfern müssen. Der Druck wurde auf das dritte Heft verschoben. Bei Goethes fünfwöchentlichem Aufenthalte in Jena wurde über die Elegien verhandelt, die jetzt im sechsten Heft erscheinen sollten. Als Schiller sie darauf durchging, fand er, daß noch manches unterdrückt werden mußte. Auf Goethes Entschluß, die zweite und sechszehnte ganz auszuscheiden, ging er ungern ein, er hatte gemeint, von der zweiten den größten Theil erhalten zu können; daß einzelne Stellen sichtlich ausgelassen seien, würde bei dem Leser nicht schaden. Am 17. Mai sandte Goethe die schließliche Fassung. „Die zwei sind ausgelassen“, schrieb er. „Die angezeichnete Stelle in der sechsten (14—16) habe ich stehen lassen. Man versteht sie nicht, das ist wohl wahr; aber man braucht ja auch Noten, zu einem alten nicht allein, sondern auch zu einem benachbarten Schriftsteller.“ Schiller bat sich die nöthigen Anmerkungen aus; das Publikum lasse sich gern alles erklären. Goethe wollte sie in einem spätern Heft zu den Elegien und zugleich zu den im Almanach erscheinenden Epigrammen bringen, was aber später unterblieb. Wir bezeichnen den Druck in den Horen mit 1. Vor dem zweiten Abdruck (2) in seinen „Neuen Schriften“ Band 7 unterzog auf Goethes Wunsch A. W. Schlegel auch die Elegien einer prosodischen Durchsicht.. In der zweiten Ausgabe der Werke (3) wurde einzelnes geändert, die dritte (4) leidet an manchen Druckfehlern, einzelnes hat die

Ausgabe letzter Hand (5) verbessert, anderes ist unverbessert geblieben.

Den unter den Trümmern der ewigen Welt- und Kunststadt von der Seligkeit reinen sinnlichen Liebesgenusses ganz erfüllten nordischen Künstler stellen die Elegien in einem zart hingehauchten, lebendig sprechenden, ergreifenden Bilde dar, in welchem Natur und Kunst ihren herrlichen Triumph feiern. Jeder Gedanke an die Sittlichkeit dieses sinnlichen Glückes verstummt, da der Künstler rein in seiner Kunstwelt, in der durch Geist verklärten Sinnlichkeit sich voll auslebt; alles Gemeine, jede lüsterne Begierde, jede unedle, die Seele verwirrende und trübende Leidenschaft bleibt fern, die selige Wonne vollen Genusses erfüllt all sein Sehnen. Aber auch die Geliebte muß ganz Liebe sein; nimmt sie auch seine Geschenke an und freut sich des ihr dadurch gestatteten reichern Lebens, so erscheint sie doch als das treuliebende, mit inniger Zartheit und warmer Glut dem Manne ihrer Liebe ergebene Weib, das alles für ihn aufgibt, sich nur dann verletzt fühlt und leidenschaftlich aufbraust, wenn er an ihrer Treue zweifelt. Den Vorwurf der Unsittlichkeit hat schon Schiller treffend durch die Bemerkung zurückgewiesen, die Elegien seien die naive Darstellung der schönen Natur, an welcher wir uns mit unvergällter Freude ergetzen könnten, weil kein einseitiges und gemeines Bedürfniß der Sinnlichkeit, sondern der ganze Mensch erscheine, bei dem der sinnliche Genuß als nothwendige Erfüllung seines ganzen Wesens hervortrete. Die Anordnung der Elegien ist sehr geschickt; steigert sich das Verhältniß auch nicht, so bieten doch die verschiedenen Stimmungen und Lagen Wechsel genug, zeigen es uns stets auf gleicher Höhe, so daß kein Gedanke an die

Möglichkeit einer Erkältung oder Lösung uns kommen kann, sondern uns überall der heitere Genuß seliger Hingabe umweht. In der Andeutung, das Geheimniß werde in der Stadt schon bekannt und seine Elegien würden es der Welt verkünden, erhält das Ganze einen hübschen Abschluß, so daß es uns wie mit der Aussicht auf unabsehbare Fortdauer entläßt. Freilich könnte man in den äußern Verhältnissen einzelne Widersprüche finden, aber sie sind entweder nur scheinbar oder fallen gar nicht auf. Goethe wollte hier eben so wenig ein einstimmiges Bild der äußern Verhältnisse der Geliebten geben, wie zwanzig Jahre später in seinen Sonetten. Die Geliebte ist nach Elegie 2 bei ihrer Mutter, während Elegie 15 und 16 ein Oheim hervortritt, der gar nicht merkt, daß sie, nach ihrem größern Aufwand (Elegie 2. 6), einen Liebhaber haben muß: aber mit dem Oheim braucht sie nicht zusammen zu wohnen, dieser besucht sie nur zuweilen und kann leicht getäuscht werden. Daß sie als junge Wittwe mit einem Kinde Elegie 6 erscheint, will nicht recht zur sonstigen Darstellung sich schicken. Daß der Dichter sie bald in der Nacht besucht, bald bei sich erwartet, gestattete sich Goethe, um dadurch besondere dichterische Wirkungen zu erreichen. Die einzelnen Elegien sollten nur das Glück dieses ihn unter den Trümmern der alten Weltstadt beseligenden Verhältnisses darstellen; auf die vollständige Entwicklung desselben war es so wenig abgesehen, daß wir nicht einmal hören, wie er die Geliebte gefunden. Wir haben in ihnen ein durch Reinheit der Empfindung, Klarheit der Anschauung und anmuthige Beseelung, die ihm sein häusliches Glück in Weimar bot, ausgezeichnetes ideales Bild des römischen Liebeslebens des nicht mehr jugendlichen Künstlers.

Schiller bemerkte noch acht Jahre nach der ersten Bekanntschaft mit dieser „wahren Geistererscheinung des guten poetischen Genius“, er wisse nichts darüber, reiner und voller habe Goethe sein Individuum und die Welt nicht ausgesprochen. Schlegel begrüßte unsere Elegien als eine merkwürdige, neue, in der Geschichte der Deutschen, ja man dürfte sagen, der neuern Poesie überhaupt einzige Erscheinung; sie seien originell und doch antik. Der in ihnen waltende Genius bereichere die römische Poesie durch deutsche Gedichte. Der Charakter des Dichters sei eigentlich keinem der drei unsterblichen Triumvirn unter den Sängern der Liebe ähnlich; am weitesten erhebe ihn der Adel seiner Gesinnungen über Ovid, aber er sei auch männlicher in den Gefühlen als Tibull, in Gedanken und Ausdruck weniger gesucht als Properz. Mache der Dichter auch die süßeste Lust des Lebens zum Geschäft, so scheine er doch mit der Liebe nur zu scherzen, und er büße dabei nicht die offene Heiterkeit seines Gemüthes ein. Knebel ward durch die „eigene Vortrefflichkeit“ dieser für unsere Sprache und Poesie eine neue Erscheinung machenden schönen Elegien zu seiner metrischen Uebertragung der Properzischen gereizt. Mit feinem Gefühl hebt Schlegel den besondern Reiz hervor, welchen die Elegien dadurch erhalten, daß wir unter den mildern südlichen Himmel, unter die Trümmer der alten Weltstadt und gleichsam in den Glauben der alten untergegangenen Götterwelt versetzt werden. Auch Fr. Schlegel war, als er die Beurtheilung von Goethes Werken 1808 schrieb, noch für den aus den Elegien mächtig zu uns sprechenden Geist reinen sinnlichen Lebens empfänglich. Selbst der Engländer Lewes, der wider Goethes übrige Dichtungen immer ein bedenkliches Aber hat, ist unsern Elegien gegenüber von freudiger

Bewunderung erfüllt. Der erste, so viel ich weiß, der gegen den hohen dichterischen Werth der goetheschen Elegien in die Schranken trat, war mein alter Freund und Landsmann, der gute Professor J. D. Fuß, der schon im Jahre 1824 unsere Elegien mit der ihm eigenen Gewandtheit in lateinische Distichen übertrug, aber zugleich ihren dichterischen Werth gegen die geliebten römischen Erotiker tief in Schatten stellte und das übergroße Lob derselben dem servile criticorum genus zuschob. Er vermißte in Goethes Elegien den Geist des Properz, ja fand die einzige Aehnlichkeit derselben mit den römischen Erotikern in dem Liebesstoffe. Alle Elegien Goethes seien keineswegs so schön, wie viele von Properz und Tibull und könnten durch Vergleichung mit ihnen nicht schöner werden; Goethe sei kein Elegiker. Enimvero aliena illa potius videri debet (elegia) a Goethei ingenio minime servili, et quo indignum sit malle imitando mediocria conficere, quam ex animo suo ditisque pulchri fonte haurire. Dieses Urtheil hat er bei der Herausgabe seiner Poemata Latina (1837 und 1846) in aller Schärfe wiederholt. Fuß hatte natürlich von dem vortrefflichen innern Aufbau der Elegien keine Ahnung, eben so wenig war ihm der hohe menschliche Sinn und der gemüthliche Schwung, der aus diesen duftigen Blüthen uns anweht, aufgegangen. Neuerdings hat leider die ekle Mäkelei Gruppes, der die Elegien noch immer, trotz der längst gedruckten Briefe an den Herzog und an Herder, in das Jahr 1790 versetzt, sich an ihnen versucht. Ihm scheint bei einer so stark ausgesprochenen Sinnlichkeit die Beimischung der Reflexion viel zu groß; es sei das Bewußtsein des Genusses und dessen Berechnung; das wagt er zu behaupten einer Dich-

tung gegenüber, welche durchaus vom heitersten Gefühl des Lebens beseelt ist. Selbst im Vergleich zu den römischen Dichtern findet er hier mancherlei Unzartes, Hyperboreisches, ja er vermißt sogar das sehr heilsame Halbdunkel, welches die römischen Elegiker über die Geliebte zu breiten gesucht. Man sollte glauben, wer so urtheile, müsse die Triumvirn der römischen Erotik mit ihren Klagen über die Untreue und Habgier der Geliebten und der Behandlung von Seiten der Liebhaber nicht kennen; daß dieses niemand von Gruppe zu behaupten wagen darf, macht seine Versündigung gegen Goethe nur um so ärger. Wie? diese gierigen römischen Geliebten ständen über der treuliebenden Faustina? Auch mehr Gleichmäßigkeit, mehr Stil verlangt Gruppe. Wer aber hätte je stilvoller gedichtet, wo fände sich eine größere Uebereinstimmung der Gefühle und Anschauungsweise, freilich bei der nothwendigen, durch den Inhalt bedingten Abwechslung des Tons? Gruppe kann sich aber der Genossenschaft Hellers rühmen, der die aus frischester Dichterkraft geflossenen, von ureigenem Leben beseelten Elegien für eine handwerksmäßige, ja handlangerartige Zusammenstoppelung erklärt hat, da er in der allerentferntesten Aehnlichkeit Entlehnung ahnte und die lebensvollsten innigsten Gedichte zu römischen Dichterstellen zerfaserte, ihn zu einem Erzplagiator erniedrigte, in der Weise, wie pedantische neulateinische Dichter ihre saft- und blutlosen Mosaike zu Stande bringen. Heller will nicht begreifen, wie Goethe, wenn er die Elegien völlig frei und hintereinander geschrieben hätte, von dem Eingange der zweiten Elegie mit dem Malboroughlied in der vierten auf die Strafen der griechischen Unterwelt hätte kommen können. Schlimm genug für Heller! Den Vers schilt Gruppe zu tändelnd

und leichtfüßig, während er doch nach der prosodischen Reinigung, die ihm in den Jahren 1799, 1800 und 1805 zu Theil ward, so lieblich sich anschmiegt, daß er zum reinsten Gefäß des sich hier entfaltenden Lebens geworden. Aeakus-Gruppe krönte seine Herabsetzung dieser Perle deutscher Dichtung dadurch, daß er in der Begierde, die sich hier hinter Kunstsinn verstecke („was dieser Mann nicht alles sieht!"), Einflüsse des kurz vorher erschienenen Ardinghello findet. Des Ardinghello? Und doch sagt Goethe uns, was Gruppe wohl, wie so vieles, nicht wußte, dieser habe ihn bei der Rückkehr aus Italien (er war während seiner Abwesenheit erschienen) äußerst angewidert, weil er Sinnlichkeit und abstruse Denkweise durch bildende Kunst zu veredeln und aufzustutzen unternommen. So wenig weiß Gruppe in seinem blinden Vorurtheil zwischen Ardinghellos lüsterner Nacktheit und Goethes frischer Sinnlichkeit, die, in Italien zum Ausbruche gekommen, in den Elegien voll heitrer Anmuth erglänzt, irgend zu unterscheiden. So auch der neueste Beurtheiler unserer Elegien, Bronner, der nach der weitesten Ausspürung von Goethes „Quellen", wie er sie nennt, in weitläufigster Weise untersucht, was diese ihm geboten in Situationen, Motiven und Gedanken und die Bestandtheile nachweist, die er aus so vielen einzelnen Quellen genommen; er macht ihn zu einem Komponisten im schlimmsten Sinne des Wortes, der nicht von innen heraus schafft, sondern herausgerissene Materialien neu zusammensetzt. Er hat gefunden, Goethe sei „in überraschender Weise von den Situationen und Motiven seiner Quellen abhängig", wodurch das Verdienst seiner Dichtungen gar nicht geschmälert werde, da er das Herübergenommene überall recht gebrauche. Aber ein Dichter, der seine Situationen

und Motive anderswoher nimmt und sie bloß geschickt zusammenstellt, mag ein guter Arbeiter sein, nimmermehr ein Schöpfer, ein *Ποιητής*, die Musen haben ihm nicht ihren Geist verliehen. Freilich läßt Bronner nicht, wie Heller, den Dichter aus den römischen Elegikern übersetzte Stellen ausziehen, vielmehr bekennt er, daß nicht von allen herbeigezogenen Stellen behauptet werden könne, sie hätten bewußt oder auch nur unbewußt Goethe vorgeschwebt, aber allen einzelnen Gedichten liegen nach ihm Brocken aus Latium zu Grunde.

Erste Elegie. Der warme Ausdruck ahnungsvoller Sehnsucht nach einer in dieser neuen Welt ihn beglückenden Liebe leitet glücklich die Elegien ein.*) Bei allem Staunen über die einzige Weltstadt fühlte der Dichter, daß ihm etwas fehlt (1—4). Die ihn umgebende neue Welt redet er zunächst als Steine an, im Gegensatz zu der ihm hier noch fehlenden gemüthlichen Befriedigung, bezeichnet sie dann als hohe Paläste (bei denen nicht an die Trümmer der Kaiserpaläste zu denken ist) und Straßen. Der in ihnen lebende Genius will noch nicht zu ihm reden, was 3 f. weiter ausführen.**) Was ihm fehle, enthalten die Fragen 5—8. Wie gern möchte er wissen, wo ihm einst die

---

*) In 1 stand 6 versengt und, 9 Paläst' und Kirchen, 13 sich auf der Reise beträgt. Ursprünglich hatte Goethe geschrieben 2 rührst, 8 wandlend ihr opfern, 10 der eine Reise benutzt, 13 Zwar du bist, o Roma, die Welt, aber schon in der Handschrift verändert. Seit 3 (1815) vermißt man 11 das Komma nach einziger Tempel.

**) 2 f. Vgl. Tibull II, 5: 23 Romulus aeternae nondum form moverat urbis moenia. Die Mauern sind heilig, wie die Stadt selbst. Horaz nennt so die sieben Hügel (carm. I, 2, 3). Aber das Beiwort fließt hier ganz aus des Dichters Seele; am wenigsten schwebt Homers heilige Ilios vor.

ihn beglückende Geliebte erscheinen werde*), was weiter durch die Straßen ausgeführt wird, die ihn zu ihr führen, wobei humoristisch der Gedanke sich eindrängt, wie viel Zeit, die er auf die Kenntniß von Roms Kunstdenkmälern und Alterthümern verwenden sollte, er dann der Liebe widmen werde. Man vergleiche hierzu die schöne Aeußerung im neunten Buche von Wahrheit und Dichtung bei der ersten Aussicht vom straßburger Münster. — 9—12 sprechen mit anmuthiger Laune die an das Opfer köstlicher Zeit sich unmittelbar anschließende Gewißheit aus, daß ihn bald die Liebe ganz hinreißen werde. Jetzt ist er noch ein Reisender, der seinen Aufenthalt in Rom gut anwendet**), sich bedächtig alle Merkwürdigkeiten der Stadt anschaut***), bald aber wird er ganz im Dienste Amors stehen, er einzig Amors Tempel besuchen; denn ohne die Liebe kann

---

*) 5. Statt wer sagt mir? steht hübsch bezeichnend wer flüstert mir? da es eine geheime Stimme sein muß, die ihm dies gleichsam aus der Luft wie ein Götterwort verkündet. — 6. Das Glück glühender Liebe spricht sich schön aus. Heller führt Tibull IV, 5, 5 an iuvat hoc, quod uror, aus Properz I, 4, 12 perire iuvat, aber des Dichters Ausdruck ist eigenthümlich schön. Er wünscht sich der Liebe Lust und Qual. — Geschöpf ist eine echt goethesche Bezeichnung, wofür er früher Creatur brauchte. In dem Briefe an Frau von Stein vom 1. Juni 1789 nennt er seine Christiane „das arme Geschöpf", mit dem er seine Stunden zubringe.

**) 8. Köstliche, die er bisher voll Begeisterung ganz auf die ewige Stadt verwandt hatte.

***) Unter den neben den großartigen Ruinen von Tempeln und öffentlichen Gebäuden genannten Säulen sind die trajanische, die antoninische u. a. zu verstehn. Vgl. unten 15, 34. Im Briefe aus Rom vom 7. November 1786 hieß es, er „mache sich den Plan des alten und neuen Rom bekannt, betrachte die Ruinen, die Gebäude, besuche ein- und die andere Villa"; in der Reise nach Italien, wo er diesen Brief benutzte, werden „Paläste und Ruinen, Triumphbogen und Säulen" genannt.

er nicht leben; wie die Welt ihm ohne sie nichts ist, so auch die Weltstadt Rom. In diesem hübschen gegensätzlich ausgedrückten Gedanken findet die kleine von dem Gefühle, daß ihm unter allen diesen Herrlichkeiten etwas mangle, ausgehende Elegie ihren nothwendigen Abschluß. Nach Bronner S. 464 f. gehörten Goethe zwar 9. f. 13. f. an, aber darum seien die Ranken des Einganges des dritten Buches von Ovids Tristia geschlungen.

Ursprünglich zweite, 1795 unterdrückte Elegie. In der weimarischen Ausgabe wagte man 1887 nur deren erste Hälfte mitzutheilen:

Mehr als ich ahndete, schön das Glück, es ist mir geworden,
    Amor führte mich klug allen Pallästen vorbei.
Ihm ist es lange bekannt, auch hab' ich es selbst schon erfahren,
    Was ein goldnes Gemach hinter Tapeten verbirgt.
Nennet blind ihn und Knaben und ungezogen, ich kenne
    Klugen Amor dich wohl, nimmer bestechlicher Gott!
Uns verführten sie nicht die majestät'schen Facaden,
    Nicht der galante Ballon, weder das erste Cortil.
Eilig ging es vorbei, und niedre zierliche Pforte
    Nahm den Führer zugleich, nahm den Verlangenden auf.
Alles verschafft er mir da, hilft alles und alles erhalten,
    Streuet jeglichen Tag frischere Rosen mir auf.
Hab' ich den Himmel nicht hier? Was gilst, du schöne Borghese,
    Nipotina, was gibst deiner Geliebten du mehr?

---

*) Gewiß hat Goethe nicht an den von Heller angeführten Schluß von Martials Epigramm an Marcella (XII, 21) gedacht: Romam tu mihi sola facis, so wenig wie bei der dem gangbaren Sprachgebrauche entnommenen Bezeichnung Roms als einer Welt an das caput orbis terrarum oder ähnliche Ausdrücke Ovids. Vgl. Elegie 15, 43 f. Hier ist nichts zusammengeleimt und gestoppelt, alles freier Erguß des Gefühls.

Tafel, Gesellschaft und Cors und Spiel und Oper und Bälle,
Amorn rauben sie nur oft die gelegenste Zeit.
Oder will ich bequem den Freund im Busen verbergen,
Wünscht er von alle dem Schmuck nicht schon behend sie befreit?

Es wird uns nicht einmal berichtet, wie viele Distichen noch fehlen. Ein Vertrauter des Goethe-Archivs, Erich Schmidt, hat Bronner verrathen, daß die Fortsetzung die entkleidete Geliebte vor dem Liebenden zeige und am Schlusse „das Thema des nudus amor weiter ausgeführt werde, ganz wie bei Ovid" und wie im venediger Epigramm 99, das Goethe vielleicht hier zu Grunde gelegt habe nach seiner seltsamen Annahme, die Elegien seien aus kleinen erotischen Epigrammen hervorgegangen. Er hat auch hier die Quellen nachgewiesen. Beim führenden Amor soll das siebente Buch der Odyssee vorschweben, wo Pallas Athene als Mädchen den Odysseus in und durch die Stadt der Phäaken bis zum Pallast des Königs führte. Die Benutzung des Knaben Amor zu den verschiedensten Diensten kannte Goethe schon als Knabe aus der anakreontischen Dichtung. Vgl. zu Lied 4, 4. Was — verbirgt, Freuden der Liebe. Zu 3—6 führt Bronner Herders Uebersetzung eines Epigramms der griechischen Anthologie (Verkauf des Amors) von 1785 an, wo es von Amor heißt: „Er ist ungezogen, ein loser Bube, geschwätzig, wild und böse," ja wir hören, von frühester Zeit an, Goethes nennet „gehe direkt" auf diese!! Auch Herders ungedruckte Uebersetzung eines andern Epigramms, wo sich findet: „Ja, ich kenne dich, Bube. — Ja, ich kenne dich, Schütze!" und ein drittes mit „Amorn nennet ihr Gott?" werden zu dem geläufigen ich kenne dich herangezogen, das auch in Goethes Epigrammen (87) erscheint: „Ha! Ich kenne dich,

Amor, so gut als einer!" Auf eine einzelne Stelle bezog sich Goethe so wenig bei ungezogen, wie bei blind und Knabe; der glückliche Dichter lobt ihn als klug. — 8. Der Schönen auf dem Balkon gedenkt schon das Gedicht Anliegen (vermischte Gedichte 26). Cortile heißt der innere Hof. — Alles und alles, verstärkend, wie alles und jedes. — 13. Borghese, die Gattin des Prinzen Borghese. — 14. Nipotina, Gattin des Nepoten (nipote) Grafen Braschi. — 15. Cors, die Fahrt auf dem Corso. — 16. Den Freund im Busen verbergen, meine Liebesbegier ihm nicht bekennen.

Bronner weiß (S. 264), wohl durch Schmidt, daß in der unterdrückten Stelle der krachenden Bettstatt gedacht war, die er auch aus den Goethe 1787 bekannt gewordenen Novelli galanti des Abbate Casti anführt. Des krachenden Bettes gedenkt aber auch, was Bronner übersah, launig Catull im Gedicht an Flavius (6, 9 ff.).

Zweite Elegie. Die innige Freude, ein warm liebendes Herz gefunden zu haben, das sich ihm ganz hingebe, läßt ihn die Heimat vergessen. Ursprünglich hatten V. 1—8 und der Schluß von 13 an gelautet:

Fraget nun, wen ihr auch wollt! mich werdet ihr nimmer erreichen,
Schöne Damen und ihr Herren der feineren Welt!
Ob denn auch Werther gelebt? ob denn auch alles fein wahr sei?
Welche Stadt sich mit Recht Lottens, der Einzigen, rühmt?
Ach, wie hab' ich so oft die thörichten Blätter verwünschet,
Die mein jugendlich Leid unter die Menschen gebracht!
Wäre Werther mein Bruder gewesen, ich hätt' ihn erschlagen,
Kaum verfolgte mich so rächend sein blutiger Geist.*) —

*) Anspielung auf den von den Furien verfolgten Orest, obgleich man wegen des Bruders auch an Kain denken könnte.

Glücklich bin ich entflohn! sie kennet Werthern und Lotten,
 Kennet den Namen des Manns, der sie sich eignete, kaum;
Sie erkennet in ihm den freien, rüstigen Fremden,
 Der in Bergen und Schnee hölzerne Häuser bewohnt.*)

Die jetzige außerordentlich glückliche Umgestaltung wird dem Jahre 1799 angehören.**)

Im wonnigen Besitz der Geliebten, die sich ihm voll treuer Liebe ganz hingegeben, freut er sich, endlich den steifen, sogenannten feinen Gesellschaften, deren leeres Gerede sich um Familiengeschichten dreht, wie die sonstige Unterhaltung im leidigen Kartenspiel besteht, und dem tollen politischen Gespräch für und gegen entrückt zu sein. Die Ungerechtigkeit, mit welcher der Dichter seiner frühern Zustände gedenkt, würde auffallen,

*) Heller hat richtig bemerkt, daß die wüthenden Gallier 18 kaum dem Jahre 1789 angehören können, allein seine Vermuthung, die Worte „die Liebste — wüthende Gallier nicht" hätten ursprünglich eine andere Fassung gehabt, die er aus Prop. II, 20, 69 gewinnt, war natürlich verfehlt; 13—18 sind ein ganz neuer Zusatz. Die frühere Fassung von V. 22 beweist auch die Unmöglichkeit, daß Goethe dabei Catulls Worte (9) Hiberum narrantem loca, facta, nationes benutzt haben könne.

**) Ursprünglich hatte Goethe 1 geschrieben: „Fraget, wen ihr auch wollt! Mich sollt ihr lange nicht sehen", ihm aber dann gleich die jetzige Fassung gegeben. — 3 stand in der Handschrift Oheim', noch in 1 Vettern. 5 f. wurden erst nachträglich in A zugesetzt. 8 hatte Goethe zuerst geendet nun schon mehrere Jahre verfolgt, 11 Madras statt Smyrna geschrieben, 13 auch statt bis, 18 Höret vom Sturme nicht viel, der uns von außen bedroht, 19 nicht statt nie, fraget statt spähet, 20 Nach dem Namen des Manns, der sie sich eignete, kaum, 21 zuerst erkennt in ihm den, dann freut sich an ihm, dem (erfreut 1, ergötzt 2, ergetzt 4), 22 zuerst die frühere Fassung, dann in (statt von) und hölzerre Häuser bewohnt. 25 ist nun erst nachträglich hinzugefügt, 30 war Mannes Druckfehler in 2.

hätte er in den Elegien sich und seine persönlichen Verhältnisse ausführen wollen, aber sie sind eben nur die dichterische Darstellung des Glückes eines nicht mehr jugendlichen nordischen Reisenden in dem Genusse der Liebe einer ihm treu ergebenen Römerin, wobei er freilich vieles seinem eigenen römischen Leben entnahm, aber alle persönliche Beziehung ins allemeine spielte. Deshalb mußte auch die scharfe auf Werther bezügliche Stelle, die Goethe noch immer im Gedächtnisse behielt, ausgeschieden werden. Freilich die Langweiligkeit, welche ihm die Fraubasereien so mancher Gesellschaften, das fade Geschwätz, das ihm verhaßte Kartenspiel und das politische Gezänke machte, hat er zu dem ihm nothwendigen Gegensatze benutzt, aber damit wollte er nichts weniger als den Stab über Weimar brechen, wohin sein Herz sich auch in Italien gezogen fühlte. Auch fällt die Stelle erst ins Jahr 1790. Das glücklich zum Vergleiche benutzte lustige Spottlied auf den angeblichen Tod des Siegers von Malplaquet (La Mort de Malbrouck) hörte er freilich 1786 in Oberitalien und zu Rom*), halb italienisch, halb französisch, ungefähr nach der bekannten Melodie, auf allen Straßen singen; in Rom war es 1787 durch ein neckisches Liebeslied verdrängt. Das Journal von Tiefurt hatte schon 1783 in Stück 43 das Französische mit deutscher, im Volkstone gehaltener, Uebersetzung gegeben. Jenen langweiligen Gesellschaften und dem leidenschaftlich verworrenen politischen Streite**) tritt das Glück

*) Man sang es den reisenden Engländern zum Aerger, aber auch allen Reisenden zum Ekel, die sich vor ihm nicht retten konnten. Dabei wird übergangen, daß er selbst es noch in Rom gehört. — Napel ist Volksform, die Goethe auch im Faust braucht.

**) Das Schelten auf das Volk und der Könige Rath (Regierung) be-

seines Liebesasyls sehr wirksam entgegen, wo die Geliebte, ganz unbekümmert um die Greuelszenen in Frankreich*) und frei von jeder Neuigkeitssucht, nur ihm lebt, nur von ihm hören will, seine Liebe genießt, seiner Freigebigkeit sich freut und dem nordischen Gaste, statt ihn als einen Barbaren zu fliehen, die vollste Herrschaft über sich gewährt. Die beiden auch in Kraft und Wohlklang der Sprache so prächtigen Schlußverse bilden den entschiedensten Gegensatz zu den vier ersten. Ueberall weht uns heitere Lust und schalkhafte Laune entgegen. Bei 22 schwebt die Vorstellung der Neapolitaner von Deutschland vor, welcher Goethe im Briefe vom 25. Februar 1787 gedenkt: Sempre neve, case di legno, gran ignoranza, ma danari assai. Der freie, rüstige Fremde bezieht sich auf den offenen Freiheitssinn und die starke, kräftige Gestalt; beim Beherrschen des Barbaren liegt der Gegensatz der einstigen Herrschaft der Römer über die Barbaren zu Grunde. Ergetzlich ist es, was Heller hier alles aus Catull, Tibull und Properz hervorholt. Noch freiherrlicher verfährt Bronner, obwohl er in manchem einzelnen oft Heller widerspricht. Die Situation sei die in mehrern Epigrammen der Anthologie, wie in den

---

zeichnet die Demokraten und Aristokraten, ohne jede Beziehung auf den Streit vor und in Troja bei Horaz (carm. I, 2).

*) Römisch gesinnt soll launig bezeichnen, daß sie um alles, was draußen geschieht, sich nicht kümmert. Wenn Heller meint, nach „Hier bedecket er mich" erwarte man unbedingt ich fürchte nichts, unlogisch und durch nichts vermittelt sei „die Liebste fürchtet nichts", so übersieht er, daß gerade mit den letztern Worten die bis zum Ende der Elegie gehende Schilderung des jetzigen Glückes „unter Amors Fittig" beginnt; der Fittig Amors schützt ihn gegen alle ihm so unlieben politischen Gespräche. Vgl. venediger Epigramme 92, wo ewiger Frühling ist, „seitdem ihn Beglückten Amors Fittig bedeckt".

an das Glück und die Hoffnung, denen der Dichter in Herders Uebersetzung zurufet: „Lebet wohl und betrügt, wen und wie lange ihr wollt. Ich bin damit jetzt in dem Hafen“ eigentlich nicht ganz passend. Damit sei die Situtation des reichen, freigebigen Fremden nach Properz (III, 8) verbunden.*) Daran schließe sich ein erotisch umgedichtetes Motiv aus Ovids Tristia IV, I, von der Muse auf Amor und die Geliebte übertragen und dadurch in die Tradition zweier anderer elegischer Motive des Lobes Amors und der Geliebten gestellt. Goethe gehörten eigentlich nur das Erlebniß des Anfangs und der Gegensatz des Nordländers zum Südländer an. Das soll ein goethescher Aufbau sein! Daß hier das Bild des Verhältnisses des freigebigen Liebhabers zur Geliebten und ihrer Mutter hervortritt, der sich im Besitze der Römerin beseligt fühlt, wird bei einer solchen Jagd auf herübergenommene Motive ganz übersehn.

Dritte Elegie. Der Liebende mahnt die Geliebte, bei der er sich befindet, sich ihre rasche Hingabe nicht reuen zu lassen, die er der Allgewalt der Liebe zuschreibt, und er preist sie als eine der heroischen Zeit würdige That, der sich die Römerin in Erinnerung an ihre Stammmutter nicht zu schämen brauche. Bedient er sich dabei auch nach der Weise der römischen Erotiker mythischer Beispiele, so thut er es doch mit größerer Freiheit und Leichtigkeit als diese, und sie sind der Römerin gegenüber durchaus an ihrer Stelle. Zu Rom, wo man auf jedem

*) Ist es auch nicht unmöglich, daß das umgekehrte Verhältniß bei Properz III, 8 (barbarus . . . nunc mea regna tenet) dem Dichter im Sinne lag, Goethes Fassung ist nicht daraus geflossen. Barbare mit der hier den Fluß fördernden alterthümlichen Ausweitung der Form durch e, wie Prälate, Prophete, Poete, Sophiste, Christe, Herre, Narre.

Tritte an das alte, mit seinem Götterglauben innig verwachsene Leben erinnert wird, haben die alten Sagen gleichsam ein fortdauerndes persönliches Dasein. Heller läßt ihn jeden Zug einem römischen Erotiker entlehnen, ohne zu bedenken, daß Goethe mit der griechisch-römischen Mythologie von früh an, besonders aus Pomey's Pantheon mythicum, später aus Hederichs mythologischem Wörterbuch, sehr bekannt war, wovon seine Jugendgedichte zeugen; auch später blieb er damit immer vertraut, besonders waren die gangbarsten Mythen ihm aus der Lesung der Alten und aus Kunstdarstellungen, immer gegenwärtig.*)

*) 1. Goethe hatte zuerst geschrieben: Gräme, Geliebte, dich nicht. Noch in 2 fehlte mir, das in 3 hinzutrat. Riemer hatte vorgeschlagen daß so schnell du dich mir. Derselbe hatte 2 statt Glaub' es schreiben wollen Aber, was Goethe nicht billigte. 3 stand zuerst Tausendfach statt Vielfach. A hatte Amors, es ritzen (ursprünglich flösen) die einen Nur vom schleichenden Gift (ursprünglich Schleichenden Gift in die Brust). 2 hatte Amors; denn. 3 f. lauteten früher in A: O so gibt es die rechten, unabgenutzten, sie zünden (zuerst frischgeschliffnen Spitzen) Ueber den Scheitel hinauf nieder zur Ferse den Brand. Später trat die jetzige Fassung ein, nur dringen ins innerste Mark, zünden auf einmal uns an, nachdem Goethe das innere Gebein, dann Lernäische Glut versucht hatte. Erst 2 zünden behende das Blut. 10. A zuerst Wald statt Hain. 13 war zuerst sah statt erblickte geschrieben. Statt beim führte erst 3 am ein. Goethe hatte versucht Hero beim lauten Fest erblickte Leandern, behende, nahm es aber eben so wenig auf als Riemers Veränderung: „Beim aphrodisischen Fest erblickte die Hero Leander, Als der Liebende heiß stürzt in die nächtliche Flut (oder Hob den Liebenden sie liebend aus nächtlicher Flut)." 15 f. Ursprünglich: Eine Königstochter, die reife Jungfrau, sie wandelt | Stillen Pfades zum Brunn, dorten belauscht sie der Gott." A las noch und sie belauschet. 17 stand in den Horen Mars zwei Söhne. Der Gedankenstrich im vorletzten Verse nach Mars! ist zu tilgen.

Die Geliebte soll nur ja nicht glauben, er halte sie für ein schnödes Werkzeug seiner Lust, das Lüsternheit und Gewinnsucht ihm in die Arme getrieben, nein, er fühlt, daß die Gluth der Leidenschaft sie ergriffen habe. Wenn die Liebe manchmal nur wie ein schleichendes, die Kraft aufsaugendes Gift wirkt, so erfaßt sie dagegen andere mit stürmischer, zu rascher Befriedigung drängender Gewalt. So war es in der Zeit der Götter. Venus bot sich selbst dem Hirten Anchises dar, als die Liebe sie ergriffen hatte, und Luna säumte nicht, den Hirten Endymion sofort einzuschläfern und sich auf ihn herabzulassen (vgl. zu Lied 33); sie konnte nicht bis zum Morgen warten, wo, wie sie fürchten mußte, Aurora ihn aus Eifersucht geweckt und, was freilich schalkhaft zu rathen geben wird, für sich in Anspruch genommen hätte. Diesen beiden Beispielen folgen zwei andere, wie der Liebende mit stürmischer Gewalt sich der Geliebten naht. Leander hatte kaum Hero am Feste ihrer Göttin geschaut, als die Glut der Liebe ihn trieb, sich Nachts in das Meer zu stürzen. Ebenso konnte Mars sich nicht enthalten, die Königstochter, als sie zum Wasserschöpfen an den Fluß ging, zu ergreifen — und seiner stürmischen Gluth verdankt Rom, die Fürstin der Welt*), seinen Ursprung. Deutet schon die Vergleichung mit den Göttinnen auf die hohe Würde hin, die der Dichter der Liebe des ihm rasch sich hingebenden Mädchens beilegt, so noch mehr die Beziehung darauf, daß die Gründer Roms selbst einer solchen Verbindung entsproßten, wobei jede Hindeutung auf das unglückliche Ende der Mutter

*) Ganz in dem Sinne, wie sie im Briefe vom 29. Dezember 1786 die Herrscherin der Welt heißt. Domina urbs steht von Rom bei Ovid Am. II, 14, 12 und Martial XII, 21, 9.

fern gehalten, nur die wunderbare Sage von der Gründung Roms hervorgehoben wird. Bronner meint, den Kern zu unserer Elegie habe ganz sicher die Erzählung Ovids im zweiten Buch der Fasti geliefert, die ihm ohne Zweifel bekannt gewesen, aber um diese den Kern des Gedichts zu nennen, muß man einen eigenen Begriff von dichterischem Aufbau haben, einen Baustein mit dem geistigen Gedanken verwechseln. Damit soll er dann zwei andere heroische Paare verbunden haben, und zwar nicht Medea und Jason, Helena und Paris, um nicht das feuchte Element zu sehr hervortreten zu lassen, sondern zwei Paare, „deren Liebe mehr einen Wald- und Haincharakter trug.“ So denkt Bronner, wohl kaum Goethe, dem freilich die von den Elegikern erzählten Liebesgeschichten bekannt waren, aber er war von ihnen nicht beeinflußt, er benutzte sie frei, setzte nicht seine Liebeselegien schülerhaft aus ihnen zusammen.

Vierte Elegie. Der täglich der Liebe seiner Faustina sich erfreuende Dichter feiert die Gelegenheit als Göttin der Liebe. Alle Liebenden sind auf ihre Gunst angewiesen, und müssen, was sie ihnen darbietet, rasch ergreifen.*) Das Gedicht schließt mit einer gefühlvollen Erinnerung an die nor-

*) In A schloß Vers 2 zuerst zum Freund (statt geneigt), 5 stand noch 1 Granit (statt Basalt). 13. Ursprünglich hatte A Eher lockten wir selbst die Erynnen An die Fersen uns, änderte aber an die Fersen Uns die Erinnyen, was 1 beibehielt. 15 hatten noch die Horen an rollenden Rädern und Felsen. 19 stand zuerst Eine Tochter, 22 lang, dann viel statt stets. 26 fehlte ihr ursprünglich. 28 lautete zuerst Ungeflochten und kurz krauste der Nacken das Haar der Scheitel herab (dann zurück statt herab). 32. A Blonde Flechten, ihr habt, römische Ketten, mich nun. Durch Versehen war seit 3 das Komma nach Schalkhaft ausgefallen.

dische Geliebte, die ihn einst so sehr erfreut, aber bei aller Lust, die der Gedanke an sie in seiner Seele weckt, muß er sie jetzt sich aus dem Sinne schlagen und sich ganz der glücklichen Gegenwart weihen, die ihm die treu hingegebene Römerin geschenkt hat. Es ist ein eigenthümliches Versteckspiel, daß Goethe die ihn während der Dichtung der Elegien so sehr erfreuende Liebe zu Christianen, die ihm eine glückliche Gelegenheit zugeführt hatte, um deren Liebe zu genießen er sorgsam die Gelegenheit erspähen mußte, als vergangen darstellt. Wir Liebende (er spricht in seinem und der Geliebten Namen) sind alle fromm, da wir die Götter uns gern geneigt halten, damit diese unser seliges Glück nicht stören. Hier sind unter den Dämonen nicht etwa die alten Götter und Göttinnen, sondern die Genien gemeint, die wir so gern uns denken, besonders die, welche der Dichter sich schafft, wie Freude, Trost, Gesundheit, Genesung. Vgl. Klopstocks Oden 32. 38. Bronner erinnert bei den Dämonen an die alexandrinischen Dichter, die als solche z. B. die Hoffnung und die Wiedervergeltung anriefen. Diese Frömmigkeit aber stellt er darauf als einen echt römischen Zug dar, indem er schalkhaft auf den Umstand hinweist, daß die welterobernden Römer alle fremden Götter sich angeeignet, wobei er besonders der Statuen und, im Gegensatz zu der reizenden griechischen Kunst, der steifen, nach einem starren Grundtypus gebildeten, des Lebens und der Wärme entbehrenden (strengen) Darstellung der Aegypter gedenkt. Der Dienst des Serapis, des Osiris und der Isis kam sehr frühe nach Rom. Dunkelfarbiger Basalt und Granit ward zu Serapisbüsten, schwarzer Marmor zu Isisbildern häufig benutzt. Da kein Gott auf die Verehrung, die einem andern erzeigt wird, je eifersüchtig ist, so ge=

fallen ihnen die Liebenden, die keinen der Götter beleidigen möchten, da sie einer Göttin täglich opfern*) und sich ihr weihen. Der heimliche Dienst, den sie schalkhaft**), munter und ernst begehen, ist ihnen so heilig, daß sie auch durch die schrecklichsten Strafen nicht davon abgeschreckt werden könnten. Die Erinyen heften sich dem Verbrecher an die Fersen und verfolgen ihn über Land und Meer. Vgl. Goethes Iphigenie III, 1. Das rollende Rad deutet auf die Strafe des auf einem glühenden Rade ununterbrochen umhergeschwungenen Ixion (Ixions Rad war eine Goethe geläufige Redensart), der Fels auf den am Kaukasus festgeschmiedeten Prometheus. Bei der endlichen Benennung der Göttin, auf die er so lange die Aufmerksamkeit gespannt hat und derer nähern Bezeichnung greift er zur allgemeinen Anrede, als ob er eine wichtige Lehre verkünde. Die Göttin Gelegenheit ist eine freie dichterische Bildung Goethes wie die der Erfüllung im Gebete Iphigeniens III, 1 („So steigst du denn, Erfüllung,"), wie er im Tasso die Gegenwart als eine mächtige Göttin bezeichnet. Die Gelegenheit verändert ewig ihre Gestalt, so daß sie die Tochter des aus Homers Odyssee bekannten, in alle Gestalten sich verwandelnden Meergeistes Proteus und der Meergöttin Thetis sein könnte, die, um der von den Göttern verhängten Verbindung mit einem Sterblichen, dem Peleus, zu entgehn, mancherlei Gestalten annahm.***) Goethe

*) Weihrauch streuen, wie bei den römischen Dichtern tura dare, reddere, ferre, cremare, zur Bezeichnung des Opferns. Der Weihrauch köstlicher Art ist der tägliche Dienst (10), der Genuß ihrer Liebe.

**) Bei schalkhaft kann man an solche Späße denken, wie seine Verkleidung als Prälat (Elegie 14).

***) Verwandelte List, listige Verwandlung, mit Vergewaltigung der Sprache: es sollte verwandelnde heißen.

verallgemeinert die griechische Sage, daß Thetis sich des Zeus Umarmungen auf solche Weise entzogen habe. Wenn er eben diese Abstammung nur als möglich hingestellt hat („möchte sie sein“), so bezeichnet er sie jetzt geradezu als beider Tochter, indem er hervorhebt, daß sie jedem durch rasche Verwandlung sich entziehe, der unerfahren und blöde sei, dem Schlummernden im Traume erscheine, aber gleich beim Erwachen entfliehe*), nur dem, der entschieden zugreife, sich zu eigen gebe und freundlich ihm alles gewähre, ihm „zahm, spielend und zärtlich und hold sich zeige.“ Dabei erinnert er sich, daß auch ihm die Gelegenheit einst im Norden so glücklich erschienen sei und er gleich zugegriffen habe. Bei der Haartracht der rasch enteilenden wilden Göttin liegt eine gangbare Vorstellung zu Grunde. Die Griechen haben nur einen männlichen Genius der Gelegenheit, der nach Winckelmann in der Schrift über die Allegorie vorn lange, hinten gar keine Haare hat. Das Genauere hierüber gab Welcker zum Kallistratus S. 698—700, ganz neuerdings E. Curtius („Die Darstellung des Kairos“) in der Archäologischen Zeitung VIII, 1—6, wonach die Stirnlocken mit dem kahlen Hinterhaupte eine sehr späte allegorische Zuthat sind. Bekannt ist des Phädrus Occasio depicta (V, 8), die, obgleich der römische Name weiblich ist, als calvus, comosa fronte, nudo corpore beschrieben wird. Unserm Dichter dürfte weder Phädrus, noch die Verse aus dem zwölften

---

*) Statt Wachenden sollte Erwachenden stehn. Als irrig bezeichnet v. Loeper diese Deutung; aber seine Widerlegung: „Allgemeiner Gegensatz nach dem Spruche: Gott hat's im Schlafe gegeben“, verstehe ich nicht. Das Necken besteht erade darin, daß sie aus dem Schlafe weckt, um dann zu verschwinden.

Epigramm des Ausonius auf des Phidias Bild der Occasio und Poenitentia vorschweben:

Crine tegis faciem? Cognosci nolo. Sed heus tu
Occipiti calvo es. Ne tenear fugiens,

auch nicht der Spruchvers des Dionysius Cato:

Fronte capillata est, post est occasio calva,

sondern die deutschen Sprichwörter: „Gelegenheit hat vorn langes, hinten kurzes Haar" und „Die Gelegenheit muß man am Stirnhaar fassen." Dies alles wirft Bronner als ungehörig zur Seite und findet die Quelle Goethes in Herders freier Uebersetzung oder vielmehr seiner ersten Uebersetzung eines Epigramms des Posidippus auf eine Bildsäule des Gottes Kairos, die 1783 in den Zerstreuten Blättern gedruckt wurde unter dem Titel „Die Gelegenheit". Es begann: „Bild, wer bist du? Die mächtige Göttin Gelegenheit bin ich." Herder hatte eben, wie die Römer den Kairos zum lateinischen Occasio, ihn zur deutschen Gelegenheit gemacht. Daran, daß Goethe hier Herders Uebersetzung eines griechischen Epigramms gefolgt sei, ist nicht zu denken, er benutzte nur das deutsche Sprichwort. In anderer Weise irrte v. Loeper, wenn er an das Haar der Zigeunerin dachte, mit Bezug auf Goethes weiter unten zu erwähnende Verse. Die Haartracht ist eben die sprichwörtliche der Gelegenheit, der er ihrem wilden, stürmischen Charakter gemäß eine bräunliche Gesichtsfarbe giebt, wie auch seine Nachodine in den Wanderjahren, die Hersilie dort „eine wilde Hummel von Brunette" nennt, eine „bräunliche Gesichtsfarbe" hat. Doch die Göttin Gelegenheit verwandelt sich ihm gleichsam unter den Händen in die nordische Geliebte selbst, deren Liebe ihn so sehr beglückt hat.

Von seinem ehemaligen Glücke wendet er sich zum gegenwärtigen, das ihm gleichfalls die Göttin verschafft hat, was er hier freilich übergehn muß, da nach Elegie 2 Amor ihn zu ihr geführt hat. Daß er deren Flechten eben im tändelnden Spiele fasse, ist nicht anzunehmen, da das Gedicht gerade nicht die Gegenwart der Geliebten voraussetzt. Der Schluß ist nur ein bildlicher, durch das Vorhergehende veranlaßter Ausdruck der ihn jetzt mächtig fesselnden Liebe. Römische Flechten, wie es früher nordische waren. Freilich ist es eigentlich umgekehrt. Statt der römischen Geliebten beglückt den Dichter jetzt seine Christiane.

Das Ganze ist eine durchaus einheitliche Dichtung von der göttlichen Verehrung der Gelegenheit, welche die Liebenden feiern, wie Schiller die Gunst des Augenblicks. Bronner sagt uns, mit bewundernswerther Kunst verbinde Goethe mit der Göttin Gelegenheit einen Lieblingsstoff der römischen Elegiker, den Götterkult; das „sei eine Anschwellung des Grundmotivs! Den Dichter habe es gedrängt, sein Kunsturtheil, das eine oder das andere, auch in den Elegien auszusprechen.“ So erniedrigt der anspruchsvolle wiener Ausdeuter die Elegien in ähnlicher Weise wie Heller, zu Konglomeraten!

Noch haben wir der Abschrift eines angeblich nach England verkauften goetheschen Blattes, die von einem Unkundigen gemacht worden, zu gedenken. Es befindet sich zu Leipzig in der hirzelschen Sammlung. Ueberschrieben ist es Edelknabe und Wahrsagerin, was an die Ballade der Edelknabe und die Müllerin (Ballade 17) erinnert. Sie beginnt mit den beiden Hexametern:

Kennt ihr die Dirne mit lauerndem Blick und raschen Geberden?
Die Schalkin, sie heißt die Gelegenheit; lernt sie nur kennen!

Der ungeschickte Schreiber scheint am Anfang des zweiten Verses die wiederholten Worte Kennt ihr weggelassen zu haben. Darauf folgt als Pentameter V. 18 unserer Elegie, dann 25 f. in der Fassung:

Gern betrügt sie den Unerfahrnen, den Blöden
Schlummernde neckt sie stets, Wachende flieht sie eilends,

wo eilends statt vorbei Schreibfehler scheint, stets auffällt, weil in A dies eine zweite Verbesserung Goethes ist. Es folgt der eigene Fünffüßler: „Und die Unschuld bethört sie, da könnt' sie am leichtsten", dann mit Benutzung von 25:

Einst erschien sie dem Knaben, ein bräunliches Mädchen, die Arme,
Nacken und Busen und Leib nicht allzu sittig verhüllt.

Von hier an sind die Verse nicht genau ausgeführt. Zuerst die Zeile: „Zukünft'ges deutend, zeigt ihr Finger nach oben, die einen lahmen Hexameter gibt, wenn man am Anfang ein Und einsetzt, dann den zweiten Theil eines Pentameters: Bog ihren Hals sie nach vorn, weiter wieder einen Pentameter, nämlich V. 28 in der schließlichen Fassung von A. Ganz eigen ist mit Ausnahme des in ganz anderer Beziehung seltsam eintretenden Doch stille! (31) der nicht ganz ausgeführte Schluß:

Lockend war ihre Miene, doch schaute der Bube nicht auf,
Wie sehr sie sich mühte, das harmlose Auge zu fangen.
Er hört' sie nur halb,
Dacht' an sein Lieb. Doch stille! Die Dirne ist weg —
Schürze und Schärpe verschwunden, die ihm die Liebste gab.

Die Echtheit dieses seltsamen Stückes ist äußerst verdächtig; jedenfalls würde es, da es an zwei Stellen die schließliche Verbesserung in A, nicht die ursprüngliche Lesart gibt, erst nach

dieser fallen, so daß die von Bronner S. 443 f. darauf gegründete Annahme, es sei „ein modernisirtes aufgeschwelltes Anthologiemotiv, ein Epigramm, beabsichtigt im Sinne der ursprünglichen Erotikasammlung“ als haltlos erscheint. Es ist wohl eine der in Weimar gemachten Autographenfälschungen, die nach England verkauft worden.

Fünfte Elegie. Was er in der ersten Elegie geahnt, daß die Liebe ihm erst Rom zu Rom machen werde, spricht sich in unsern den Vollgenuß seines Glückes als Mensch und Künstler erhebenden Versen in anmuthiger, nichts verhüllender, aber natürlich reiner, von jeder frechen Lüsternheit freier Weise aus.*) Das Ganze scheint eine launige dichterische Ausführung des Textes der horazischen Stelle (A. P. 269. 270):

Vos exemplaria Graeca
Nocturna versate manu, versate diurna.

Die vier ersten Verse bezeichnen seine begeisterte Auffassung der Natur und Kunst und seine eifrige Beschäftigung mit den Schriften der Alten. Bei dem Rath, die Werke der Alten eifrig zu lesen, schwebt die angeführte Stelle des Horaz vor, die er auf die römischen Schriftsteller überträgt, wobei er ganz besonders an die Dichter denkt. Das von Horaz gebrauchte nocturna

---

*) In A stand 19 indeß die Lampe, aber schon ursprünglich verbessert, 5 Aber ich habe des Nachts die Hände gerne wo anders, 14 Schlummert mein Schätzchen erst ein, 17 schlummert das liebliche Mädchen. Noch in 1 fand sich 2 Lauter und reizender spricht Vorwelt und Nachwelt zu mir, 6 vergnügt statt beglückt, 7 nicht? wenn, 9 erst recht den Marmor, noch in 2, 3 Ich befolge, noch in 3, 17 auf den statt auf dem. Goethe hatte 3 einmal versucht Lebhaft befolg’ ich. Druckfehler von 2 war 3 durchblätterne statt durchblättre.

führt ihn auf die Nachtzeit, wo ihn freilich Amor anders beschäftige, sodaß er nur halb gelehrt werde.*) Muß er auch gestehn, daß er die Nacht ganz anders verwende, so tröstet er sich leicht damit, daß er, wenn auch seine Gelehrsamkeit darunter leide, doch dadurch vollauf**) beglückt werde. Launig fügt er hinzu, das nächtliche Liebesspiel belehre ihn auch, es bilde sein Verständniß der alten Kunstwerke, deren neben den Schriftwerken nicht genanntes Studium hier gelegentlich erwähnt wird; er fühle die Nachbildung der Kunst erst recht durch die Kenntniß der zu Grunde liegenden Natur. Da sieht er die hohen Kunstgebilde, die ihm vorschweben, mit fühlendem Auge, wie er fühlt mit sehender Hand. Heller meint, die Dreistigkeit, so etwas zu sagen, habe Goethe nur durch die Alten bekommen. Als ob es hier, wie meist bei den römischen Erotikern, dem Dichter um die Schilderung des äußersten Liebesgenusses zu thun wäre. Auch nicht die geringste lüsterne Andeutung davon, wie sie Wieland liebt, findet sich; absichtlich ist diese fern gehalten durch die heitere Laune, welche die ganze Darstellung würzt. Freilich meint auch Bronner (S. 523), Heller habe „ausgezeichnet bemerkt, die Uebersetzung der Vergleichung mit der Statue ins Erotische hätte Goethe ohne den Vorgang der römischen Erotiker niemals gewagt — eine kühne Behauptung, die man freilich nicht that=

*) Man hat die Stelle bisher nicht verstanden. Heller meint, Properz III, 20, 25—28 habe vorgeschwebt, wo aber gar kein Rath sich findet. Statt den Rath selbst anzugeben, fügt der Dichter gleich dessen freilich nur halbe Ausführung hinzu, und welchen Genuß er dabei habe. Bronners Gegenbemerkungen S. 527 verkennen ganz die leicht spielende Laune, die ursprünglich auch noch V. 5 an der Hand festhielt. Es ist das Vorrecht der Laune, daß nicht alles zu stimmen braucht, wie es der nüchterne Ernst fordert.

**) Doppelt. Vgl. zu Lied 79.

sächlich widerlegen kann." War auch unserm Dichter die nackte Darstellung des Properz II, 12 wohl bekannt, hatte er auch dort oculi sunt in amore duces, oculos satiemus amore gelesen, unsere naive Schilderung wird davon nicht berührt, sie fließt so völlig aus reinem Gefühl und wächst aus dem Ganzen heraus, daß an Nachahmung so wenig als an Lüsternheit zu denken ist. Jetzt muß er freilich auch zugeben, daß die Geliebte ihn manche Stunde des Tages koste, aber diese Einbuße der Zeit kommt gegen die Freuden der Nacht gar nicht in Betracht. Die Anwendung seiner Nachtstunden vertheidigt er dann weiter damit, daß er ja nicht bloß am Liebesspiel sich erfreue, wobei er nur des Küssens gedenkt, er führe auch mit der Geliebten ein verständiges Gespräch, und wenn sie entschlummert sei, überlasse er sich seinen Gedanken, ja oft dichte er, wobei er auf ihrem Rücken die Verse skandire, die Füße an den Fingern abzähle, was die fingernde Hand so hübsch bezeichnet, und der Hauch ihres Athems wehe ihn mit warmem Gefühl an*), so daß er sich dichterisch begeistert fühle. Hiermit ist die Erinnerung an die römischen Erotiker angeregt die ja auch der Liebe, wie er jetzt, gepflegt und dadurch zu Dichtern der Liebe geweiht worden. Daß Amor bei den Liebenden wacht und die Lampe schürt, war ein dem Dichter sehr nahe liegender Gedanke (vgl. Lieder 34). Freilich sieht Heller hier

---

*) Hierzu führt Bronner S. 315 des Properz Invenio causas mille poeta novas (II, 1, 12) an, wo unmittelbar vorhergeht cum poscentes somnum delinat ocellos. Auch das soll der Dichter dem Römer verdanken.

**) Nach Bronner S. 255 könnte hier der Vers aus den Basia des neulateinischen Dichters Johannes Secundus (vgl. zu Liebesbedürfniß, vermischte Ged. 24) Pectoris afflarunt usque sub ima tui vorgeschwebt haben.

Nachahmung von Properz II, 12, 7: Quam multa apposita narramus verba lucerna, wo doch apposita lucerna den Gegensatz zu sublato lumine bildet. Die lucerna erwähnt neben dem Felix Cictulus auch Martial X, 38. Die drei Triumvirn hatte schon A. W. Schlegel richtig auf die drei römischen Erotiker Catull, Tibull und Properz bezogen, welche häufig zusammen ausgegeben und von Joseph Scaliger triumviri amoris genannt wurden. Goethe spricht auch in der spätern Darstellung seiner Aufnahme in die Gesellschaft der Arkadier (Bericht vom Januar 1788) von dem Amor jener römischen Triumvirn. Hiernach hat auch Stadelmann übersetzt, während Fuß hier den Crassus und Lepidus hereinbrachte.

Auch hier hat Bronner das Verständniß verwirrt. Nach ihm (S. 468) wäre „der Mittel- und Ausgangspunkt" unserer Elegie „das Verhältniß von Natur und Kunst des künstlerisch geformten und des lebenden Körpers", ja er meint (S. 527), der wirkliche Ausgangspunkt, „der Rath", sei wohl erst später zur Abrundung vorn angefügt worden, vielleicht auf Veranlassung einer Stelle aus Heinses Ardinghello (II, 6). Auch daß nicht immer geküßt werde (13 f.) sei ein properzisches Motiv, nicht weniger das Lämpchen. Schlimmer kann man ein Gedicht nicht zerfasern als durch solche, den innern Zusammenhang nicht beachtende Zersprengung.

Sechste Elegie. Um die treue Liebe der Geliebten recht ins Licht zu setzen, läßt der Dichter sie einmal durch einen in Folge eines falschen Gerüchtes erweckten Verdacht in leidenschaftliche Aufregung gerathen, die nicht allein ihre glühende Neigung auf das schönste verräth, sondern auch seine Ver-

bindung mit ihr und die Gefahren, welchen die Sittlichkeit der Frauen im geistlichen Rom ausgesetzt ist, uns näher treten läßt. Freilich kommen auch bei Tibull und Properz Gerüchte von der Leichtfertigkeit der Geliebten und der Treulosigkeit des geliebten Knaben vor, ja Properzens Cynthia überläßt sich wirklich einem illyrischen Prätor, aber der Verdacht der Untreue ist in Liebesverhältnissen so natürlich, daß Goethe dieses dichterische Motiv nicht erst aus den römischen Erotikern zu holen brauchte, mochte es ihm auch durch diese nahe gelegt sein, es in ganz anderer Weise zu verwenden, wie es denn hier vortrefflich geschehen ist. Der Liebhaber hat vernommen, die Geliebte empfange Besuche von einem Prälaten; seine glühende Liebe wird dadurch so leidenschaftlich erregt, daß er mit herben Vorwürfen auf sie losfährt, statt sich zu sagen, dies Gerücht werde eine Folge seines eigenen Verkehrs mit der Geliebten sein, da man auf Veranlassung ihres größern Aufwandes sein Erscheinen bei ihr i Prälatentracht beobachtet habe.*) Wenn in Elegie 2 ihre Mutter erwähnt wird, so erscheint hier die junge Witwe mit einem kleinen Knaben.*)

---

*) Ursprünglich hatte A 3 Daß statt Wenn, 12 fehlte leider, 12 stand verlassen mich willst statt zu fliehen gedenkst, 29 die Gespräche der statt Reden feindlicher, 36 prasselnd statt leuchtend. Dort stand 35 sie jagt die Dämpfe von hinnen. Noch in 1 fanden sich 7 unvorsichtig statt ohne Bedacht, 11 glaublich statt zu glauben, 15 die statt ein, 19 f. Denn ihr seid am Ende doch nur betrogen! so sagte mir (oder Mir) der Vater, 21 doch statt auch, 36 prasselnd oder leuchtend die. Noch in 2 stand 17 das war, und von Herzen fehlte. Die Aenderung erfolgte in 3. Goethe hatte handschriftlich vorher versucht: Oft erwarteten sie die außenbleibende. Herzlich | Hab' ich Rothstrumpf. Erst 4 schrieb gählings für gähling.

Ihre Erwiderung, mit welcher die Elegie anhebt, zeigt das mit natürlichem Verstande urtheilende, von inniger Liebe erfüllte Weib. 1 f. Solche Mißhandlung ihres liebenden Herzens empfindet sie als Grausamkeit; in ihrer Aufregung schreibt sie die harten Worte, die der Geliebte zu ihr gesprochen, seiner nordischen Rauheit zu.*) — 3—8. Das Volk hat freilich Recht, daß es sie eines für die junge Wittwe unziemlichen Liebesverhältnisses beschuldigt. Sie ist ja wirklich schuldig, was ihr jetzt schwer aufs Herz fällt. Nur darauf deutet das ach! nicht auf ihre Reue, sich gerade mit ihm eingelassen zu haben. Ihre reichere Kleidung hat den Verdacht der neidischen Nachbarin geweckt, die ihr aufgepaßt, und er selbst ist so unvorsichtig gewesen, sie bei Mondschein zu besuchen. In ihrer lebhaften Erinnerung kann sie nicht unterlassen, seine Tracht hervorzuheben. Ueber seine graue Kleidung trug er einen dunkeln Ueberzieher, sein Haar war hinten rund, nicht in einen Zopf gewunden. — V. 9. Ja, er hat durch die Tracht eines höhern Geistlichen, die er ein paarmal zum Scherze angelegt, das Gerücht von dem Prälatenbesuche veranlaßt. So muß sie es denn dulden, daß sie für eine Prälatengeliebte gilt, aber der Prälat ist kein anderer als der sie deshalb so grausam anfahrende Geliebte selbst. — 10—20. Sie darf sich rühmen, den Netzen der römischen Geistlichkeit entgangen zu sein.**) — 20—26.

---

*) In solchen Worten. Um den Uebelklang mich mit zu vermeiden, ist die ungewohnte Verbindung gewagt.

**) Daß sie schön gewesen, sagt sie nicht, doch deutet darauf „wohl bekannt den Verführern", das sich freilich auch auf ihre Armuth und Jugend bezieht. Die Versuche der Verführer gehen auf die Zeit vor ihrer Verheiratung. Ein Mitglied der reichen und angesehenen Familie der Falconieri wird hier als ein

In leidenschaftlichem Uebergange wendet sie sich zu ihrem sie anklagenden Liebhaber zurück, der sie wirklich betrogen habe, was ihr Vater von der Liebschaft der Geistlichen gedroht; denn in ihrer schmerzlichen Aufregung hält sie seine Anschuldigung bloß für einen Vorwand, von ihr loszukommen, da auch er treulos wie alle Männer sei. Mit mächtiger Gewalt schildert sie die Treue der Frau im Gegensatz zur bloßen Begierde des Mannes*), wobei sie ihren kleinen Knaben gleichsam zur feierlichen Beschwörung ihrer innigen Treue an ihr Herz drückt und den bittern Schmerz über seine Treulosigkeit in Thränen ergießt.**) Den Gipfel der Lächerlichkeit ersteigt Heller, wenn

---

seiner Lüsternheit wegen bekannter Prälat genannt. Giovanni Francesco Albani, ein Neffe von Winckelmanns Gönner, geboren am 26. Februar 1720, schon 1747 Kardinal, war ein lebensfroher Mann von sehr einnehmender Gestalt, aber zur Zeit unserer Elegie fast siebzig Jahre alt. Freilich spricht die Geliebte von der Zeit vor ihrer Heirat. — Die „gewichtigen Zettel“ deuten auf große Versprechungen. Die tabellae spielen auch bei Ovid eine Rolle. Bei Properz kommt einmal in der Mitternacht ein Brief, worin die Geliebte ihn bat, sofort nach Tibur zu kommen. — Das Städtchen Ostia ist ein unbedeutender, zu solchen Zusammenkünften sehr passender Ort in der nächsten Nähe Roms. Die vier Brunnen, die nichts mit Martials quattuor balnea zu thun haben, sind die quattro fontane, einer der belebtesten Punkte Roms. Die von ihnen benannte Straße führte quer über den Quirinal nach der Kirche Santa Maria Maggiore. Bei ihnen fand das öffentliche Ballonspiel statt. Rothstrumpf heißt der Kardinal, Violettstrumpf der Prälat. Vgl. unsere Erläuterungen zu Goethe XV, 22 f. Goethe gelangte nicht dazu, die Schiller zu dieser Stelle versprochenen Anmerkungen zu geben.

*) Man hat verglichen Catulls 64, 147 simulac cupidae mentis satiata libido est und des Lucrez IV, 1102 se rupit nervis coniecta libido, deren Goethe nicht bedurfte.

**) Bronner führt S. 578 Beispiele vom Streite der Liebenden bei den römischen Dichtern an, aber hier ist die Sache ganz eigen gewendet, da der

er den Kleinen, den sie vom Stuhle reißt, für denselben tener et in cunis et sine voce puer hält, der, wie auch Mutter und Schwester, des Properz Eifersucht erregt (II, 6), wenn seine Geliebte ihn küßt. Auch Bronner sieht darin nur Tradition der römischen Erotiker, in der Goethe hier ganz stehe, nur habe er sie mit modernen Zügen ausgestattet.

Mit innig wahrem Gefühl spricht der Liebhaber seine Reue über einen durch die üble Nachrede der neidischen Nachbarin verbreiteten, so höchst ungerechten Verdacht aus, den sie nicht schöner als durch diesen ganz unabsichtlichen Erguß ihres tiefverletzten, treufühlenden Herzens hätte zurückweisen können, und eben so treffend drückt das Bild von der nur augenblicklich von dem mit Gewalt darauf stürzenden Wasser getrübten, aber dann durch ihre mächtige Naturgewalt sich davon reinigenden und um so stärker wieder hervorbrechenden Flamme*) die noch gewaltiger sich regende Liebe aus, die nicht bloß sinnliche Gier gewesen, wie die Geliebte ihm in bitterm Schmerze vorgeworfen, sondern aus dem Gefühl ihrer herzlichen Güte und Treue hervorgegangen. Diese hatte ihm auch seine Christiane so lieb und werth gemacht.

Siebente Elegie. In einer herrlichen Vision stellt der Dichter das unendliche Glück dar, welches ihm Roms schöner und leichter Himmel gewährte, wo er, wie er

---

Dichter durch seine Schuld das böse Gerücht verursacht hat und die Vertheidigung der Geliebten grade im schönsten Lichte zeigt. Den Ausdruck brauchte Goethe doch nicht von den römischen Dichtern zu borgen.

*) Heller scheut sich nicht, darin eine Ausführung des horazischen grundverschiedenen ex fumo dare lucem zu sehn. Eher könnte man den Schluß der ersten Walpurgisnacht (Ballade 32) vergleichen.

später einmal sagt, allein in seinem Leben ganz glücklich gewesen. Als er unsere Elegie dichtete, hatte er längst den traurigen Gegensatz der nordischen Heimat wieder bitter empfunden. An den in Italien weilenden Herder schrieb er schon im September 1788: „Das Wetter ist immer betrübt und ertödtet meinen Geist; wenn das Barometer tief steht und die Landschaft keine Farben hat, wie kann man leben? Du wirst nun wissen, was eine reine Atmosphäre ist, und wirst es noch mehr erfahren.“ Hatte er selbst ja in Rom einmal „zehn Wochen des allerreinsten Himmels ohne die mindeste Wolke genossen.“ Aus Rom schrieb er Mitte Februar 1787: „Ueber der Erde schwebt ein Duft des Tages über, den ich nur aus den Gemälden und Zeichnungen des Claude kannte.“ In der Reise nach Italien heißt es im Juli: „Die Mondnächte sind hier ganz unglaublich schön; der Aufgang, eh' sich der Mond durch die Dünste herausgearbeitet hat, ganz gelb und warm, come il sole d'Inghilterra, die übrige Nacht klar und freundlich.“ Bald nach der Rückkehr klagt er bei Frau von Stein: „Der trübe Himmel verschlingt alle Farben.“ Unsere Elegie hat auch Gruppe sehr angemuthet, dessen Urtheil, sie sei die werthvollste von allen, die sich zu einem bedeutend höhern Schwunge erhebe, wohl nicht allgemeine Zustimmung finden dürfte. Sollte sie etwa deswegen diesen Vorzug verdienen, weil es keine Liebeselegie ist?*)

---

*) Ursprünglich hatte die Elegie eine andere Fassung, die aber schon in der Handschrift geändert wurde. Sie begann O wie machst du mich, Römerin glücklich, 3 f. lauteten Da ein trauriges (zuerst sittliches) Bette dem darbenden Armen vergebens Lohn, der einsamen Nacht ruhige Stunden verhieß. (Der weimarische Herausgeber bemerkt,

Unser Gedicht ist eine eigene Art Himmelfahrt, ähnlich der Aeußerung Tassos am Anfange von II, 2 und Schillers 1796 gedichteter Dithyrambe. 1—10. Der Dichter denkt sich auf der Höhe des capitolinischen Berges, wo ihm der Gegensatz der heitern, ihn hier beseligenden Klarheit zu der nordischen Düsterheit lebhaft vor die Seele tritt.*) V. 11 f. Er fühlt sich so beseligt, daß er sich zum Olymp entrückt glaubt.**) 13—23. Da hat er denn nichts Angelegentlicheres zu thun, als vor dem Göttervater niederzufallen, die Hände nach seinen Knien auszustrecken (da er nicht zu nahen und seine Kniee zu berühren

---

die jetzige Fassung scheine erst aus dem Jahre 1795 zu stammen, ohne einen Grund dafür anzugeben). 10 schloß zuerst bis an dein stilles Gemach, 13 begann Siehe, 18 schloß des Irrthums mich freun, der letzte Vers begann Die Pyramide, schloß dem Orcus ins Reich. Unverändert hatte A 13 Knien. Noch in 1 finden wir 3 meinen statt meine (vgl. II, 6, 16) und neigte statt senkte, 6 düstere statt düstre, 7 hellen statt helleren, 10 ehmals der statt der nordische, 20 Theilte sie mädchenhaft, 21 o so, 26 Denkmal statt Mahl. Noch in 3 standen 9 Sternenhellen, wogegen weichen fehlte, 23 wo versteigst du dich hin. Erst 5 setzte 11 Sterblichem statt Sterblichen, wie diese auch sonst in ähnlichen Fällen die vollere Form hat.

*) 2. Hinten, weit entfernt, wie in dem Spaziergang des Faust: „Wenn hinten, weit, in der Türkei die Völker aufeinander schlagen." — 3 f. Seine Wege waren gerade deshalb trüb, weil sein Geist unbefriedigt war, nach hellern Wegen suchte, die sich ihm nirgends zeigten, da der helle Glanz der ihn hebenden äußern Natur ihm abging. Bei den weichen Gesängen schweben diejenigen vor, welche er zu Rom in schöner Nacht bis gegen Morgen hörte, „manchmal Duette, so schön und schöner als in einer Oper und Konzert", wie er im Juli 1787 schreibt. — Der hellere Aether ist die höhere reinere Luft, in welcher der Olymp liegt (Odyssee VI, 44 f.). Der Komparativ von dem hohen Grade.

**) Ambrosisch nennt er des Zeus Palast, wie bei Homer alles heißt, was die Götter besitzen, doch vom Hause wird es nicht gebraucht.

wagt) und ihn anzuflehen, er möge ihn ja nicht von seiner gastlichen Schwelle verstoßen; Jupiter sei ja Xenius (was Goethe nach *Ζεὺς ξένιος* statt Jupiter hospitalis wagt), Schützer der Gastfreundschaft. Ehe er seine Bitte ausspricht, erklärt er gar nicht zu wissen, wie er in den Olymp gekommen, wobei er, in Erinnerung an die Sage, Hebe sei im Olymp mit dem zu diesem emporgestiegenen Hercules vermählt worden, die Vermuthung wagt, Hebe habe wohl einen Heroen heraufführen sollen, aber sich vergriffen, ihn, den sie gerade auf dem Berge angetroffen, dafür genommen. Dieser Irrthum, wünscht er, möge ihm zu Gute kommen, Jupiter ihm sein Glück lassen, und ebenso auch die Glücksgöttin Fortuna, der es, da sie ihre herrlichsten Gaben nach Laune auszutheilen pflege, leicht fallen werde, die wunderliche Gunst des Irrthums anzuerkennen. 23—26. Jupiters unwillige Frage, wie er sich so habe versteigen können, bringt ihn wieder zu sich, er merkt, daß es nur eine Vision gewesen. Der capitolinische Berg sei freilich so schön, daß Jupiter, der ihn inne habe (mit Bezug auf die hier genossene Verehrung), seines wunderbaren Anblicks wegen ihn dem Olymp gleichstellen müsse. So wünscht er denn, der Göttervater möge ihm immerfort, bis der Tod ihn von dannen führe, hier, auf seinem zweiten Olymp, weilen lassen. Hermes, der Todtenführer, möge ihn, wenn er hier das Leben genossen, leicht (leise) zur Unterwelt hinabführen. Vgl. zu II, 3, 145. Da der protestantische Friedhof zu Rom an der 112 Fuß hohen, wohlerhaltenen, mit Grabkammern versehenen Pyramide des C. Cestius an Porta San Paolo sich befindet, so denkt er sich hier einen Eingang zur Unterwelt, wie die Alten viele solcher Eingänge kannten, ohne gerade auch den Hermes Psycho=

pompos (der griechische Name hier, wie Elegie 11 als wohllautender neben Jupiter) durch diese ausdrücklich wandern zu lassen. Im Februar 1787 zeichnete Goethe, da er gerade traurige Gedanken hatte, sein Grab an der Pyramide des Cestius für seinen geliebten Zögling Fritz von Stein. Daß mehr als vierzig Jahre später, zwei Jahre vor seinem eigenen Tode, sein eigener Sohn hier begraben werden sollte, wie ein Vierteljahrhundert vorher ein Sohn W. von Humbolds, konnte er nicht ahnen. Durch die letzte Wendung erhält die so heiter beginnende Elegie einen sinnigen, den Anfang an das Ende knüpfenden Abschluß; denn dieselbe Freudigkeit, die ihn jetzt erfüllt, wird ihn sein Leben hier ruhig enden lassen.

Nach Bronner ist die Idee zu dem Gebete (?) an den kapitolinischen Jupiter, aus der Goethe sehr ans Herz gegangenen Elegie des Ovid, Trist. I, 3 geflossen, wo freilich steht Hac prece adorari superos. Das genügt dem Quellensucher! Von gleicher Sorte ist seine Beziehung von 9 auf Candidior medio nox erit illa die. Er sieht darin das Triumphlied der Liebe, obgleich Goethe zuletzt jede Andeutung der Liebe daraus entfernt hat. Damit werde als steigendes Motiv verbunden: „Welche Seligkeit ward mir Sterblichem!“ und zuletzt das altelegische Motiv, der Gedanke an den Tod. Daß das geistige Band auch beim Dichter, der sein Gedicht aus sich herausgestaltet, von allerhöchster Bedeutung ist, kümmert den kühnen Quellenforscher nicht; ihm genügt es, kühn zusammenzuscharren, wie arg auch das Conglomerat sich stößt.

Achte Elegie. Der Dichter kehrt, nachdem er in der vorigen Elegie das Glück des römischen Himmels geschildert, zur Geliebten zurück, indem er uns zunächst eine Aeußerung

aus ihren vertrauten Liebesgesprächen gibt.*) Sie erzählte einmal, sie sei als Kind häßlich gewesen, wohl in Anknüpfung an das Sprichwort, daß häßliche Kinder später oft die schönsten werden, was sie wohl naiv äußerte, ohne sich bewußt zu werden, daß sie sich dadurch für schön erklärte. Das Wort hörte ich schon wirklich eine junge Dame unbewußt heißen. Der Geliebte hätte sie gerne als Kind gesehen, wo sie ihrem reinen Gefühl nach ganz besonderer Art gewesen sein müßte, wenn auch die jetzt so reich entwickelten Reize noch in der Blüte verschlossen lagen, wobei er sich des Gleichnisses von der unscheinbaren Blüte des Weinstocks bedient, die keine so herrliche Frucht erwarten lasse. Ein ähnliches Bild von der Traube hat Horaz carm. II, 5, 9—12. Hellers Bemerkung, Goethe schätze die Geliebte, weil sie zu den genießbaren Waaren gehöre, verdient die Palme des Mißverständnisses. Vortrefflich nennt der Dichter nach alter Vorstellung neben den Menschen auch die Götter. Bronner findet S. 465*, unser „Jugendbild der Geliebten" sei „nach Art der Epitaphien der Anthologie auf jung verstorbene Mädchen"!

Neunte Elegie. Der die Geliebte in der Herbstnacht erwartende Dichter spricht seine Freude über ihre Lieblichkeit aus, die seine Lust stets neu zu wecken wisse.**) Er hat am

*) Ursprünglich schrieb Goethe 5 Beere statt Blüthe und 6 Götter und Menschen statt der umgekehrten Folge, änderte aber beides sogleich. Noch in 1 fehlte 3 still, 5 stand So vermisset die Blüte des Weinstocks Farben und Bildung. Erst 3, nicht 2, wie der weimarische Herausgeber sagt, schrieb 4 mir dich als statt in dir mir.

**) Ursprünglich hatte Goethe 1 geschrieben das Feuer gesellig vom ländlichen Herde, 2 knisternd, 3 freut, 5 wird erst statt flammen, 6 Werden nicht gespart, warm sei und glänzend die Nacht. Noch in 2 lauteten 9 f. Denn das gab ihr Amor vor vielen andern, die Freude Wieder zu wecken, wenn sie still wie zu Asche versank.

späten Nachmittag sich ein tüchtiges Feuer in seinem Zimmer machen lassen, was freilich gegen römische Sitte verstößt. Der „ländlich gesellige Herd" deutet auf das Landleben. Horaz schildert sat. II, 6 von V. 65 an, wie er auf seinem Sabinergute mit Sklaven und Nachbarn vor dem Herde sich einen fröhlichen Abend macht. Bronner weiß, die größere Betonung des Ländlichen sei beeinflußt durch Erinnerungen an Vergils Georgica. Der Dichter denkt sich wohl einen ländlichen Aufenthalt bei Rom, aber noch näher möchte ihm sein weimarer Gartenhaus liegen, wo ihn seine Christiane besuchte; an sein im obern Stocke gelegenes Schlafzimmer stieß das heizbare Empfangszimmer. Wie viel mehr als jetzt wird ihn das Kaminfeuer erfreuen, wenn sein Mädchen da ist, das kommt, noch ehe das starke Reisigbündel ausgebrannt und unter der Asche verschwunden ist; dann wird die Glut vom Kamin scheinen und die Nacht bei der angenehmen Wärme ihnen zu einem Fest, zum höchsten Genusse werden. Auch der Gedanke, daß sie am Morgen wie eine geschäftige Hausfrau sich erheben und wieder die Glut anfachen wird*), erfreut ihn, als Zeichen ihrer Neigung;

Erst die Ausgabe letzter Hand gab 6 erwärmete statt erwärmte. In 2 war glänzend Druckfehler statt glänzet, den Schiller sofort in der allgemeinen Literaturzeitung anzeigte.

*) Heller hatte hierin eine Jugenderinnerung an Ovid gefunden, der dasselbe Met. VIII, 691 ff. erzählt. Bronner aber meint, nicht diese Stelle, sondern eine Hexametererzählung Philemon und Baucis in Vossens Musenalmanach für 1785 schwebe vor, wo Baucis zum Herd geht und „glimmende Asche zerwühlend weckt sie das grimmige Feuer". Armer Goethe, der solcher Stützen bedarf, um eine so einfache Sache auszusprechen. Aber auch Ovids Amores II, 19 soll der Dichter herangezogen haben und die bei der Umgestaltung hereingekommene Schmeichlerin schreibe sich aus dem dortigen blanditia her.

will sie ja ihn möglichst lange am Morgen bei sich behalten und sich seiner Liebe freuen. Nach der jetzigen Lesart wird *Flammen* launig in doppeltem Sinne genommen; die Asche bringen sie wieder in Glut, aber sie will damit auch die Flammen der Liebeslust wieder wecken. Bronner meint, der Abschluß, das Hervorwecken der Flamme, habe wohl zuerst festgestanden, der Ausgangspunkt, das Philemon- und Baucismotiv (ein schönes Motiv zu einem Liebeslied!), sei durch eine Nachdichtung im vossischen Musenalmanach wieder nahe gebracht worden. So beweist er, auch unsere Elegie auf Christiane sei nicht ohne Zuthaten aus römischen Dichtern zu Stande gekommen. In der freudigen Erwartung erhalten wir ein Bild der schönen Abende und Nächte, die ihm das auch heute wieder erwartete Mädchen so oft gewährt hat. Bisher war nur davon die Rede, daß er die Geliebte besuchte.

Zehnte Elegie. Ermunterung des neben der Geliebten ruhenden Dichters zum vollen freudigen Genusse des ihm so herrlich aufgegangenen Liebesglückes.*) Es schwebte Goethe hierbei, wie Varnhagen von Ense bemerkt hat, die Aeußerung Friedrichs des Großen in einem Briefe an Voltaire vom 9. Oktober 1775 vor: *Un instant de bonheur vaut mille ans dans l'histoire*, die er eben so frei dichterisch gestaltet

---

*) Ursprünglich hatte Goethe 4 geschrieben *die Guten man hält leider im Orcus sie fest*, 5 *des lieberwärmten Lagers*, aber dies gleich geändert. Noch in 2 lautete 3: *Wenn ich ihnen dies Lager auf Eine Nacht nur vergönnte*. Vor der jetzigen Fassung hatte Goethe versucht *Wenn ich auf Eine Nacht dies Lager den Helden vergönnte*. Riemer hatte zwei verschiedene Aenderungen von 3 f. vorgeschlagen. 5 war *lieberwärmenden* ein selbst von Schlegel nicht bemerkter Druckfehler, der erst in 3 verbessert wurde.

hat, wie in der fünften Elegie den horazischen Spruch. Die nachgelassenen Werke des großen Königs las er erst nach seiner Rückkehr aus Italien. Goethe hat hier von den ähnlich zum Genusse des Lebens durch die Erinnerung an den nahen Tod aufrufenden Gedichten der Römer gar nichts benutzt. Freilich Heller scheut sich nicht, ihn das aus einem Gusse strömende Gedicht aus Mart. X, 38, 11—13 und Catull. 65, 5 f. zusammensetzen zu lassen. Bronner (S. 247. 576) läßt Goethe wegen des erst an dritter Stelle angeführten Heinrich von dem artigen Liedchen in Molières Misantrope ausgehn: Si le Roi n'avai de une Paris sa grand'ville, | Et qu'il me fallât l'amour de ma vie; | Je dirais au Roi Henri: Reprenez vous Paris, | J'aime mieux ma vie, o gué! — j'aime mieux ma mie, obgleich dieses viel weniger dem Kern des Gedichtes entspricht als das Wort des letzten verstorbenen Königs, Friedrich des Großen. Heinrich IV. ist nur gelegentlich als ein großer König beigefügt. Doch Bronner ist es so wenig um die richtige Auffassung zu thun, daß er die tollkühne Behauptung zu Markt bringt (S. 577), Goethes Vorbild sei hier Prop. I, 19, wo der Dichter seinen Tod weniger fürchtet, als von Cynthia nicht betrauert zu werden. Am Schlusse liegt die willkürliche Vorstellung zu Grunde, der Todte müsse durch den Fluß der Vergessenheit durchwaten, wobei fliehend auf die Eile hindeutet, mit welcher er die Unterwelt zu erreichen sucht, wenn es nicht etwa auf das Scheiden vom Leben gehn soll.*)

---

*) Auch Bronner hält es für sicher, daß zu: Ehe den fliehenden Fuß schauerlich Lethe dir netzt Catulls Namque mei nuper Lethaeo gurgite fratris Pallidulum manans alluit unda pedem Pathe gestanden. Des römischen

Elfte Elegie.*) Der Dichter freut sich der von glücklicher Liebe ihm gespendeten Elegien, die er getrost den Grazien weiht, da er sehr wohl weiß, daß sie in ihrer Kunstvollendung seiner eben so würdig sind als seine ernsten Dichtungen. Die Bezeichnung des Altars der Grazien als rein deutet darauf, daß auch seine Elegien nicht von böser Lust, sondern von edler menschlicher Sinnlichkeit und Gemüth eingegeben seien. Die Rose ist die Blume der Liebesgöttin; die Knospe legt der Dichter neben die Elegien, weil diese seiner Liebe entsprossen sind. Sodann vergleicht er sich mit einem bildenden Künstler, der auch gern die verschiedensten Göttergestalten schafft und immer um sich schaut. Von den ernstwürdigen Göttern nennt er Jupiter, der mit gesenkter, sich mächtig vorwölbender Stirn nach unten schaut, Juno, welche die Stirn erhebt und geradeaus blickt, den mit bewegtem langem Haupthaar einherschreitenden Apollo, bei dem der von Winckelmann so begeistert gepriesene Apollo von Belvedere vorschwebt, sodann die mit nicht weit geöffneten, nach unten ge-

---

Dichters Ausdruck bezieht sich darauf, daß der Bruder beim Bade ertrunken war, und versteht sich ganz einfach. Auch paßt der fliehende Fuß nicht, der auf das unfreiwillige Scheiden aus dem Leben deutet. Goethe muß sich den Lethe als einen Fluß denken, den der Todte durchwatet. Nach v. Loeper flieht der Fluß „wie die Jahre"! Ist das nicht fein!

*) A hat 9 holden, erhebet statt träumenden hebet. Noch in 1 steht 1 ein Dichter die wenigen Blätter, 3 f. Dahin bestrebt sich der Künstler, Daß die Werkstatt um und sei statt scheint, 5 Stirne statt Stirn, 8 schalkhaft statt schalkisch, 10 Augen voll süßer, 11 Sie gedenket seiner Umarmung gern. Seit 3 stand 10 Blicke süßer Begier, für die Oktavausgabe letzter Hand genehmigte Goethe im April 1827 Göttlings Vorschlag der süßen. 11 gab zuerst 3 Seiner Umarmung gedenket sie gern, ursprünglich Sie gedenket seiner Umarmung.

richteten Augen ernst streng blickende Minerva und den im Gegensatz zu ihr schalkhaft und zärtlich etwas zur Seite schauenden Hermes. Goethe, in dessen Zimmer zu Rom schöne Gipsabgüsse von bedeutenden Büsten aufgestellt waren, hatte den Idealen der Götter in der alten Kunst die eingehendsten Betrachtungen zugewandt; die charakteristischen Züge derselben glaubte er entdeckt, „den Faden des Wie gefunden zu haben“. Ein Briefchen an Herder vom Juli 1789 zeigt ihn lebhaft mit der Bildung eines Jupiterprofils beschäftigt. So lag es ihm sehr nahe, hier die Hauptzüge der bedeutendern Gottheiten zu bezeichnen; eben so natürlich war es dem Liebesdichter, bei der Venus (Cythere heißt sie schon bei spätern griechischen Dichtern) länger zu verweilen und ihres schmachtenden, feuchten*) Blickes und ihrer sehnsüchtigen Erinnerung an die Umarmung des gleich ihr weichen Bacchus zu gedenken, dem sie einen Sohn zu bringen wünscht. Die Verbindung mit Bacchus und der Wunsch der Liebesgöttin, die aus derselben einen herrlichen Sohn schon im Geiste schaut, sind eine schalkhafte Erfindung des Dichters, der gerade dieses Götterpaar als Vorbild der Liebe, die ihn mit seinem Mädchen verbindet, darstellt. Hierbei hat er natürlich nicht die römische Geliebte, sondern seine Christiane im Sinne.

Bronner rühmt sich S. 261 die Vorlage unserer Elegie in den Priapeia 36 nachgewiesen zu haben, welche die Körpergestalt der Götter bezeichnet, Phöbus comosus nennt, das Auge der Minerva als ravidus, das der Venus als paetus bezeichnet, weiter bemerkt, trahit Bacchus virginis tener formam, die

*) Nach dem griechischen ὑγρός, wofür die Römer paetus brauchen. Winckelmann hatte über das ὑγρόν sich weit verbreitet.

decentes plantas des Götterboten, die dispares gressus des Schutzgottes von Lemnus erwähnt. Einer solchen Quelle soll Goethe bedurft haben, um das Pantheon der Götter uns vorzuführen. Der Gedanke ist gar zu kindisch. Dazu werden dann noch des Properz Beschreibung der Bilderwerke eines Tempels des Apollo (III, 29), dann als direkt nachgebildet zwei von Herder übersetzte Epigramme der griechischen Anthologie (S. 367) angeführt, und so ist Goethes Bettlermantel fertig, doch nein: noch anderes Material wird S. 527 ff. gehäuft, und des Dichters Manipulation in plumper Weise beschrieben.

Zwölfte Elegie. Nach einer durch den fröhlichen Zug der nach ihrer Heimat zurückkehrenden Schnitter veranlaßten anmuthigen Schilderung der eleusinischen Mysterien ladet der Dichter mit schalkhafter Wendung die wohl mit ihm wandelnde Geliebte zur Feier der höchsten aller Weihen, zum augenblicklichen Liebesgenusse im nahen Myrtengebüsche ein.*) Veranlassung

*) In A stand ursprünglich 4 sich bückt für verschmäht, 7 hier statt beide, 8 Zwei recht liebende sind statt des versammelten Volks, 15 Wunderlich verwirrten den Eingeführten die Kreise, 17 im Heiligthum Kästchen verschlossen, 18 Blumen und statt Reich mit, 24 auf den Rücken gelegt statt auch einem Helden bequemt, 28 Strotzte statt Schwoll, 33 zuerst Uns hat Amor die Laube mit buschigen Myrten umzogen, dann Folge mir eilig ins Rohrgebüsch unten am Weinberg, erst zuletzt die jetzige Lesart. A hatte der nicht, wo nicht zu streichen vergessen war nach der Veränderung in sich bückt. Noch in 1 standen 3 Weit von hier und dem Römer, 8 Ein versammeltes Volk stellen zwei Liebende vor, 9 jemals, 12 von Rom, 14 Unschuld statt Reinheit, 17 des Tempels statt umher, 21 nach vielen Proben oft wiederkehrend erfuhr es. Noch 3 hat 13 Und es floh. 22 sie dem Jasion, wo 5 durch Druckfehler Jason, 6 wieder dem

und Lokal sind treffend von Rom hergenommen, die glückliche Stimmung zum Gedichte gab das weimarer Liebesglück.

Die rhetorische Frage, ob die Geliebte nicht den Lärm auf der flaminischen nach Rimini und Pesaro führenden Straße vernehme, führt durch die Erinnerung, daß die Römer ihre Schnitter von außen kommen lassen, zu der Bemerkung, daß man in Rom nicht mehr das Fest der großen Göttin feire, das er heute mit der Geliebten insgeheim begehn wolle (1—8). Daß der Ceres ein Kranz von Aehren geweiht wurde, wußte Goethe freilich aus römischen Dichtern (Tib. I, 1, 15. 16 Hor. carm. saec. 29. 30), aber hier schwebt jedenfalls das Erntefest vor, wobei ein Erntekranz auf dem letzten Fruchtwagen lag. Schiller gedenkt dieses Kranzes Ged. 30 Str. 27, 13. 72 Str. 14, 14. Er und Goethe sahen ein solches Erntefest noch in ihrem halbländlichen Weimar, wo wir dasselbe noch im Jahre 1817 erwähnt finden. Das tiefurter Erntefest wurde in den siebziger Jahren vom weimarer Hofe mit gefeiert. Daß die Menschen vor der Frucht der Ceres sich von Eicheln genährt, ist allgemeine Annahme, die freilich auch bei den römischen Dichtern sich findet.*) Wenn Goethe launig, mit Beziehung auf die allgemeine Festfeier, sagt, zwei Liebende seien sich ein versammeltes Volk, so ist dies sehr verschieden von Tibulls (IV, 13, 13): In solis tu mihi turba locis. Schon v. Loeper verglich den Gegensatz: „Immer allein sind Liebende sich in der größten Versammlung“. Vgl. auch Nähe (Lied 38). 9—30 schildern die von Eleusis nach Rom gekommenen griechischen

---

Jasion, die Oktavausgabe mit Goethes Genehmigung nach Göttlings Vorschlag bloß Jasion.

*) Golden, wie Schiller vom goldnen Wald der Aehren spricht. Vgl. die frühere fünfzehnte Elegie 6. 12 und 29 (unten S. 124) II, 1, 80.

Mysterien*) dem Zwecke des Dichters gemäß ganz willkürlich als Weihefest der Verbindung der Demeter mit Jasion. Sie galten der Demeter und ihrer Tochter, die als die zwei großen Göttinnen verehrt wurden. Die Beschreibung der eleusinischen Mysterien war Goethe ohne Zweifel schon sehr frühe bekannt geworden. Genaueres fand er in der 1786 darüber erschienenen Schrift von St. Croix Sur les mystères. Er übertrug aber darauf auch, was er bei römischen Dichtern von den Cerealia fand (bei Horaz carm. III, 2, 26. sat. II, 8, 14 und Ovid 7 Tast. IV, 619. V, 355—358, was freilich sehr wenig), verband es mit Zügen der ähnlichen Bacchanalia, die in Rom große Bewegungen hervorriefen (vgl. Catull. 64, 259—261. Hor. carm. I, 18, 9—14. II, 19, 19). Bronner behauptet, die einzelnen Züge habe Goethe aus den römischen Erotikern. Ueber die Unmöglichkeit, die Hauptzüge 13—22 aus diesen nachzuweisen, setzt sich der sonst so wortreiche Erspürer von Goethes Quellen mit dem Clownsprunge hinweg, er brauche nicht nachzuweisen, woher Goethe das habe. Seine Versicherung, bei St. Croix finde sich nichts davon, ist nur eine plumpe Unwahrheit, deren er bedurfte, um sich über mich lustig zu machen. Solche Mittel haben kurze Füße. — Selbst in Rom rief der Priester in griechischer Sprache (mit *Εὐφημεῖτε ἑκὰς βέβηλοι*) die Eingeweihten zusammen und hieß die Uneingeweihten sich entfernen. Die geringsten Weihen bestanden im Zeigen der Heiligthümer, der heiligen Bilder und Bildsäulen, der heiligen Kiste ꝛc., wobei es an erschütternden Erscheinungen

*) Von Kaiser Claudius wird erzählt (Sueton. 25), er habe gewagt, sie nach Rom zu bringen. Hadrian nahm auf seinem Besuche von Eleusis, wie früher Augustus, daran Theil. Aber Goethe nimmt willkürlich, vielleicht aus Verwechslung mit den Bacchanalia, eine frühere allgemeine Verpflanzung nach Rom an.

nicht fehlte. In den seltsam verschlungenen Gängen, durch welche der Einzuweihende geführt wurde, erschienen ihm schreckliche Gestalten, bis endlich das Allerheiligste sich eröffnete, aus dem ein gewaltiges Licht den Eintretenden blendete. Mädchen trugen mit Blumen und Aehren umwundene Kistchen bei den öffentlichen Festzügen; die heilige Kiste im Festzuge der Demeter und des Jakchos war mit Weinlaub und Epheu umwunden. Nach Homer verband sich Demeter auf dreimal geackertem Brachfeld auf Kreta dem Jasion (Odyssee V, 128 f.). Bronner verweist treffend auf Theokrits Ständchen (III, 50 f.), wo der Hirt den Endymion beneidet und den Jasion, der so viel erhalten habe, wie die Uneingeweihten nie erfahren werden. Ovid, aus dem Goethe das folgende schöpfte (Am. III, 10), nennt ihn Jasius. Launig fügt er hinzu, der Eingeweihte, der dies Geheimniß von der Macht der Liebe über die große Göttin vernommen, habe da auch der Liebsten gewinkt; wozu, werde die Geliebte wohl errathen, und so schließt er mit der schalkhaften Einladung, nicht zu säumen, da ihre Liebe nicht die Welt in solche Gefahr bringen werde, wie es die der Göttin der Sage nach gethan. Bronner sieht die Hauptquelle der Schilderung in der Stelle des Catull, die nur zu zwei Versen oberflächlich stimmt. Den Eingang soll ihm der Anfang von Theokrits Erntefest (XIII) geboten haben, obgleich die Grundlage wahrscheinlich Selbstgesehenes sei. Anlaß sei die Elegie Ovids Am. III, 10, die auch die Anwendung auf ihn selbst gebe. So sucht Bronner den Dichter alles, wo möglich, borgen, ihn selbst nur die Verknüpfung finden zu lassen, stellt ihn, wo nur irgend möglich, als ärmlichen Plagiator dar.

Dreizehnte Elegie. Eine gefühlvolle Klage, daß der unendliche Genuß der Liebe, der freilich allein zu ihrem Dichter

weihe, ihn so ganz hinreiße, ihm alle Kraft und Ruhe zur Dichtung raube. Aus unserer Elegie folgt keineswegs, daß der Liebende erst vor kurzem von glühender Liebe ergriffen worden und er noch keine Elegien gedichtet hatte, sie ist der Erguß einer Stunde, wo er, von der Liebe völlig verschlungen, zur dichterischen Wiederspiegelung derselben unfähig, und doch gelingt ihm unwillkürlich der herzlichste Ausdruck seines ihn beseligenden Gefühls, ein wahrer Hymnus. Als Goethe in der deutschen Monatsschrift eine Probe seiner Elegien geben wollte, wählte er dazu die unsere, die dazu besonders geeignet schien, da sie ganz eigentlich auf ihn als Dichter sich bezieht. Vgl. oben S. 115.*)

---

*) In A ist die Fassung schon geändert. Hier stand 2 Heuchlerisch, 5 Sieh, ich bin dir nun auch, 8 bewirthet man den, 9 Trümmer, 10 durchschauest, 11 Mehr verehrest du noch den alten, 15 Seit statt Nun, 17 Die attische Schule, 21 als statt da, 22 dir auf statt in dir, 26 Bin ich der Herrschaft so lang seiner Befehle gewöhnt, dann zum folgen und Tyranne, 27 mir zum Liede statt zu Gesängen, 34 Dich Aurora hat, 36 zuerst Dienste mich auf, sodann fröhlichen Fest, zuletzt festlichen Tag, 38 Drücket ruhend, 41 Ruht auf der, 45 so säh ich, 51 und statt nun, 52 schönen Genuß stiller, 53 zuerst rein, dann schön statt groß, 54 zum Abschied statt und scheide, 56 Siehe sie öffnet ihr Aug'. Bloß in A findet sich 2 traue mir diesmal nur noch, in A und dem ersten Drucke 45 ich sähe, im ersten Drucke 9 Trümmer (auch in 3), 38 drücket, 51 fehlt nur, welche Abweichungen wohl nicht vom Dichter herrühren. Bis zu 1 haben sich folgende Lesarten von A erhalten: 1 der Ausfall von und, 14 ich stets, 15 lehrte sie formen, 19 Freund, nun wieder zu bilden, 22 Nicht so altklug gethan! 23 Das Antike war, 31 Blicke ohne und, 33 ein Lispeln, 45 immer statt stets, 49 verworren, 53 Einen Kuß nur auf diese Lippen! O Theseus. Bis 3 haben sich erhalten die Lesarten von A 25 Sophiste, 29 Geschwätze (nur hat 3 Geschwätz), da wird ein Stottern zur. Neu führte 3 ein 10 verehrtest statt verehrest, offenbar ein bis in die weimarische Ausgabe fortgepflanzter Schreibfehler, den

1—26. Das Gedicht beginnt mit der Klage, daß Amor, wie er längst erfahren, ein Schalk sei, worauf der Dichter in anmuthiger Weise das Versprechen ausführt, mit dem er ihn in Rom betrogen, obgleich er ihm betheuert habe, es diesmal redlich mit ihm zu meinen, da er ihm als seinem Dichter Dank schulde. Hier in Rom, wo sich jeder Reisende über die schlechte Bewirthung beklage, wolle der Gott sich seiner annehmen. Er bewundere jetzt die Trümmer des Alterthums, beschaue mit Sinn den durch eine große Vergangenheit geheiligten Ort, vor allem verehre er die Bildwerke, wobei der Schalk nicht unterlassen kann, sich zu rühmen, er selbst habe den Künstlern diese Wundergestalten eingegeben, was der Angeredete wohl einsehe. Längst war dieser überzeugt, daß die Kenntniß der Natur die alten Künstler so hoch gebildet, da nur die Anschauung der schönen Menschennatur diese Formen schaffen könne. Aber als Dichter diene er ihm jetzt lässiger, ein absichtlich schwächerer Ausdruck des Vorwurfs, daß er das Dichten daran gegeben, den er durch die folgenden lebhaften Fragen bestimmter bezeichnet. Wirst du denn nicht wieder dichten? (17 f.) Das Dichten bezeichnet er als ein Bilden, um dessen der bildenden Kunst (vgl. 11) gleichkommenden Werth anzudeuten. Dazu bedürfe es eben der Natur, welche die Schule der Griechen gewesen, und zu diesen sei er, der ewig Junge, der rechte Lehrer. Dem jetzigen bedächtigen Studium der Alten müsse er entsagen, wieder recht munter werden; er verstehe ja wohl, was er meine. Auch die Alten, die er jetzt bewundere, seien ein-

---

Strehlke vergebens in Schutz genommen. 21 wurde erst seit 3 nach neuerm, sonst in den Werken befolgten Gebrauche Glücklicher statt Glückliche geschrieben. 30. köstliches statt köstliche. 39 haben 2 und 3 drucket statt drücket. Ein arger neuerer Druckfehler war 20 Mutter statt Munter.

mal jung gewesen und hätten das Leben genossen (jene Glücklichen); so müsse auch er vor allen leben (Lebe glücklich!), dann werde die Vorzeit, die Kunst, welche die Werke der Alten geschaffen, in ihm aufleben, sie sei nicht auf ewig dahin.*) Der Dichter bedürfe nur Stoff zum Liede, den aber müsse er (Amor) selbst ihm geben; die Liebe werde ihm schon den dichterischen Schwung verleihen.**) Durch diese Sophisterei, wie der Dichter in seinem Aerger Amors Rede nennt, weil es diesem nur darum zu thun gewesen, ihn in sein Netz zu ziehen***), hat er sich bethören lassen; kann ja keiner ihm widerstehn, da er nur zu große Gewalt übt.†) Freilich hat er ihm Stoff zum Liede gegeben, aber die Liebe reißt ihn so ganz hin, daß sie ihm nicht allein alle Zeit, sondern auch die Kraft und Besinnung zum Dichten raubt, was der zweite Theil ausführt. Diesen innern Zusammenhang hat Heller so wenig begriffen, daß er meint, dem Dichter falle die Erscheinung Amors zufällig ein, während er neben seinem Mädchen im Bette liege, und auf dieses großartige Mißverständniß die geradezu tolle Annahme stützt, das Gedicht bestehe aus zwei,

---

*) Man vergleiche dazu den Abschnitt Antikes in Goethes Winckelmann. Vielleicht schwebte dem Dichter auch des Horaz freilich in ganz anderm Sinne gemeintes Wort epist. II, 1, 90. 91 vor.

**) Ovid bezeichnet ein paarmal (Am. I, 1, 19. 3, 19) die Geliebte als Stoff (materia) des Liedes, und Properz sagt (II, 1, 4): Ingenium nobis ipsa puella facit. Aber kaum schwebte eine dieser Stellen dem Dichter bestimmt vor.

***) Keineswegs ist an Platos Wort gedacht, Amor sei der größte Sophist.

†) Hier könnte die von Heller angeführte Stelle Ovids Her. 4, 11, 12 dem Dichter im Sinne gelegen haben:

> Quidquid Amor iussit, non est contemnere tutum;
> Regnat et in dominos ius habet ille deos.

ganz verschiedene Situationen darstellenden, durch allgemein gehaltene Betrachtungen verbundenen Theilen, ja diese drei Stücke seien, zum Theil wenigstens, in den Ausgaben durch Gedankenstriche getrennt: d. h. nach V. 26, wo ein Gedankenstrich steht, beginnt das zweite hellersche Stück, der andere Gedankenstrich steht nach 40, nicht, wo Heller das dritte Stück anfängt, nach 36. Hätte er die Anwendung der Gedankenstriche in den Elegien verfolgt, so würde er gefunden haben, daß diese nur zur Bezeichnung von Abschnitten dienen. Daß Goethe die Gespräche mit Göttern und zunächst mit Amor aus den alten Dichtern nahm, ist gewiß (woher sollte er auch anders die Götter nehmen?), aber diese Weise war ihm längst, am frühesten aus Anakreon, bekannt, ehe er nach Rom kam, ja sie, besonders Amor waren ihm seit seiner frühesten Jugend beliebte Figuren, die ihm, wie wir aus Wahrheit und Dichtung ersehen, Clodius in Leipzig verleidete, aber später bediente er sich ihrer wieder nach Bedürfniß. Das Gedicht, welches hier nach Heller dem Dichter vorgeschwebt haben soll, Ovids Am. I, 1, ist da von seiner ganzen Wendung so völlig verschieden, daß von einer Benutzung desselben gar nicht die Rede sein kann.

27—52. Wie der Liebende jetzt im süßesten Genuß zu keiner dichterischen Gestaltung seines Liebesglückes komme, stellt der zweite Theil auf wundervolle Weise dar. Die Liebe gefällt sich in Blick, Händedruck und Kuß, wenigen gemüthlichen Worten, ja einzelnen Silben, Lispeln und Stottern, die den Liebenden statt langen Geschwätzes und lieblicher Reden dienen, aber eine solche Feier der Liebe, die wie ein Hymnus die Seele erhebt, fließt eben nicht in Versen hin. Und Aurora ist ihm jetzt so wenig Freundin der Musen nach dem bekannten Worte: Aurora Musis amica, daß sie, statt ihn zu Gedichten zu begeistern,

ihn im Bette des Mädchens festhält, dem er vergebens sich zu entziehen sucht, um sich den Geschäften des Tages zu widmen. In die ganz einzige Schilderung, wie er morgens neben ihr erwacht und, hingerissen von ihrer bezaubernden Anmuth, sich vergebens losreißen will, läuft das Gedicht aus, das die glänzendste Widerlegung seiner Klage bildet, er vermöge nicht zu dichten. Wie freudig erwacht er, wenn er ihr lockenreiches Köpfchen, das auf den unter ihrem Halse ruhenden Arm drückt, an seiner Brust fühlt*), wie sehr wünscht er, der Tag möchte ihm so viel Ruhe gewähren, daß er die Lust der Nacht, über welcher sie eingeschlafen, dichterisch darstellen, er ein Denkmal derselben erhalten könnte!**) Gleich darauf wendet sie im Schlummer sich von ihm weg und sinkt von seinem Busen auf ihre Seite des breiten Lagers zurück, von der sie sich an ihn geschmiegt hatte, aber noch hält sie seine Hand fest, wie sie eingeschlafen war. Dieses Festhalten drängt ihm die Betrachtung auf, daß sie stets in Liebe und treuem Verlangen verbunden, der Wechsel, wie er eben erfolgt ist, nur dazu da sei, die Begierde neu zu erregen. Und so faßt ihn denn das Verlangen, ihre Hand zu drücken, daß sie darüber erwache und

*) Alte Ausgaben haben 37 nach Busen Ausrufungszeichen; aber dann müßte ein solches auch nach bequemt 38 und 39 nach Erwachen und Erhieltet statt erhieltet gesetzt werden, wie richtig Das 37 statt das noch in 2 stand.

**) Bronner wagt es S. 264 wieder Goethe zum Plagiator Heinses zu machen; der Einfluß Ardinghellos steht ihm fest. Man vergleiche Ballade 28 Str. 17 f. Aber auch Stellen aus Herders Uebersetzungen der griechischen Anthologie und Ovid sind ihm S. 532 f. bereite Eidhelfer, um die Entlehnung zu behaupten, nie beim Oeffnen der Augen, obgleich es ganz anders gewendet ist, Properz und das hohe Lied aufgerufen werden. Sein eigener Genuß darf beileibe nicht den Dichter begeistert haben.

der Blick ihrer Augen ihn wieder erfreue.*) Doch nein, wenn sie die Augen öffnete, würden sie ihn verwirren und trunken machen, ihn nicht die ruhige Betrachtung dieser einzigen Bildung, dieser so großen, zur Bewunderung ihn hinreißenden Formen, der lieblichen Wendung und der anmuthigen Rundung der Glieder genießen lassen. Wie eine Heroine von reizender Schönheit liegt sie vor ihm, so daß sie ihn an Ariadne erinnert. Hätte diese so schön vor Theseus gelegen, nie hätte er sie verlassen können. Jetzt drängt es ihn, einen Kuß auf ihre Lippen zu drücken; dann will er, wie Theseus, von ihr scheiden, um den Geschäften des Tages nachzugehn. Als sie darüber erwacht, muß er ihr ins Auge schauen („Blick' ihr ins Auge! Sie wacht!"); doch damit ist es um ihn geschehen, ihr Auge hält ihn nun fest, so daß er nicht von ihr zu scheiden vermag. Sollte auch bei der Vergleichung mit Ariadne Prop. I, 3 dem Dichter im Sinne gelegen haben, unsere ganze Darstellung ist so frisch und ureigen, daß nichts in allen erotischen Dichtern der Römer an diese einfache Größe reicht. Bronner dagegen sieht im Ganzen ein altes Grundmotiv, freilich so alt, wie die Liebe, aber immer neu. Auch dem Anfang sollen ähnliche Situationen der römischen Elegiker zu Grunde liegen. Das heißt die edle Dichtung verbronnern!

Vierzehnte Elegie. Höchst glücklicher Ausdruck des Verlangens nach der Gegenwart der Geliebten, die den Abend zu kommen versprochen hat.**) Längst vor Dunkel läßt er sich die Lampe

*) Ich sehe (und sofort sehe ich) ist stärker als ich sähe (ich würde sehn). Der Dichter denkt sich das Drücken und dessen Folge als wirklich, obgleich er es zunächst nur beabsichtigt.

**) Die Elegie begann noch in 1: Zünde Licht an, o Knabe! Später versuchte Goethe handschriftlich Knabe, besorge das (oder mir) Licht, auch

anzünden, damit sie die Ungeduld der langen Erwartung tröste. Kaum ist es geschehen, so wird er darüber ärgerlich, daß das Mädchen noch nicht da ist. Freundlicher spricht er das Lämpchen an. Der Knabe als Diener braucht nicht gerade aus den römischen Dichtern zu stammen; zu seinem dichterischen Zwecke bot derselbe sich ungesucht dar. Ob er nicht einige Zeit in Rom einen Knaben in Dienst gehabt, wissen wir nicht. Beim Eintritt der Nacht läuten dort die Glocken und man bringt dann die Lampen mit dem Wunsche Felicissima notte! ins Zimmer. Dem Dichter könnte die Stelle des Goethe bekannten platonischen Phädon vorgeschwebt haben, wo Kriton sagt: „Die Sonne ist noch über den Bergen und noch nicht untergegangen." Nach v. Loeper beruhte der Vers auf einem Wortspiel mit tramontare, im Sinne von untergehn. Dagegen spricht hier der Gegensatz. Etwas anders ist es, wenn im Gedicht Loge 7 der Tag sich zum Berge neigt (am Himmel abwärts geht). Bronner erinnert an die den alten Erotikern bekannten Motive des Nachtlämpchens und des Auftrags an den Knaben, die hier mit einem modern-italienischen Wortspiel verbunden seien.

Ursprünglich fünfzehnte, 1795 unterdrückte Elegie.

Den unveränderten Wortlaut gab die weimarische Ausgabe, die nur aus Anstandsrücksichten 19 f. und 26 ff. eine Lücke ließ.

Zwei gefährliche Schlangen, vom Chore der Dichter gescholten,
Grausend kennt sie die Welt Jahre die tausende schon,

---

einmal Beim hellen Licht (für Noch ist es hell!). 3 lautete noch in 1: Hinter die Häuser verbarg sich die Sonne, nicht hinter die Berge; zuerst stand: Hinter den Häusern ist wohl die Sonne, nicht hinter dem Berge. 4. Hier fand sich noch in 1: Noch ein halb Stündchen vergeht, Geh und gehorche. Die weimarische Ausgabe gibt auch hier die Lesarten nicht genau.

Python, dich und dich, lernäischer Drache! Doch seid ihr
    Durch die rüstige Hand thätiger Götter gefällt.
Ihr zerstöret nicht mehr mit feurigem Athem und Geifer
    Herden, Wiese und Wald, goldene Saaten nicht mehr.
Doch welch ein feindlicher Gott hat uns im Zorne die neue
    Ungeheure Geburt giftigen Schlammes gesandt?
Ueberall schleicht er sich ein und in den lieblichsten Gärtchen
    Lauert der tückische Wurm, packt den Genießenden an.
Sei mir, hesperischer Drache, gegrüßt! du, du zeigtest dich muthig,
    Du vertheidigtest kühn goldener Aepfel Besitz!
Aber dieser vertheidiget nichts — und wo er sich findet,
    Sind die Gärten, die Frucht keiner Vertheidigung werth.
Heimlich krümmet er sich im Busche, besudelt die Quellen,
    Geifert, wandelt in Gift Amors belebenden Thau.
O, wie glücklich warst du, Lucrez! du konntest der Liebe
    Ganz entsagen und dich jeglichem Körper vertraun.
Selig warst du, Properz! — — — — — — — — —
    — — — — — — — — — — — — — — — — —
Und wenn Cynthia dich aus jenen Umarmungen schreckte,
    Untreu fand sie dich zwar, aber sie fand dich gesund.
Jetzt wer hütet sich nicht langweilige Treue zu brechen?
    Wen die Liebe nicht hält, hält die Besorglichkeit auf.
Und auch da, wer weiß! gewagt ist jegliche Freude.
    — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
    — — — — — — — — — — — — — — — — —
O! der goldenen Zeit! da Jupiter noch vom Olympus
    Sich zu Semele bald, bald zu Callisto begab!
Ihm lag selber daran die Schwelle des heiligen Tempels
    Rein zu finden, den er liebend und mächtig betrat.
O, wie hätte Juno getobt, wenn im Streite der Liebe
    Gegen sie der Gemahl giftige Waffen gekehrt!
Doch wir sind nicht ganz wie alte Heiden verlassen!
    Immer schwebet ein Gott über die Erde noch hin,
Eilig und geschäftig; ihr kennt ihn alle, verehrt ihn!
    Ihn, den Boten der Götter, Hermes den heilenden Gott.

Fielen des Vaters Tempel zu Grund, bezeichnen die Säulen
Paarweis kaum noch den Platz alter verehrenden Pracht,
Wird des Sohnes Tempel doch stehn und ewige Zeiten
Wechselt der Bittende stets dort mit dem Dankenden ab.
Eins nur fleh' ich im stillen, an euch, ihr Grazien, wend' ich
Dieses heiße Gebet tief aus dem Busen herauf:
Schützet mir mein kleines, mein artiges Gärtchen, entfernet
Jegliches Uebel von mir, reichet mir Amor die Hand,
O! so gebet mir stets, sobald ich dem Schelme vertraue,
Ohne Sorgen und Furcht, ohne Gefahr den Genuß.

Hier findet sich 17 f. eine richtige Beziehung (vgl. Prop. IV, 10, 27. 8) auf eine lucrezische Stelle (IV, 1045—1065) und die olympische Welt wird 29—34 herangezogen (S. 254), ja Bronner hat den Anfang von den dem Landbau schädlichen Vipern mit dem dritten Buch der Georgica verglichen, aber niemand wird hier im Ernste etwas anderes als landläufige Beziehungen auf die antike Sage und Dichtung finden können, nicht bewußten oder unbewußten Einfluß der römischen Erotiker spüren wollen, vielmehr den lustigen Humor erkennen, womit der Dichter den heikeln Gegenstand, das Uebel, das den Alten unbekannt war, ins dichterische Halbdunkel setzt.

Fünfzehnte Elegie. In Erwartung der späten Besuchsstunde und der Geliebten, welche diese ihm auf listige Weise angegeben hat, vertreibt er sich die Langeweile mit einer dichterischen Schilderung ihrer Verabredung und seiner Ungeduld, worin er die Sonne beschwört, heute früher als gewöhnlich zur Ruhe zu gehn. Hierbei verliert er sich in den Gedanken, was die Sonne hier nicht alles schon gesehn.*)

---

*) In A stand ursprünglich 8 lang statt oft, 12 halb ihren statt völlig den, 14 seitwärts statt rückwärts, 29 zulieb statt zuliebe,

Da er heute die Osterien preisen will, in welchen er die Geliebte gesehen, so beginnt er mit der schalkhaften Anspielung auf die bekannte, von Spartian im Leben Hadrians (16) mitgetheilte Geschichte, die schon Fuß nachgewiesen hat. Ein Dichter Florus hatte dem durch seine weiten Fußreisen im ganzen Reiche Aufsehen erregenden Kaiser geschrieben:

Nimmer möcht' ich Kaiser werden,
Wandern durch Britanniens Lande,
Scythiens kalten Reif ertragen,

worauf jener erwiderte:

Nimmer möcht' ich Florus werden,
Wandern durch die Schenken alle,
Mich verkriechen in Popinen,
Rundes Flöhevolk ertragen.*)

---

31 Aug' glücklich statt Blick selig, 33 und waren statt dann sahst du, 38 Von einem statt Sie vom, 41 Dann eine Welt, hier statt Sahst bald sie wieder, unverändert 10 Drüben setzte der Schatz neben der Mutter sich hin, 12 Und sie rückte sich artig (eine Aenderung des folgenden artig führt der Herausgeber nicht an), 17 ich merkte (statt immer), 18 aufs Fingerchen auf (statt dem Fingerchen nach). Noch in 1 hatte sich erhalten 1 den (statt fernen), 7 vom Oheim begleitet, 16 mit ihrem, 17 Immer (statt Schaut' ich), 24 Noch (statt Erst noch), 30 nicht länger (statt mir nicht), 36 Was du mit göttlicher Lust viele Jahrhunderte sahst, 37 feuchte (statt feuchten), 38 sie dir (statt sie erst), 40 dann (statt darauf). Seit 1 standen 13 rückwärts, 16 ich schaute. 30 führt der weimarische Herausgeber beleidigen an, das in meinem Abdruck nicht steht. Noch in 2 fehlte 42 sahst nach dann; derselbe Druck führte 4 ein von heut an seid mir noch schöner, was in 3 wieder geändert wurde. V. 3 hatte Goethe 1805 als verbesserungsbedürftig angemerkt, aber stehn lassen. Ueber 27 vgl. unten S. 129 f. In der Oktavausgabe von 1829 hatte sich 5 der Druckfehler gegrüßt eingeschlichen.

*) Fuß hat richtig bemerkt, daß in dem Gedichte des Florus ein Vers

Freilich tritt hier Cäsar etwas auffallend als Bezeichnung des Standes an die Stelle des Namens des betreffenden Kaisers. Launig tritt Goethe auf die Seite des Florus, der lieber in den unsaubern Garküchen (Horaz nennt die popina immunda, schmutzig, aber auch uncta, lecker) sich herumtrieb, als nach dem hohen Norden reiste. Fernen, wie die römischen Dichter ultimus, remotus brauchten. Die leidigen italienischen Flöhe hatte Goethe genügend kennen gelernt; in den Versen Hadrians fand er sie vielleicht nur durch eine unbewußte Verwechslung. Aber wenn ihm die Garküchen, deren Bezeichnung popina er wohl im Gebrauch fand, leidlich scheinen, so preist er dagegen die Schenken, denen mit Recht der Römer den schönen, nach Gebühr auf ihre Wirthlichkeit deutenden Namen Osteria gebe; war ihm ja heute das Glück zu Theil geworden, in einer solchen die von ihrem Oheim begleitete Geliebte (daß die Mutter, wie gewöhnlich, bei ihr war, wird hier gelegentlich erwähnt) zu sehn, die, ohne daß der Oheim etwas davon merkte, ihm zu verstehn gab, daß sie um vier Uhr in der Nacht (im Juli nach unserer Bezeichnung ein, Hälfte August zwölf Uhr) ihn erwarte. „Ihr zeigtet mir", obgleich es nur eine Osterie war, in welcher er sie traf. Das Lob der einen trägt er auf alle in hübscher Lebhaftigkeit über, was Heller so wenig begriff, daß er zu einer haltlosen Vermuthung sich versteigt, wie der „unstatthafte" Plural hereingekommen. Wenn die Geliebte den leicht zu täuschenden Oheim bestimmt hat, in die hier, wie 9 deutlich angibt, gemeinte Osterie der Deutschen, die Osteria Campanella am Marcellustheater, die jetzt so=

---

ausgefallen sein muß (aber nicht der vierte, sondern der dritte). In Hadrians Erwiderung ist culices (Mücken) ein Versehen statt pulices (Flöhe).

genannte Goethekneipe, zu gehn, so war dies auch ein listiger Streich, den sie ihrem Begleiter gespielt. Daß dieser gar nichts von einer Liebschaft ahnt, obgleich der größere Aufwand ihn auf den Verdacht führen mußte, kann bei der Pfiffigkeit der Geliebten und ihrer Mutter, die ihr behülflich war, gerade keinen argen Anstoß erregen, besonders da wir uns kein häufiges Zusammenkommen mit diesem zu denken brauchen. Sehr geschickt ist die Darstellung, wie die Geliebte ihren Platz so zu nehmen weiß, daß ihr schöner Nacken sich ihm ganz zeigt und er auch die Hälfte ihres Gesichtes sieht, wie sie durch ihr lautes Reden ihm den Genuß des Klanges ihrer Stimme verschafft und zugleich ihn auf das, was sie vorhat, aufmerksam macht, wie sie absichtlich, während ihr Blick ihn trifft, beim Einschenken übergießt und in dem übergegossenen Weine durch die verschlungenen Anfangsbuchstaben ihrer Namen und das römische Vier ihn zur Nacht einlädt. Die auf dem Tisch gezogenen Zeichen nahm Goethe, wie schon Fuß bemerkt hat, aus Tibull (I, 6, 19 f.) und dem häufig solche Zeichen erwähnenden Ovid (Am. I, 4, 20. II, 5, 17. 18. A. A. I, 569. 570. Trist. II, 453. 4). Freilich bleibt es immer möglich, daß die hier erwähnte Szene sich wirklich also begeben hat.*) Des Weggehens der Geliebten wird nicht ausdrücklich gedacht, nur erwähnt, daß er selbst noch sitzen geblieben, ohne gegen die vertraute Gesellschaft um ihn ein Wort zu äußern, aber vor Aufregung biß er sich die Lippen wund.**) Außer der

*) Mit seiner gewohnten Findigkeit läßt Bronner S. 582 Goethe hier „bewußt oder unbewußt“ eine Geschichte des heinseschen Ardinghello „verarbeiten, welche ihm auch den Zusammenhalt für die ganze Elegie geben konnte, das Zusammentreffen mit der von ihrer Mutter begleiteten Geliebten in der Kirche“. Goethe soll möglichst wenig angehören, er das meiste andern verdanken.

**) Bei Homer wird das Beißen auf die Lippen (ὀδὰξ ἐν χείλεσι

Lust über den dem Oheim so hübsch gespielten Trug bewegt ihn leidenschaftliches Verlangen nach der Geliebten. Horaz berichtet sat. I, 4, 134—138, was er für sich denkt bei zusammengedrückten Lippen (compressis labris). Hier aber kann das Folgende unmöglich noch in der Osterie gesprochen werden; er schreibt es zu Hause in Erwartung der verheißenen Stunde. Er hat eben die Geschichte seines heutigen Zusammentreffens mit der Geliebten geschildert; die Erinnerung, wie er dort, von heftiger Begierde zu ihr entflammt, stumm gesessen, bereitet den Uebergang zum Bedauern, daß es noch so lange bis zur Nacht (sechs Uhr nach unserer Zeitbestimmung) sei und er dann noch vier Stunden warten müsse. Dieses Bedauern liegt in der Ungeduld des Liebhabers, während Bronner die Sache so darstellt, ols ob Goethe ein Motiv der römischen Erotiker zur Verknüpfnng genommen habe. Daß die Sonne so lang weilt und sich ihr Rom ruhig anschaut*), ist ihm gar nicht recht. Freilich ist Rom das Erhabenste, Höchste, was sie auf Erden sehn kann, wobei er an das Wort des Horaz erinnert (carm. saec. 9—12): „Hehre Sonne, mögest du nichts Größeres sehn können als Rom!"**) doch

φύντες) nur erwähnt, wo man auf eine kräftige Rede nichts zu erwidern weiß. Ich verstehe nicht, wie Bronner sich S. 264 darauf etwas zu Gute thun will, daß er auf eine Stelle aus Castis Novelle galante verweist, wo der Sekretär, der vor der Thüre das Bett krachen hört, sich vor Neid und Begierde auf die Lippen beißt. Das Verbeißen eines leidenschaftlichen Verlangens, das man augenblicklich nicht befriedigen kann, brauchte Goethe doch wohl nicht aus Casti zu lernen. Bronner übersah, daß das Krachen des Bettes so auch bei Catull 6, 10 f. vorkommt.

*) Hohe ist ehrendes Beiwort, wie hehr, in der gleich anzuführenden Stelle des Horaz, geht nicht auf den hohen Stand der Sonne.

**) Durch eine im April 1827 gemachte Aeußerung des Philologen Göttling, der die Ausgabe letzter Hand für den Oktavdruck durchsehn sollte, Horaz

ihm zu Liebe möge sie heute früher untergehn.*) Dabei könnte freilich, wie Heller will, ein ähnlicher Wunsch des Properz (III, 21, 17) dem Dichter dunkel vorgeschwebt haben. Sehr hübsch webt er dem Wunsche die ihm als Künstler nahe liegende Betrachtung ein, freilich werde der Maler durch dessen Erfüllung um herrliche Stunden gebracht. Aber dringend muß er auf seinem Wunsche bestehn: schnell möge sie abwärts eilen und dabei noch einen Blick auf die Fazaden (vgl. in der ursprünglichen zweiten Elegie 7) der Paläste, die Kuppeln der Kirchen, zuletzt auch auf die Säulen und Obelisken werfen und sich dann ins Meer stürzen†), um morgen sich dann um so früher wieder zu diesem herrlichen Schauspiel zu erheben, das sie schon so viele Jahrhunderte geschaut. Gehe sie auch heute früher unter, so dürfe sie doch keine Stunde diesen Anblick verlieren; morgen könne sie um so früher aufgehn. Ganz natürlich schließt sich hier die Erinnerung von Roms Ursprung an das, was die Sonne hier im langen Laufe der Zeiten geschaut. Daß der Dichter, der sich die Langeweile verscheuchen will, sich gerade in den Gedanken an Roms unscheinbare Anfänge versenkt, war ihm nicht allein durch die häufigen Beziehungen darauf bei Ovid und Properz nahe

---

müsse doch dem Properz weichen, da der Dichter wohl den Vers desselben: Omnia Romanae cedent miracula terrae im Sinne gehabt, ließ Goethe sich verleiten, die Aenderung von Horaz in Properz zu genehmigen. Aber schon am 17. März 1830 erklärte er sich Eckermann gegenüber für die Herstellung der ältern Lesart, da Priester Properz auch schlecht klinge. Göttling behauptete später, er habe nur bemerkt, die Stelle des Properz V, 1, 17 scheine ihm schöner als die horazische, aber, abgesehen von der Richtigkeit dieses Urtheils, konnte Goethe jene Aeußerung von Properz nicht benutzen. Göttlings Aeußerung liegt brieflich vor.

*) 34. Das Komma nach zuletzt ist zu tilgen, da die Obelisken enge mit den Säulen verbunden sind und zuletzt auf beide geht.

gelegt, er selbst hatte in Rom häufig, wie wir wissen, über die Anfänge der Stadt nachgedacht. Vgl. den Brief aus Rom vom 25. Januar 1787. Bei den „feuchten mit Rohr so lange bewachsnen Gestaden" schwebt Ovids Beschreibung Fast. IV, 401 bis 406 vor. Die mit Gebüsch bedeckten Hügel hat Goethe frei bezeichnet, dann kurz angedeutet, daß hier zuerst nur wenige Hütten auf dem palatinischen Hügel gestanden, wo Romulus ein Asyl eröffnete, und viele Räuber sich an dem neuen, rasch aufblühenden Orte angesiedelt. Auf den unedlen Ursprung Roms von Hirten und noch schlimmerm Volke deutet Juvenal VIII, 273—275. Und diesem ihrem Ursprunge sind sie treu geblieben, alles haben sie überall geraubt, und so ward aus Rom eine Welt: die Sonne sah auch diese in Trümmer gehn und wieder eine neue, fast größere entstehn, in der er noch lange das Licht der Sonne genießen möchte, so daß er wünschen muß, die Parze bliebe ihm gewogen.*) Dies bringt ihn zu dem ganz entgegengesetzten augenblicklichen Wunsche zurück. Als er zu seiner Freude schon drei Uhr schlagen hört, hält es ihn nicht länger bei den Musen, die ihm die Zeit so angenehm getäuscht**); darüber, daß er diese gegen Amor verläßt, macht er sich keine Sorge, da ja auch sie dem Amor, den sie so gern preisen, den Vorzug einräumen. Vgl. Vier Jahreszeiten 19. So erhält das so anmuthig mit dem Lobe der Osterien beginnende Gedicht in dem Abschiede, den der zur Geliebten eilende Dichter von den Musen nimmt,

*) Die Parze scheint ihm klug, wenn sie den Faden langsam herabspinnt; die Spinnerin, die so eilig spinnt, daß der Faden rasch bricht, ist unklug.

**) Hierzu wagt Bronner die Stelle des Properz anzuführen, der unter dem, was er in Athen treiben werde, anführt: Aut spatia annorum aut longa intervalla profundi lenibunt tacito volnera nostra situ.

seinen heitern Abschluß. Aber Bronner läßt bis zum Schlusse sich von dem unglücklichen Gedanken einer Abhängigkeit von Ardinghello verfolgen. Statt den offen vorliegenden Zusammenhang zu verstehn, sieht er hier Ardinghellos Wendung: „O alle Kunst, neige dich vor der Natur!“ mit dem „uralten Motiv“ Amor und die Musen verquickt! So etwas hätte Goethe verbrochen!

Sechzehnte Elegie. Durch den Oheim schließt sich diese an die vorige an, zu welcher sie einen Gegensatz dadurch bildet, daß die Geliebten über den Grund einer durch einen artigen Zufall bewirkten Vereitelung auf diesen Abend verabredeten Zusammenkunft sich unterhalten, wobei die Geliebte sich heiter neckisch zeigt.*) Sie ist ein angenehmes Bildchen sowohl der Unterhaltung des glücklichen Paares so wie eines jener Unfälle, deren Erinnerung sie belustigt. Man hatte eine Zusammenkunft in dem Häuschen des Weinbergs bestimmt gehabt. Bronner hat im Briefe an den Herzog vom 16. Februar 1783 den bildlichen Ausdruck von „einigen anmuthigen Spaziergängen in dem süßen Blumengarten (der Liebe)“ arg mißverstanden. Vgl. in der ursprünglichen fünfzehnten Elegie (oben S. 123 f.). Auch ist des Deuters Beziehung auf das hohe Lied recht herbeigezogen.

Siebzehnte Elegie. Anmuthige Darstellung, wie den Liebenden selbst das Verhaßte in frohes Behagen versetzt, wenn es ihn an die Geliebte oder an das mit ihr genossene Glück er-

*) Noch in 2 hieß es Wie ich dir es versprach, wartet' ich einsam, 4 hinwärts und herwärts sich drehn, 6 Nur ein Vogelscheu (in A folgt ursprünglich trieb dich hinweg!). 7. A Flickt er, 1 Flickt er. A und 1 haben 8: Ach ich half ihm daran, 9 f. Nun! sein Wunsch ist erfüllt, er hat den und Heute verscheuchet. In 3 wurde mehreres verbessert.

innert.*) Hier wird wieder eines Besuches der Geliebten gedacht, wie Elegie 9 und 14. Ist auch die äußere Einheit des anmuthigen Liebesromans dadurch, daß die Geliebte ihn bald besucht, bald bei sich empfängt, vielleicht etwas gestört (das erstere that Faustina, das andere Christiane), so liegt doch die höhere innere in der herzlich beglückenden Liebe. Des Dichters leidenschaftlichen Haß gegen das Hundegebell**) bekundet auch Epigramm 73. Freilich fehlt das Hundegebell auch nicht bei den römischen Dichtern, aus denen Bronner ihn die Anregung zur Gestaltung nehmen läßt. Heller findet die leicht aus heiterer Seele fließende Elegie ziemlich schwach, weil er zur Vergleichung nur Tib. I, 6, 32 und Prop. IV, 3, 55 heranziehen kann; mit demselben Unrechte könnte man an Hor. epod. 5, 57. 58 oder Verg. Buc. 9, 107. 108 erinnern.

Achzehnte Elegie. Eine wundervolle, tief gemüthliche Feier der ihn beglückenden treuen und sichern Liebe als des höchsten irdischen Gutes, die freilich so wenig Gruppes Beifall sich erwerben konnte, daß er sie für eine offenbare Verunreinigung hielt, die Goethe hätte tilgen sollen. Wenn er an der Schilderung des Glückes der Liebenden Anstoß nahm, so hätten dies andere Elegien noch eher thun müssen. Glücklicher Weise ist das Urtheil des Minos-Aeakus Gruppe bei Goethe eben so wenig wie bei

---

*) Noch in 1 stand 1 zuwider statt Verdruß. Als verbesserungsbedürftig war der Vers angemerkt. Noch 2 stand 5 das statt da sich. Handschriftlich versuchte Goethe mein heimlich kommendes Mädchen Sperrend an. 7 stand in A mir. Der weimarische Herausgeber vermuthet, nur sei vielleicht ein später übersehener Druckfehler der Horen.

**) Vgl. Riemers Mittheilungen I, 25 f. — 4. Bellen geht hier auf das Anbellen, kläffen auf den Ton.

den römischen Dichtern unabänderlich.*) Wie in den meisten Elegien liegt das Hauptgewicht im Schlusse, der den entschiedenen Gegensatz zum Anfange bildet. Launig spannt der Dichter die Erwartung der Freunde, denen er sein Büchlein Elegien widmet, indem er, wie in der vorigen Elegie, mit einem allgemeinen, seinen Widerwillen gegen zwei Dinge bezeichnenden Satze beginnt. Ueber das erste, das einsame Lager, das er gewiß nicht erst aus römischen Erotikern (wie aus Ovids Amores und sonst) zu nehmen brauchte (vgl. Epigramme 26), geht er rasch hinweg; es dient ihm fast nur als Uebergang zum zweiten, zu der bangen Sorge beim Genusse der Liebe, wobei ohne Zweifel der von Heller nicht herangezogene Horaz (sat. I, 2, 127—133) in Erinnerung schwebt, wie bei der Furcht vor Schlangen das sprichwörtliche latet anguis in herba (Verg. Buc. 3, 93) und etwa die römischen Redeweisen schlimmer als Schlange und Hund, wie Schlangen hassen. Unter Gift wird eben die giftige Schlange verstanden. Das sinkende Haupt ist anschaulich bezeichnend; die ins Ohr lispelnde Sorge paßt dazu vortrefflich. 9 macht den Uebergang zu dem unendlichen Glücke in Faustinens Besitz, die er hier zum erstenmal mit Namen nennt. Daß Faustina ein italienischer Frauenname sei, wußte Heller nicht; da raunte ihm der Geist ein, der Dichter habe sich in Italien vielfach mit

*) In A stand ursprünglich 9 mein Mädchen statt mich Faustine, nach 10 die Verse: Schöner könnte sie sein (ursprünglich Wäre sie zehenmal schöner, zuerst stand Schöner konnte sie sein) und klüger und edler geboren. Williger gäbe sie nicht, gäbe nicht reiner sich hin, 11 Hindernisse, 18 hervor statt herbei, 19 f. Gönnet mir, Quiriten, dies Glück, und welcher mich tadelt, Werde glücklich wie ich, fühl' es und lobe mich dann. Noch in 1 fand sich 1 vielen statt allen, 17 So erscheinet uns wieder der Morgen.

Faust beschäftigt, und daher komme der Name. Wir dürfen ihn wohl eben so als wirklichen Namen betrachten, wie Bettine in den venediger Epigrammen. Ursprünglich stand er nicht in den Elegien, aber im vierten Epigramm. Hier kann er sich denn nicht enthalten, sein volles Glück in anmuthiger Weise zu schildern, wobei das Vertrauen, daß er nichts zu besorgen habe, nur nebensächlich in versichert und sicher (12 f.), hervortritt. Sie liebt ihn mit herzlicher Treue, und macht so sein Glück, da er sich nicht, wie rasche, stürmische Jünglinge, durch Hindernißе den Genuß erst zu würzen braucht. Heller meint, Goethe habe bei der raschen Jugend wieder Stellen aus den römischen Erotikern im Sinne. Das Glück seiner Nächte schildern 14—18, wobei Heller unsern Dichter natürlich bei den römischen Erotikern in die Schule schickt*), während ihm doch die glückliche Verbindung mit Christianen die Züge zum anmuthigen Bilde bot. Das Glück des Morgens, wo er neben der Geliebten erwacht, deuten 17 f. an. Vgl. den Schluß von Elegie 13. Der Zug, daß der Vollbeglückte auch andern ein gleiches Glück wünscht, ist am Schlusse gar gemüthlich in Szene gesetzt, wo er seinen neuen Landsleuten dieses Glück wünscht, wenn sie ihn selbst nicht darum beneiden.**)

---

*) Bronner behauptet S. 145, Goethe habe bei 15 f. nicht die von Heller angeführte Stelle Tib. I, 1, 45—48 benutzt, wo ähnlich der immites venti, der vom Auster ergossenen aquae und des imber gedacht wird, sondern die Uebersetzung der ersten Idylle des Tibull im Vossischen Musenalmanach für 1786 wie auch bei der neunten Elegie derselbe Musenalmanach zu Hülfe gerufen wurde. Wahrscheinlich hat er seine ihm erfreuliche Entdeckung durch nichts gemacht.

**) Nach Bronner soll hier Ovids Aeußerung am Ende des zweiten Buches der Tristia eingewirkt haben, er glaube nicht, daß ein Römer (ullum Quiritem) sich seines Unglücks gefreut, viele es bedauert. Die Anrede der Römer Quirites war Goethe in Rom geläufig, er bedient sich ihrer auch in der letzten Elegie.

Neunzehnte Elegie. Der Dichter tröstet sich launig darüber, daß das Geheimniß seiner Liebe schon bekannt wird und ihn in üblen Ruf bringt. Hierbei liegt weniger die römische Liebe als die weimarische zu Grunde, wie schon Heller bemerkt hat. In Weimar war die Entrüstung fast allgemein, als man entdeckte, daß auch Goethe sein Klärchen habe, und der Klatsch hing sich geschäftig daran. Der Dichter rächte sich mit unserer Elegie, deren sachlicher Kern darin liegt, daß der gehässige Klatsch sich gierig der Liebesgeheimnisse bemächtigt, deren Entdeckung und Aufbauschung einmal seine höchste Lust ist.*) Diesen Gedanken kleidet er in die hübsche Paramythie von dem ewigen Streite der Göttin des Gerüchtes mit dem kleinen Liebesgotte, wobei er mit besonderm Nachdruck herrvorhebt, niemand, auch nicht der größte Held und der sittlichste Mann, könne der Liebe

*) Auch bei unserer Elegie hat Goethe in A schon gleich manches verbessert. Ursprünglich stand 1 Ja vom guten Rufe geht etwas verloren, 7 Und sie war und Festen der Götter, 9 übermäßig, 16 dem statt den, statt 23—25 Alles schwieg, und Amor schlich sich bei Seite, den Helden, 27 Neckisch (statt Nun), 31 zuerst Wie er die seltsame Gruppe muthwillig geordnet, so läuft er, dann Und so läuft er, nachdem er die Gruppe seltsam geordnet, zuletzt die jetzige Lesart, 32 Eilig und rufet: Herbei! 34 gesehn (statt erblickt), 36 selbst (statt auch), 48 zwischen den Schenkeln (statt über dem Busen), 49 Weibs (statt Weibes), 54 fehlte sich, 65 stand verachtenden Mienen. Noch in 1 fand sich 5 Immer war sie die mächtige Göttin, doch, 39 besser (statt zu gut), 44 fehlte Rasch, 46 hieß es gestehen, 51 den beiden nicht Stillstand der Fehde. Noch in 2 stand 13 Es ist nicht Herkules mehr, 17 Mich (für Nur mich). 1 und 2 hatte 2 im statt in. Nach Angabe des weimarischen Herausgebers waren 17 mich zu und V. 56 als verbesserungsbedürftig für die zweite Ausgabe der Werke (1806) angemerkt, nach 31 stand Fragezeichen 32 vor dem Zeilenanfang „Wißt". Dann aber sollte doch ohne Zweifel Denkt ihr? ausfallen.

entgehn. Stellen Tibulls und Ovids haben keinen Einfluß auf Goethes ganz eigenthümliche Ausführung gehabt. Bronner hat sich S. 451—456 mit dem Nachweise gequält, daß wir hier ein „aufgeschwelltes Grundmotiv" haben, das von der bildenden Kunst ausgehe. Mit den Figuren des Amor und Herkules habe sich die von den Elegikern behandelte Geschichte von Herkules und Omphale verbunden, und es sei natürlich gewesen, daß „von hier aus die Figur der Fama lebendig wurde und sie, wie Juno, eine ganz bestimmt feindselige bezw. schadenfrohe Stellung zur ganzen Geschichte bekommen." Solche selbstgefällige Phantasmen sind nur Mißhandlungen des Dichters.*) Unsere Elegie ist von allen die loseste, und wohl möchte man wünschen, Schiller hätte gerade bei ihr die Tilgung einzelner Verse beantragt und durchgesetzt. 57—60, die in der griechischen und römischen Dichtung ohne Anstoß wären, sind doch für unsere Anschauungen verletzend (man würde sie nebst 61 f. gern entbehren), und auch die Ausführung der Freude von Mercur und Bacchus über den Anblick des gefesselten reizenden Liebespaares, die noch loser gehalten ist als bei Homer (47—50), wünschte man, ungeachtet ihrer dichterischen Vortrefflichkeit gemildert. Bei der Dichtung, wie Amor der Fama mit Herkules einen Streich gespielt, diente zum Muster die Darstellung der Ilias XIX, 95 ff., wie Zeus, der sich in thörichter Verblendung der bevorstehenden Geburt seines Herkules gerühmt hatte, durch Here überlistet wurde, nichts weniger als

---

*) Bronner findet sogar, Goethe habe 9—22 die ovidische Wendung von Amor und Venus Am. I, 2, 39. 40: Laeta triumphanti de summo mater Olympo plaudit auf Juno und Amor übertragen, und zwar nach Maßgabe einer properzischen Stelle. Der wiener Deuter hat um so größere Freude, je mehr Stellen er Goethe anrechnen kann.

der von Heller herangezogene Herkules am Scheidewege von Prodikus (Xen. Memor. II, 1, 21—34. Cic. Off. I, 32, 118).

Der Dichter beginnt damit, daß die Liebenden ihren guten Namen sich nicht erhalten können, da Fama mit dem auch ihn beherschenden Amor in Streit lebe, wovon er die Veranlassung erzählen will. (V. 1—4.) Wenn er den Gedanken: „Ich will es euch erzählen" zu dem Verse ausdehnt: „Alte Geschichten sind das, und ich erzähle sie wohl", so hat ihm gewiß nicht die von Heller herbeigezogene Stelle des homerischen Nestor, (Ilias IX, 527 f.), vorgeschwebt, die bei Voß heißt:

Einer That gedenk' ich von Alters her, nicht von neulich,
Wie sie geschah; ich will sie vor euch, ihr Lieben, erzählen,

sondern dieser Uebergang ergab sich ihm von selbst. Hübsch ist es, wie der Dichter nach der Bemerkung, dies werde er wohl einmal erzählen, ganz unerwartet gleich mit der Geschichte herausrückt. Wißt auch ihr, im Sinne „ihr wißt wohl nicht"? Alte Geschichten sind das „Freilich geschah die Sache in uralter Zeit." Und, „und so". Launig führt er die Fama unter die olympischen Gottheiten ein und legt ihr, mit Anspielung auf die Trompete, welche man ihr in neuerer Zeit auf dem Titel geschichtlicher Nachrichten in den Mund gab (vgl. Erläuter. zu Schillers Ged. I, 65), eine Stimme von Erz bei. Heller verweist auf die eherne Stimme des Achilleus (Il. XVIII, 222), aber dort bezieht sich das Beiwort nicht auf den durchdringenden Schall, sondern auf die Kraft der Stimme. Goethe denkt sich einen gellenden Schall, durch den sie, wie auch durch ihre Sucht, immer das große Wort zu führen, bei allen Göttern verhaßt sei. Diese Fama, die von der griechischen Φήμη (Gerücht) ebenso verschieden ist, wie von Vergils Fama (Aen. IV, 173—177) und

der später im römischen Volksglauben aufgekommenen gleichnamigen Göttin, rühmt sich triumphirend vor Jupiter, sie habe seinen Herkules ganz für sich gewonnen, so daß er nur auf große Thaten sinne, um von ihr gepriesen zu werden; deshalb sei sie ihm auch so gewogen, daß sie ihn schon voraus preise. Wenn sie mit der Hoffnung schließt, Jupiter werde ihn einst, wenn er in den Olymp eingehe, mit ihr vermählen, so schwebt hier die Sage von dessen Verbindung mit Hebe vor. Die Geschmacklosigkeit, der Amazonen Besieger solle auch sie einst bezwingen, wobei der gangbare Vergleich der alten Sprachen vom Bezwingen der Jungfrauen zu Grunde liegt, ist für die eitle Prahlerin bezeichnend. Um ihren Anschlag zu Schanden zu machen, macht Amor den Helden der lydischen Königin dienstbar. Die Sage war Goethe nicht allein aus römischen Dichtern, sondern auch aus Kunstdarstellungen längst bekannt; er führt sie aber frei mit bester Laune aus, und läßt den Amor, nachdem er die „neckische" (zur Beschämung der Fama ausgedachte) Gruppe vollendet hat, durch den lauten Ruf im ganzen Olymp, daß sich auf Erden ein Wunder begeben hat, die Götter zusammenbringen, die ihm als Zeugen des Schauspiels auf die Erde folgen.*) Den Schmerz der Fama, als sie die traurige Geschichte sah, bezeichnet

---

*) Bei den Worten „Herrliche Thaten geschehn!" mag freilich Homers (Od. VIII) 307: *Δεῦτ᾽, ἵνα ἔργα γελαστὰ* (richtiger ist freilich *ἔργ᾽ ἀγέλαστα*) *καὶ οὐκ ἐπιεικτὰ ἴδησθε*) vorschweben, wie Heller meint. — Das Beiwort der Sonne unermüdet ist trotz Heller homerisch (XVIII, 239. 484). Nach Denkt ihr V. 38 stand in 2 irrig Frage- statt Ausrufungszeichen. — Die Masken und Tragöden 40 f. deuten auf die Bühne, wo die Szene zwischen Omphale und Herakles in mehrern auf je drei Tragödien folgenden Satyrspielen dargestellt wurde. Dramatische Stücke von der Geschichte der Omphale sind von Achäus und Jon bekannt.

er übertreibend als gar nichts gegen den des Vulkan bei der aus der Odyssee (VIII, 268—366) bekannten Ertappungsszene*), die der Dichter mit großer Freiheit behandelt, besonders auch im Gespräche der beiden Götterjünglinge, wobei er den Bacchus an die Stelle des Apollon setzt.**) Der Gegensatz bringt unwillkürlich auf Fama zurück, welche die Schmach nicht ansehn konnte, während Vulkan sich mit der verwirkten Goldstraße begnügte.***)

Vom Ursprung der Fehde kommt die Erzählung mit 52 auf den ewig bestehenden Streit zwischen beiden (den zweien, zur Hervorhebung schon vorher genannten Personen). Zunächst wird Amors gedacht, der den von der Fama erwählten Helden gleich nachstelle†), und es folgt eine weite Ausführung seiner ge-

*) Bei dem „rüstigen Freund" (Mars) (vgl. I, 2, 21) schwebte wohl das in der homerischen Erzählung (310) stehende „schön und rüstig zu Fuß" vor, dagegen ist „das verständige Netz" eine ganz freie Bildung gegenüber den homerischen δεσμοὶ τεχνήεντες (296 f.). — 46. Die Genießenden, mit Bezug auf den rechten Moment; sie wollten eben der Liebe genießen.

**) Der schöne Gedanke ist aus Shakespeares Hamlet (III, 2) genommen, einer Stelle, auf die sich auch die lose Philine in den Lehrjahren (V, 10) bezieht. Der derbe Ausdruck ist schon in A gemildert. — War so Hahnrei, so geduldig ertrug er seine Schmach, daß auch der Spott ihn nicht trieb, der Szene ein Ende zu machen.

***) Das erkannte freilich Heller nicht, dem das aber hier ganz an der unrechten Stelle scheint, weshalb er eine andere ursprüngliche Fassung der Elegie vermuthet, die man bei ihm aufsuchen mag. Die ganz ungehörigen Gedankenstriche nach 42 und 51 hat erst 3 hereingebracht. Freilich sind die hier mit Gedankenstrichen angeschlossenen Verse nur ein Vergleich des Aergers des Vulkan, der nichts gewesen sei gegen den der Fama, da er sogar selbst die Götter herbeigerufen hatte, seine Schande zu sehn, allein aber schließt 52 enge an V. 51.

†) Ist darnach ist gleichsam aus den Redeweisen auf etwas aus sein und einem nachstellen zusammengesetzt.

fährlichen Macht.*) Kürzer faßt der Dichter sich bei der Verfolgung Amors durch Fama, was eben sein eigener Fall sei, worüber er sich damit beruhigt, dies sei eben ein altes Gesetz, das man ruhig anerkennen, als Schicksal verehren müsse. Und so schließt er launig mit Beziehung auf den sprichwörtlichen horazischen Vers (epist. I, 2, 14), er müsse den Zwist der Götter büßen, wie ja auch die Griechen vor Troja den Zwist der beiden Könige.

Zwanzigste Elegie. Höchst anmuthige Weihe dieser Elegien in durchaus freier Weise, trotz Heller, nach dem Tibull IV, 7 dazu die erste Idee gegeben. Der Dichter entschuldigt, daß er seinem Grundsatze der Verschwiegenheit untreu werde, mit der Macht der Musen und des Liebesgottes; nur den Elegien vertraue er sein herzliches Glück, wobei ihm freilich nicht entgeht, daß diese sein Geheimniß der Welt verrathen werden.**) Die

*) Den Ruhmsüchtigsten weiß er am leichtesten zu fassen, wie er den, der aus Sittlichkeit ihm widerstehn will, am tiefsten trifft. Am schlimmsten geht es denen, die seiner Macht sich widersetzen; diese treibt er zu unnatürlichen Lastern. Der Apostel klagt im Römerbriefe 1, 27: „Auch die Männer sind an einander erhitzet in ihren Lüsten." Denen, die sich seiner schämen, nicht als seine Diener gelten wollen und deshalb heucheln, vergällt er den Genuß, läßt sie dem Verbrechen und der Noth verfallen. Er denkt hierbei an die Ehebrecher, die geheimen Wegen nachgehen. — 59 hatten die Horen noch die ältere Schreibung erdulten.

**) Der vorletzte Vers lautete ursprünglich in A Und wie jenes Rohr schwatzhaft entdeckt den Quiriten; schwatzhaft wurde in geschwätzig geändert. Erst 2 brachte die Umstellung Und entdeckt den Quiriten, wie jene Rohre geschwätzig. Auch fanden sich noch 1 die erst in 2 geänderten Lesarten 11 möcht' ers vergraben, 17 vertrauen, 19 schrillenden, 27 daß (statt damit), 28 durchs (statt im). Riemer hatte 10 vorgeschlagen Und das Geheimniß drückt ängstlich sogleich ihr die Brust. Als ver=

Elegie führt Bild und Gegenblild aus: das Rohr, welches des Midas Geheimniß verrieth, und die Elegien, die sein Glück der Welt verkünden werden. Wie sehr auch Heller auf alle Anklänge der Alten aus ist, so entging ihm doch, daß Goethe hierbei eine Stelle des Satirikers Persius vorschweben könne (I, 118 ff.):

Men mutire nefas, nec clam, nec cum scrobe? — Nusquam. —
Hic tamen infodiam: vidi, vidi ipse, libelle,
Auriculas asini Mida rex (oder quis non?) habet.

Freilich behauptet Bronner, Goethe habe nicht den Persius, sondern die Uebersetzung der ersten Satire von Herder gekannt. Die Geschichte von König Midas war schon 1781 auf dem Liebhabertheater der Herzogin Amalie zu Tiefurt in einem Schattenspiel dargestellt worden, in welchem Goethe selbst den Barbier (Amyon) spielte. Vgl. Wielands Neuen Amadis XII, 44—48.

Das Gedicht beginnt mit dem Preise der Verschwiegenheit, die Goethe zum Grundsatz seines Lebens gemacht hatte, seit er in Weimar ihre Nothwendigkeit erkannt hatte; aber die Muse der Liebe hat ihm jetzt den Mund geöffnet (1—6). Hält es ja schon so schwer, die seltsame Schande eines Königs zu verbergen, wider Willen wird sie vom nächsten und treuesten Diener der Welt verrathen werden (7—14).*) Noch schwerer hält es mir,

besserungsbedürftig hatte Goethe vor der zweiten Ausgabe (1806) die Verse 17 und 22 angemerkt.

*) Dem Dichter schwebte die Stelle Ovids Met. XI, 174—193 kaum genau vor. — Schon ist nicht zeitlich zu fassen, sondern deutet auf den 15 folgenden Gegensatz. — Der Könige. Der einzelne Fall wird verallgemeinert. Das entging Bronner, der hierin eine Anspielung auf die französische Revolution entdeckte und sich dadurch zu den tollsten Vermuthungen (S. 370 f. 440 ff.) hinreißen ließ. Dieser allgemeine Gebrauch der Mehrheit ist bei den Alten sehr verbreitet und auch Goethe nicht fremd. — Bund, von jeder mit Bändern ge-

ein Liebesgeheimniß bei mir zu behalten, da „von dem, wes das Herz voll ist, des der Mund übergeht" (15 f.). Den Uebergang bilden 17—20. Er muß sich hüten, es seiner Freundin zu verrathen, da diese ihn deshalb schelten würde. In Weimar mußte er seine Verbindung mit Christianen vor allen Freundinnen geheim halten, selbst vor Herders Gattin, zumeist vor seiner Herzensfreundin; auch keinem Freunde wagt er es zu sagen, da er in diesem einen gefährlichen Nebenbuhler zu erhalten fürchten muß, wenn er auch der Treue seiner Geliebten gewiß ist. Man hat dazu Catulls Klagen über in der Liebe treulose Freunde (77. 82. 90), des Properz Nemo in amore fidelis (II, 25, 3) und den Rath Ovids Ars amat. I, 741. 2 verglichen. Selbst dem Herzog verhehlte Goethe lange das süße Geheimniß, wohl weil er dessen Spott fürchtete. Die hier vorgegebene Gefahr fürchtete er wirklich nicht. Auch kann er nicht dem Haine und dem wiederhallenden Felsen, wie es feurige Jünglinge thun, seine Seligkeit mittheilen; dazu ist er nicht mehr jung und, wie er noch launig hinzufügt, auch eben nicht einsam genug, sondern in der großen Weltstadt. Heller hat wohl Recht, wenn er glaubt, dem Dichter schwebe hierbei Prop. I, 18 vor, wo freilich von Liebesklagen die Rede ist, aber Goethe selbst vertraut wirklich sein Liebesglück

---

bundenen oder mit sonst einem Zeuge umwundenen Kopfbedeckung, wobei eben nicht Ovids purpureae tiarae zu Grunde liegen. — Daß der Barbier („der nächste Diener", wie er bei Ovid famulus heißt) eine Grube gemacht und in diese sein Geheimniß gerufen, wird nicht ausdrücklich gesagt, ergibt sich aber aus der sich anschließenden Bemerkung, die Erde verberge solche Geheimnisse nicht, und aus der Ausführung, was das Rohr gelispelt. Dabei schwebt wohl die Stelle des Persius vor, nur ist hier 9. 14 das Eselsohr vermieden. Ovid sagt aures trahit in spatium, nennt aber dann ausdrücklich aures lente gradientis aselli.

den Bäumen und Felsen. Vgl. Antiker Form sich nähernd 8. 11. 12., auch Lieder 22. Bronner hat hier wieder seine eigenen Offenbarungen. Nachdem er die Properzische Elegie und Ovids Her. XV, 237. 8 angeführt, ruft er: „Auch hier sind natürlich die Griechen die Quelle." Kallimachus Acontius vertraut seine Leiden den Bäumen. Goethe las dies ohne das Bruchstück des Dichters von Kyrene zu kennen in Weimar zur Zeit seiner Liebe zu Frau von Stein. Bronner meint nun, Goethe habe damit direkt an seine Anthologiezeit anknüpfen können, und nicht das Epigramm Erwählter Fels sei hier zu vergleichen, sondern ein zwei Jahre späteres, in Goethes Werke nicht aufgenommenes. Doch bei Bronner ist alles möglich! — V. 21—26. Und so will er denn sein Glück treuer Liebe, das er anmuthig ausführt, seinen Elegien anvertrauen. Die Geliebte weiß allen Schlingen, die man ihrer Treue legt, geschickt zu entgehn, den Späheraugen sich zu entziehen; genau kennt sie die Wege dahin, wo der Geliebte ihrer mit gespannter Begierde harrt. Es sind hier abseits gelegene Wege zu denken. Das Bild ist hier ein ganz anderes als oben VI, 13—20, entspricht auch nicht der wirklichen geheimen Verbindung mit Christianen, die in sein Gartenhaus kam. Hier trifft er die Geliebte draußen. — 27. Sehr glücklich ist ganz unvermittelt der Uebergang zur Schlußwendung gemacht. An diesem Abend erwartet er wieder ihren Besuch, und so bittet er den Mond, ja noch etwas zu warten, damit der Nachbar ihr Erscheinen nicht sehe; auch möge der Wind rauschen, damit dieser ihren Schritt nicht vernehme.*) Daß er

*) 28 schreibt noch die weimarische Ausgabe irrig Niemand statt niemand. Die Satzzeichnung dieses und des vorhergehenden Verses ist in der Ausgabe sehr vernachlässigt. Am richtigsten schriebe man wohl:

hier den Nachbar nennt, wie sie selbst (Elegie 6) die neidische Nachbarin, kann nicht auffallen, da dort von dem Besuche des Dichters in ihrem Hause die Rede ist. Neben dem Gartenhause des Dichters lag das des Kanzlers Geheimrath Johann Christof Schmidt, des Jugendgenossen von Klopstock. Schon in seinem Tagebuch am 17. März 1777 heißt es: „Abend zu Nachbar Schmidt“. Zuletzt wendet er sich zu seinen Elegien zurück, die, von seinem Liebesglücke durchweht, anmuthig gedeihen, wachsen und blühen mögen (der Liebe leiser, lauer Hauch bewegt sie lieblich, wobei der Dichter das Bild von der ihn eben erfreuenden Sommernacht hernimmt), bis sie endlich ihrer Liebe schönes Geheimniß (vgl. V. 15) Rom verkünden, wie jenes Rohr das des Barbiers des Midas. So knüpft der Schluß launig wieder an die Geschichte des phrygischen Königs an, wie er durch die Anrede der Quiriten (vgl. den Schluß von Elegie 18) daran erinnert, daß er in Rom sich befindet. Das Wiederholen derselben Anrede ist nicht eintönig, da es an beiden Stellen sich aus der ganzen Stimmung auf eigenthümliche Weise ergibt. In diesen vollen Akkord seines ihn begeisternden, festgegründeten und unabsehlich scheinenden Liebesglückes lauten die römischen Elegien lieblich aus.

Doch wir müssen noch einmal auf die unendlichen Windbeuteleien Bronners zurückkommen. Aus dem Wahne, Goethe spiele auf die französische Revolution an, folgert er, hier sei etwas eingeschoben. Aber die Elegien wurden ja wirklich erst nach dem Ausbruch der Revolution begonnen; und die Annahme einer

---

Zaudre, Luna (sie kommt!), damit sie der Nachbar nicht sehe!
Rausche, Lüftchen, im Laub! niemand vernehme den Tritt!

Einschiebung kann dadurch nicht bestätigt werden, daß die Fassung der zweiten Elegie vor dem Drucke verändert wurde. Damit verbindet er den Einfall, zu unserer Elegie hätten drei Verse mitten aus dem Gedichte Catulls an Camerius (55) den Anstoß gegeben:

Si linguam clauso tenes in ore,
Fructus proiicies amoris omnes:
Verbosa gaudet Venus loquela.

Goethe hat diese Verse, welche auf die Frage folgen, ob er bei hübschen Mädchen sich befinde, frühestens im Jahre 1792, als Wahlspruch dem zweiten Buche seiner Epigramme vorgesetzt, wozu sie besser paßten als zum Ausgangspunkt einer Elegie, die über den unüberwindlichen Drang des Dichters, seiner Liebe Geheimniß in Versen zu ergießen (vgl. Lied 2). Daraus gewinnt Bronners Entdeckungsfieber die Offenbarung, unsere Elegie habe ursprünglich bestanden aus 3—5 und den ganz fein behandelten Catullischen Versen 17—22. Freilich muß er dabei voraussetzen, Vers 15 habe ursprünglich etwas anderes gestanden als Schwerer wird es nun mir, und der folgende eine durchaus abweichende Fassung gehabt. Dazu sollen wir es Bronner aufs Wort glauben: „Daß hier (22) ein deutlicher Abschluß ist, konnte auch die jetzige Elegie nicht verwischen.“ Vielmehr erwartet man hier die weitere Ausführung des Glückes, daß die von vielen Männern Begehrte ihm allein gehört, nebst einem abrundenden bewegten Abschluß. Spaßhaft ist der Beweisgrund für seine tolle Sprengung der Elegie, „ein Streifzug ins Statistische, den wir billig auf seiner Richtigkeit beruhen lassen“.

Zwei unterdrückte Elegien in freier Nachbildung von Priapusgedichten.

I.

Hier ist mein Garten bestellt, hier wart' ich der Blumen der Liebe,
Wie sie die Muse gewählt, weislich in Beete vertheilt.
Früchte biegen den Zweig, die goldenen Früchte des Lebens;
Glücklich pflanzt' ich sie an, warte mit Freuden sie nun.
Stehe du hier an der Seite, Priap! ich habe von Dieben
Nichts zu befürchten, und frei pflückend genieße, wer mag.
Nur bemerke die Heuchler, entnervte, verschämte Verbrecher.
Nahet sich einer und blinzt über den zierlichen Raum;
Ekelt an Früchten der reinen Natur, so straf' ihn —

Den Schluß von V. 9 und den folgenden Pentametern hat der weimarische Herausgeber unterdrückt. Nach Bronners Mittheilung war er zu der vom Gartengotte gewöhnlich gedrohten Strafe des praebeat ille nates (Priap. 22. vgl. 11. 13. 15. 16) und des ruber porrectus ab inguine palus (Hor. sat. I, 8) benutzt. Zu 1 vgl. Priap. 5, 24. — 2. Die Muse, die eigentlich dem Garten des Priapus fremd ist. Vgl. Priap. 2, 4. Deshalb stellt er das Bild des Gottes 5 weg. — 8. Heuchler, die sittlich rein scheinen wollen. Die daneben genannten entnervten, verschämten Verbrecher können nicht mehr Genuß der reinen Natur haben, da sie durch Liederlichkeit sich zu Grunde gerichtet haben. Er blinzt, wagt nicht die Augen ganz zu öffnen. — Bronner durfte nicht Priap. 76, 1 obliquis oculis vergleichen. Ein arges Mißverständniß liegt in dessen Bemerkung zu 9: „Ekelt an Früchten der reinen Natur: „wie die Elegie Hermann und Dorothea". Goethes römische Elegien sind gemeint, die nur reinen Sinnengenuß feiern, nicht liederlichen und verbrecherischen,

concessa furta. Der zierliche Raum ist sein in Beete getheilter Garten, sein Buch Elegien.

II.

Hinten im Winkel des Gartens, da stand ich, der letzte der Götter,
Roh gebildet, und schlimm hatte die Zeit mich verletzt.
Kürbisranken schmiegten sich auf am veralteten Stamme,
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —
Dürres Gereisig neben mir an, dem Winter gewidmet,
Den ich hasse, denn er schickt mir die Raben aufs Haupt,
Schändlich mich zu besudeln. Der Sommer sendet die Knechte,
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —.
Unflath oben und unten! ich mußte fürchten, ein Unflath
Selber zu werden, ein Schwamm, faules, verlorenes Holz.
Nun, durch deine Bemühung, o redlicher Künstler! gewinn' ich
Unter Göttern den Platz, der mir und andern gebührt.
Wer hat Jupiters Thron, den schlecht erworbnen, befestigt?
Farb und Elfenbein, Marmor und Erz und Gedicht.
Gern erblicken mich nun verständige Männer, und denken
Mag sich jeder so gern, wie es der Künstler gedacht
Nicht das Mädchen entsetzt sich vor mir und nicht die Matrone,
Häßlich bin ich nicht mehr, nur ungeheuer und stark.

Die drei letzten Distichen hat die weimarische Ausgabe nicht mitgetheilt, doch Schmidt Bronner angegeben, daß der Schluß lautete: „als bis ihr die dutzend Figuren | durchgemessen, wie sie künstlich Philänio (Philänis) erfand“. Wie Goethe in der vorigen Elegie den Gartengott zur Seite treten läßt, weil er keinen Schutz vor Dieben von ihm zu wünschen braucht, nur seine Elegien vor Menschen gewahrt sehen möchte, welche den reinen Naturgenuß als unsittlich verabscheuen, so hat er hier die gewöhnliche gemeine Darstellung des Gottes von Lampsakos durch ein Kunstwerk von Marmor ersetzen lassen. Den Anstoß dazu

gab die Stelle Vergils Buc. VII, 33—35, wo Priapus bisher als Wächter des armen Gartens nur ländliche Gaben erhalten hat, aber jetzt ist ihm ein Marmorbild errichtet worden und ein goldenes wird ihm versprochen, wenn die Herde nach Wunsch gedeiht. Bei der rohen Gestalt des Gottes schwebt Priap. 63 vor, wo beschrieben wird, wie die aus Holz roh behauene Gestalt des Priapus im Sommer und im Winter unter freiem Himmel von der Witterung so viel zu leiden habe. Von da hat Goethe die Bezeichnung als mißachtetester der Götter aus Horaz sat. I, 8, die Besudelung von den Raben (5 f.), die hier auf den Winter beschränkt wird, aber das verlorene Holz (10) ist anders gemeint als dort inutile lignum. Frei ausgeführt sind die Besudelung von den Knechten (7 f.) und sonst (9 f.) und die unwürdige Umgebung (1. 3—5), wobei Priap. 64, 12: Bicurbitarum ligneus vocor custos benutzt ist. Ebenso selbständig ist die Darstellung des jetzigen künstlichen Marmorbildes (11—16). Bei der Beschreibung der Wirkung der frühern und jetzigen Gestalt ist zuletzt (15 f.) geradezu gegensätzlich Priap. 8 benutzt: Nimirum sapiunt, videntque nunquam Matronas quoque mentulam libenter. Dasselbe gilt vom Schlusse des schon genannten Gedichtes Priap. 64.

Ad hanc [pyramida, mentulam], puellae nomen paene adieci,
Solet venire cum suo fututore,
Quot quot figuras, quot Philaenis invenit
Non admittente pruriosa discedit.

Unter dem Namen einer Buhlerin Philänis ging eines der Bücher, welche die verschiedenen Arten (σχήματα, figurae, modi) des Beischlafes beschrieben (feminae concubinis non tacuere suos, Ovid Trist. II, 418); der Verfasser war der Sophist Poly=

krates. Andere Bücher dieser Art gingen unter den Frauennamen Cyrene und Elephantis. Vgl. Mart. XII, 43. Priap. 4. Cyrene hatte zwölf dieser Arten beschrieben, wovon sie den Namen δωδεκαμοχάνη erhielt. Darauf darf man aber nicht mit Bronner die zwölf Kategorien in Goethes Scherzversen an Karl August vom Jahre 1790 beziehen, sondern auf das, was Goethe den Einsiedler im Satyros 31—36 sagen läßt. Wenn Goethe hier alle Züge, die ihm von dem alten Priapus aus dem Priapeia und sonsther bekannt waren, geschickt auswählte und zu einem lebendigen Bilde verband, so darf man daraus keinen Schluß auf die Entstehung der eigenen Liebesgedichte machen. Er hat beide von seinen Liebesgedichten abgesondert, und gewiß mit Recht, wenn auch das erste in Beziehung zu diesen gedichtet ist.

Elegien. Zweites Buch.

Bilder sowie Leidenschaften
Mögen gern am Liede haften.

Der dem Jahre 1814 angehörende Vorspruch dieses Buches bezeichnet als Stoff der folgenden Elegien Bilder, Schilderungen und Leidenschaften, die Seele erregende Gefühle, deren sich das Lied, die Dichtung, gern bemächtige. Nur die ursprünglich an vorletzter Stelle in dieses Buch aufgenommene Elegie, die Metamorphose der Pflanzen, gab eine bloße Schilderung, aber auch diese mit einer gemüthlichen Wendung an die Geliebte, die in der Entwicklung der Pflanzen ein Bild ihrer Verbindung erkennen möge. Im Dezember 1796 dachte Goethe mit der letzten Elegie ein zweites Buch zu beginnen, aber nur zu wenigen persönlichen Elegien, die er im Sinne hatte, fand er in den nächsten Jahren Stimmung, und so konnte er bei Herausgabe seiner neuen Gedichte (1799), nur sieben Stücke zusammenstellen, die bloß sehr uneigentlich als zweites Buch gelten können, da die meisten keinen Bezug auf sein eigenes Leben haben, nur in anderm Sinne Elegien sind.

---

1. Alexis und Dora.

Am 28. April 1796 begab sich Goethe zur Vollendung des Wilhelm Meister nach Jena, wo er zwar nicht diesen, aber doch „allerlei löbliche und erfreuliche" Dinge zu Stande brachte. Unsere ursprünglich als Idylle bezeichnete Elegie entstand vom 12. bis zum 14. Mai. Das vollendete Gedicht theilte Goethe sogleich Schiller mit, dem er es am Mittag des 14. vorlas. Wahrscheinlich den 15. schrieb er an Knebel: „Die vierzehn Tage meines hiesigen Aufenthaltes habe ich mehr gesellig als fleißig zugebracht. Wir hoffen dich auch zu sehen. Doch ist eine Idylle zu Stande gekommen, die ich dir bald vorzutragen hoffe." Am 28. besprach er mit Schiller auch die Idylle. Erst in Weimar, wohin er am 8. Juni zurückkehrte, legte er die letzte Hand daran. Den 10. versprach er Schiller, auch die Idylle solle bald kommen, was denn am 14. geschah.*) Dieser nahm sie mit höchster Anerkennung auf. „Die Idylle hat mich beim zweiten Lesen so innig, ja noch inniger als beim ersten bewegt", schrieb er am 18. „Gewiß gehört sie unter das Schönste, was Sie gemacht haben; so voll Einfalt ist sie bei einer unergründlichen Tiefe der Empfindung.

*) Schon am 12. hatte er eine Abschrift des Gedichtes („eine seiner neuesten Arbeiten"), die ihm eben in die Hände falle, an Jacobi gesandt.

Durch die Eilfertigkeit, welche das wartende Schiffsvolk in die Handlung bringt, wird der Schauplatz für die zwei Liebenden so enge, so drangvoll und so bedeutend der Zustand, daß dieser Moment wirklich den Gehalt eines ganzen Lebens bekommt. Es würde schwer sein, einen zweiten Fall zu erdenken, wo die Blume des Dichterischen von einem Gegenstande so rein und so glücklich abgebrochen wird. Daß Sie die Eifersucht so dicht daneben stellen, und das Glück so schnell durch die Furcht wieder verschlingen lassen, weiß ich vor meinem Gefühl noch nicht ganz zu rechtfertigen, obgleich ich nichts Befriedigendes dagegen einwenden kann. Dieses fühle ich nur, daß ich die glückliche Trunkenheit, mit der Alexis das Mädchen verläßt und sich einschifft, gerne immer festhalten möchte." Goethe hatte, wie er in seiner Erwiderung bemerkte, zwei Gründe für die Eifersucht am Ende. „Einen aus der Natur: weil jedes unerwartete und unverdiente Liebesglück die Furcht des Verlustes unmittelbar auf der Ferse nach sich zieht; und einen aus der Kunst: weil die Idylle durchaus einen pathetischen Gang hat und also das Leidenschaftliche bis gegen das Ende gesteigert werden mußte, da sie denn durch die Abschiedsverbeugung des Dichters wieder ins Leidliche und Heitere zurückgeführt wird." An W. v. Humboldt sandte Goethe am 27. Mai eine Abschrift der Idylle, der er eine gute Aufnahme wünsche, besonders da er selbst einige Neigung dazu habe. Die Erwiderung verspätete sich zufällig um einen ganzen Monat. „In ihrer Idylle vereinigt sich alles", schrieb er, „was diese schöne Gattung anziehend und reizend machen kann: einfache Wahrheit der Empfindungen, liebliche Natur der Schilderungen, hohe dichterische Schönheit und eine bewunderungswürdige Zierlichkeit und Leichtigkeit der Diktion. Ich habe auch mit unglaub-

lichem Vergnügen bei der Vergleichung dieses Stücks mit andern derselben Gattung der übrigen neuern Dichter verweilt und habe dabei besonders zwei Eigenthümlichkeiten sehr stark ausgedrückt gefunden, die überhaupt, meinem Gefühl nach, Ihren Dichtercharakter vorzugsweise bezeichnen. Die erste ist zu auffallend, als daß sie irgend jemand entgehn könnte: es ist der Ernst, den immer auch das Spiel annimmt, sobald es ein schönes Spiel ist, die Tiefe, bis zu der Sie allemal die Empfindungen verfolgen, und der Umfang, den Sie ihnen geben. Daher erscheint z. B. die Liebe selbst in ihren leichtesten Aeußerungen und in ihren flüchtigsten Aufwallungen bei Ihnen immer groß, über den ganzen Charakter ausgegossen, mit allem in Verknüpfung gebracht, vollkommen frei und rein, und doch durchaus wahr und natürlich. So in den Elegien und in dieser Idylle durch den Eindruck des Ganzen und besonders bei einigen einzelnen Stellen, wie z. B. gleich anfangs: „In mich selber kehr' ich zurück u. s. w.", dann den einzig schönen Versen „Wie man die Sterne sieht u. s. w." und wieder „Ewig sagtest du leise u. s. w." sieht sich der irgend empfängliche Leser auf einmal mit tiefern und ernstern Gefühlen überrascht, als ihn die spielende Leichtigkeit anderer und selbst das Ganze anfangs erwarten läßt. Einen ähnlichen Eindruck macht die lebendige Wirkung des Wechsels der Empfindung am Ende, der so schön und so wahr geschildert ist. Aber was bei der Vergleichung mit den besten Produkten dieser Gattung noch auffallender wird und Ihnen gleich eigenthümlich aber noch ausschließender angehört, ist die Verbindung dieser gehaltvollen Natur mit einer so leichten und so zierlichen Form, in welcher nicht der Künstler, aber doch das Kunstwerk erscheint." Fast mehr als in einem andern seiner Gedichte bewundere er in dieser Idylle

die echt homerische Einfachheit mit der feinern und reinern Entwicklung der Empfindungen, die nur das Eigenthum der neuen Zeit und hier mit jener leichten Zierlichkeit gepaart sei, die so lebhaft an die römischen Dichter erinnere. Nur die einzige Stelle: „Noch schlagen die Herzen für einander, doch nun an einander nicht mehr“, scheinen ihm beinahe ein wenig zu sehr in dieser ovidischen Gattung. Auch habe sie die Unbequemlichkeit, daß hier an der Scansion nach nicht den Ton bekomme, den man ihm dem Sinne nach geben müsse. Gern verweilte er noch bei einzelnen Stellen der Idylle, die durch und durch schön sei. Auch das Silbenmaß sei vortrefflich behandelt. Nur bei den Hexametern 53 und 117 wünsche er einen bessern Abschnitt. Wir ersehen aus Humboldts Anführung, daß an der ersten Stelle Woge stand, das Goethe auf diese Mahnung in Flut änderte, an der andern es soll zur Kette werden das Kettchen, wofür der Dichter verbesserte zur Kette soll das Kettchen werden. Auch an drei Pentametern nahm er Anstoß. 76 schließe man noch, 120 dir zu nahe an den vorhergehenden Trochäen. Goethe schob hier an der zweiten Stelle nach dir ein auch ein. In dem dritten Verse 82 schien ihm dir, das vorhergehende fiel und die nachfolgende Länge der ersten Silbe von leise allen Ton zu verlieren. Der Vers blieb ungeändert. Goethe äußerte gegen Schiller über Humboldts „Belobigungsschreiben“: „Sowohl das viele Gute, was er sagt, als auch die kleinen Erinnerungen nöthigen mich, auf dem schmalen Wege, auf dem ich wandle, desto vorsichtiger zu sein.“ Schiller fand, Humboldt sage in dem Briefe sehr viel Wahres, doch einiges scheine er nicht ganz so empfunden zu haben wie er selbst. „So ist mir die treffliche Stelle: „Ewig sagte sie leise“, nicht sowohl ihres Erns tes wegen schön, der sich von selbst

versteht, sondern weil das Geheimniß des Herzens in diesem einzigen Worte auf einmal und ganz, mit seinem unendlichen Gefolge, herausstürzt. Dieses einzige Wort ist statt einer ganzen langen Liebesgeschichte, und nun stehen die zwei Liebenden so gegeneinander, als wenn das Verhältniß schon Jahre lang existirt hätte. Die Kleinigkeiten, die er tadelt, verlieren sich in dem schönen Ganzen; indessen möchte doch einige Rücksicht darauf zu nehmen sein. Zwei Trochäen in dem vordern Hemipentameter haben freilich zu viel Schleppendes, und so ist es auch mit den übrigen Stellen. Der Gegensatz mit dem füreinander und aneinander (14) ist freilich etwas spielend, wenn man es strenge nehmen will, und strenge nimmt man es immer gern mit Ihnen." Ein paar Tage später hatte Schiller die Familien v. Kalb und v. Stein zum Besuche, welche die Idylle sehr lobten; sie enthalte Sachen, die noch gar nicht von einem Sterblichen ausgesprochen worden. Aber trotz aller Entzückung nahm die Familie Kalb an dem Päckchen Anstoß, das dem Helden nachgetragen werde. Daß der Held eines so reichen Produktes sich wie ein armer Mann aufführe, hielt sie für einen großen Fleck. „Ich hatte die Idylle Knebeln gegeben, um sie in Umlauf zu setzen", erwiderte Goethe hierauf. „Einige Bemerkungen, die er mir ins Haus brachte, sowie die, welche Sie mir mittheilen, überzeugen mich wieder aufs neue, daß es unsern Hörern und Lesern eigentlich an der Aufmerksamkeit fehlt, die ein so obligates (ein Gefühl entschieden durchführendes) Werk verlangt. Was ihnen gleich einleuchtet, das nehmen sie wohl willig auf; über alles, woran sie sich nach ihrer Art stoßen, urtheilen sie auch schnell ab, ohne vor- noch rückwärts, ohne auf den Sinn und auf den Zusammenhang zu sehn, ohne zu bedenken, daß sie eigentlich den

Dichter zu fragen haben, warum er dieses und jenes so und nicht anders machte. Ist doch deutlich genug ausgedrückt: ‚Sorglich reichte die Mutter ein nachbereitetes Bändel.‘ Es ist also keineswegs die ganze Equipage, die schon lange auf dem Schiff ist und dort sein muß; die Alte erscheint nur, in ihrer Mutter- und Frauenart, thätig im einzelnen, der Vater umfaßt die ganze Idee der Reise in seinem Segen. Der Sohn nimmt das Päckchen selbst, da der Knabe schon wieder weg ist, und um der Pietät gegen die Mutter willen und um das einfache goldene Alter anzuzeigen, wo man sich auch wohl selbst einen Dienst leistete. Nun erscheint, in der Gradation, auch das Mädchen gebend, liebend, und mehr als segnend. Der Knabe kommt wieder zurück, drängt, und ist zum Tragen bei der Hand, da Alexis sich selbst kaum nach dem Schiffe tragen kann. Doch warum sag' ich das? und warum Ihnen? — Von der andern Seite betrachtet, sollte man vielleicht die Menschen, sobald sie nur einen guten Willen gegen etwas zeigen, auch mit gutem Willen mit seinen ästhetischen Grundsätzen bekannt machen. Nun sieht man aber, daß man nie ins Ganze wirken kann und daß die Leser immer am einzelnen hängen; da vergeht einem denn Lust und Muth, und man überläßt sie in Gottes Namen sich selbst.“ Das Gedicht wurde am Anfange des Musenalmanachs gedruckt, dieser anfangs Oktober ausgegeben. Die Elegie war durch Goethes gefühlvolle Darstellung und die rein menschliche Empfindung von allgemein durchschlagender Wirkung; Wieland, Herder und Gleim, der feinfühlende Körner, die Berliner, und alle die tonangebenden Kunstrichter waren davon entzückt, wenn sie auch den so wohl berechneten innern Aufbau nicht bemerkten. Bei der Aufnahme in das zweite Buch der Elegien in den neuen Gedichten (2), wo 77 reifen

wohl Druckfehler für reifsten ist, erfuhr die Elegie viele Verbesserungen.*) Manche hatte Goethe selbst gemacht, ehe er das Gedicht A. W. Schlegel vorlegte.**) Die zweite Ausgabe der

---

*) Hier standen 3 Lange Furchen hinter sich ziehend, 5 deutet die glücklichste und Schiffer (statt Bootsmann), 6 statt seiner (an der Stelle von für alle), 7 Alle Gedanken sind vorwärts gerichtet, 8 Nur Ein Trauriger steht, rückwärts gewendet, ein, 12 Freund, dir, ach!, 15 Nur Ein Augenblick war's, in dem ich lebte, der wieget, 17 Nur Ein Augenblick wars, der letzte, da stieg, 20 Phöbus, mir ist er verhaßt dieser alleuchtende Tag, 23 sehen, 27 freut die seltne Verknüpfung der zierlichen Bilder, 29 endlich gefunden, 32 geknüpft, warum zu spät, 38 Lange harrte das Schiff, befrachtet, 39 dich gehn zum Tempel, 43 erschien erst dein, 46 hielte, 47 Nachbarin! so war, 49 und in dem ruhigen, 53 gräßliche Woge, 57 so sprach er vor es flattert, 60 Segnend, die würdige, 67 Fremde Gegenden wirst du besuchen, 68 Wiederbringen, und Schmuck, 70 bezahlen, schon oft, 75 Immerfort tönte das Rufen der Schiffer, 83 warst du zur Laube gekommen, da fandst du, 84 blühend, darüber sich hin, 89 ging nicht (für stand), 91 Nacken!, 93 Mir war dein Haupt auf die Schulter gesunken, (ein schlotteriger Vers), 98 für Jammer, 99 riefen die Schiffer, 103 Stärker rief's in dem Gäßchen, Alexis! da sah mich der Knabe, 104 Thüre und kam!, 107 Gesellen, sie schonten, 109 lispeltest du, o Dora!, 110 Zeus! ja! sie stand neben, 116 Aus der Werkstatt, sogleich, reiche, 117 es soll zur Kette werden das Kettchen, 119 Außerdem schaff', 120 dir reichlich, 123 Halte die herrlichen Steine, 133 Stücke köstlicher Leinwand, 135 o täuschet, 141 mich, das mir die Schöne von Ferne, 149 diesmal, o Zeus!, 157 ihr nicht die Wunden.

**) Goethe hatte an manchen Stellen das Uebermaß von Daktylen beschränkt, selten den von Humboldt und Schiller gerügten Anfang des Pentameters mit zwei Trochäen verbessert. Schlegels Vorschläge waren 33. 47. 49. 116 und 133 angenommen, anderswo berücksichtigt. Seinen eigenen handschriftlichen Versuch 84 Da bog Myrtenzweig hatte er nicht aufgenommen.

Werke schrieb 3 Langhin statt Lange, 46 wackere statt des im fünften Fuße ungehörigen wackre. In einigen neuen Drucken steht 146 das sinnstörende jener statt jeder.

Herrlich ist es dem Dichter gelungen, das Gemeine der zu Grunde liegenden beschränkten Lebenszustände abzuscheiden und die beibehaltenen Züge durch geschickte Darstellung so zu veredeln, daß wir ein idyllisches Bild, das „einfache goldene Alter", wie Goethe selbst sagt, vor uns sehen, wo alles Schönmenschliche sich rein abspiegelt, und doch weist es uns daneben auf die weite Welt hin, und der Zustand ist keineswegs so patriarchalisch, daß nicht die Waaren nach der Stadt zu Markt getragen werden und Dora nicht schon nach einem zierlichen Halskettchen verlangt. Wir werden in ein am Meere gelegenes ländliches, von schönen Gärten umgebenes Städtchen des klassischen Alterthums versetzt, und der Dichter weiß uns, obgleich das Ganze mit Ausnahme der vier Schlußverse nur das Selbstgespräch des Alexis enthält, so ganz an dem Orte heimisch zu machen, daß wir ihn vor Augen schauen. Gerade in den einfachsten Mitteln zeigt sich große Kunstkenntniß und künstlerische Erfindung. Die in der Brust eines eben von der Geliebten geschiedenen Jünglings sich bekämpfenden Gefühle sollten hier zur Darstellung kommen. Dazu wählte der Dichter eine ganz eigene Lage, und gerade in dieser scheint der erste Keim unserer wundervollen Dichtung zu liegen. Erinnern wir uns, daß der Stoff zu Hermann und Dorothea, in welchem das Schicksal wunderbar dem stillen Bürgersohne aus der Ferne die Braut zuführt, dem Dichter schon längst in der Seele lag, so war es natürlich, daß beim Suchen nach passendem Stoff sich ihm als solcher die plötzliche Entwicklung der Liebe in der Brust des in die weite Welt gehenden Jünglings zu einem

Mädchen darstellte, neben dem er Jahre lang hergegangen, ohne daß, bei aller ihrer Anmuth, das Herz für sie gesprochen hätte. Es ist dies eben in jeder Beziehung der entschiedenste Gegensatz zu Hermann und Dorothea. Zu dem plötzlichen Aufflammen der Liebe ist der Augenblick auf das glücklichste gewählt. Alexis ist eben tief bewegt von den Eltern geschieden, an denen allein seine Seele hängt (von begleitenden Freunden zeigt sich keine Spur); da tritt ihm das Mädchen entgegen, das dem stillen Jünglinge immer geneigt gewesen, und so auch dem Scheidenden, der an der Thüre ihres Gartens vorüber muß, einen Auftrag zu geben sich entschlossen hat. Das längere Verweilen bei ihr läßt ihn jetzt so recht ihre Schönheit, wie auch die Anmuth ihres ganzen Wesens erkennen; sie aber wird dem Jüngling, den sie so ungern mit den Gesellen, deren Lärm sie aus der Ferne vernimmt, in die Fremde läßt, immer inniger gewogen, so daß sie ihn ohne eine schöne Gabe ihres Gartens nicht scheiden lassen mag, wobei ihre ganze Liebenswürdigkeit und Güte sich ihm so anziehend offenbart, daß er nicht von ihr weg kann. Ein Blick in ihr Auge, den sie tief bewegt erwidert, reißt ihn hin; seiner nicht mächtig sinkt er an ihren Busen, umarmt sie und küßt ihren Hals, worauf diese seine Umarmung erwidert. Sehr hübsch wird zur himmlischen Bestätigung des Bundes, den ihre Herzen ohne Zwischenkunft der Eltern geschlossen, nach antiker Weise der Donner des Zeus aus heiterer Luft verwandt. Thränen ihres unendlichen Glücks verrathen, was keine Worte zu sagen vermögen; erst als der Ruf nach dem Schiffe zur Trennung drängt, gibt die Versicherung ewigen Angehörens ihnen das freudige Bewußtsein unendlichen Glückes. Alle einzelnen geschickt verbundenen Züge verrathen den Meister, der auch im Aufbau sich

als sinniger Künstler bewährt. Die Seligkeit der Liebe und die bitterste Verzweiflung der Eifersucht gehen aus der glücklich geschaffenen Lage hervor, und die Art des Abbrechens ist nicht weniger glücklich erfunden. Der ganz zufällige Umstand, daß das ursprünglich als Idylle gedachte Gedicht in das zweite Buch der Elegien gerathen ist, hat verleitet, auch hier nach persönlichen Beziehungen zu suchen. Aus der Aeußerung Goethes an Humboldt, das Gedicht sei „ein Mittel, im Seelgrunde zu vergessen, daß er jetzt eigentlich am Arno wandeln sollte“, daß seine Reise nach Italien durch die politischen Zustände ihm abgeschnitten worden, schließt v. Loeper, auch die Elegie weise auf Italien zurück, und da fällt ihm ein, der Keim des Gedichtes sei das plötzliche Hervorbrechen des Innern zweier sich nur halbbewußt Liebender im Drange der Trennung, und etwas Aehnliches habe Goethe beim Abschied von der Mailänderin erfahren. Dagegen legt v. Biedermann darauf Gewicht, daß Goethe in einem Briefe an Körner scherzt, Dorchen, dessen Schwägerin (Dora Stock) werde sehn, daß seine neue Heldin (in seinem epischen Gedichte), er wisse nicht durch welchen Zauber, schon wieder Dorothea heiße. Blume meint, man werde annehmen dürfen, die einzelnen Motive hätten ihren Ursprung in den Erlebnissen des Dichters, die vielleicht weit auseinander lägen, jedenfalls verdanke die Dichtung unmittelbaren Erinnerungen an Italien das eigenthümlich frische Kolorit, das hier der antikisierenden Form den Schein der Naturwahrheit gebe. Kern meint, der Dichter habe durch diese Dichtung sein eigenes Herz beruhigen wollen. Freilich deutet darauf der Schluß bestimmt hin, aber daraus folgt noch nicht, daß er seine eigene liebeskranke Seele dadurch habe trösten wollen. Der Stoff ist rein erfunden, die Form eine Fort-

entwicklung seiner lyrisch-epischen Dichtung. Alles ist hier in den reinen Aether der Liebe getaucht, so daß er keinen Augenblick aus der dichterischen Stimmung herauskommen kann, so daß er seine Klage ergießen muß.*) Ach! zeigt freilich, wie Kern bemerkt, daß der Sprechende klagt, aber nicht, daß er seinen eigenen Zustand beklagt; erst im folgenden sehen wir, daß er auf dem Schiffe ist, und allmählich tritt hervor, daß er es ist, der, am Mast gelehnt, traurig auf das immer weiter sich entfernende Land schaut.**) Schon ist das Schiff so weit vom Lande, daß die Berge blau scheinen. Delphine folgen ihm, wie sie der Dichter selbst auf seiner Fahrt nach Sizilien das Schiff an beiden Seiten des Vordertheils begleiten und immer vorausschießen sah. Als er von Sizilien zurückfuhr, bemerkte er, die Delphine hätten das ihnen in der Ferne als ein schwarzer Punkt erscheinende Schiff für irgend einen Raub und willkommene Zehrung gehalten. Während alle andern sich der schönen Fahrt freuen (der Schiffer

---

*) Umgekehrt schreibt Goethe am 2. März 1787, als er die Fregatte nach Palermo fahren gesehen: „Wenn man jemand Geliebtes so fortfahren sähe, müßte man vor Sehnsucht sterben!" — Das bequeme, Goethe für den Augenblick beliebte Fremdwort Moment braucht er selbst im Tasso.

**) 1799 änderte Goethe handschriftlich Lange her, furcht sich die Gleise des Kiels. Schlegel schlug vor: Weithin furchend die Gleise des Kiels. Gleise, auch Leise, neben Geleis, Gleis. — Schlegel, der alle von Goethe in 5—7 vorgenommenen Veränderungen tadellos fand, versuchte 8: Traurig nur steht rückwärts Einer gewendet am Mast, so daß der Gegensatz vorwärts und rückwärts, wofür Goethe zurück geschrieben hatte, beibehalten wurde, trotz der verschiedenen Betonung der beiden gegensätzlichen Wörter. In Schlegels Fassung wird die harte Trennung von rückwärts und gewendet vermieden. 2 hat Komma nach rückwärts, aber dann müßte ein solches auch nach gewendet stehn.

braucht nur wenig das Segel zu wenden) und nach der Ferne sehnsuchtsvoll schauen, hängt sein Blick trauernd an dem immer weiter vor ihm zurückweichenden Land, in dem alle seine Freude ruht, wo Dora mit derselben Sehnsucht das Schiff hat schwinden sehen, mit der ihm das Land verschwimmt, von dem wir nur ahnen, daß es die Heimat ist, von der er scheidet.*) Vgl. Goethes siebentes Sonett, verm. Ged. 15. Hier treten ganz ungezwungen die Namen des Sprechenden und seiner verlassenen Braut hervor. Vergebens sehnt sie sich nach seinem Herzen zurück, wie er nach dem ihren. Wunderbar, wie Humboldt und Schiller in dem so bitter schmerzlichen, erinnerungsvollen Gegensatz für- und aneinander etwas Spielendes sehn konnten. In dem einzigen Augenblick, wo er an ihrem Busen lag und ihre Liebe voll empfand, fühlte er, daß er wirklich lebe, den vollen Genuß des Lebens habe (vgl. V. 17, Epigramme 98). Bei der Trennung von ihr ist selbst der ihm sonst so liebe Tag ihm verhaßt.**)

21—108. So wendet er denn von der herrlichen Meerfahrt seinen Blick in sein Herz, das ihn lebhaft seines Verhältnisses zu Dora erinnert (21 f.). Da muß es ihm denn ein Räthsel erscheinen, daß er so lange solche Schönheit in seiner Nähe sehn konnte, ohne etwas für sie zu fühlen (23—30).***) Aber Amor

---

*) Rucken, ältere Form, in der Bedeutung ruchsen (verm. Ged. 9, 23).

**) In antiker Weise redet er Phöbus als Sonnengott an. Kerns Auffassung, das Sonnenlicht sei ihm verhaßt, weil es die Augen beschäftige und dadurch die Seele von dem fern halte, was die Augen nicht mehr sehen, scheint mir spitzfindig.

***) 25. Versammlung, vom horchenden Volke. Vgl. Goethes erste Epistel 59. — 27. Gegen die kühne Versetzung, die Goethe in 2 mit seltne vornahm, wußte Schlegel nichts Erhebliches einzuwenden; ja diese schien ihm hier um so besser als so die nicht weniger kühne von 142 nicht allein stehe. Goethe hatte den

hatte sich eben vorgesetzt, ihn erst im letzten Augenblick zu treffen (31 f.). Ganz eigenthümlich wird hier das Sprichwort: „Die Liebe ist blind und macht blind" gewendet. Amor tritt hier in der von Goethe schon in frühester Zeit befolgten Weise (vgl. zu Lied 4) handelnd auf, wie auch in den römischen Elegien; er legt Alexis eine Binde um die Augen, daß er die Reize der schönen Nachbarin nicht erkennt. Die Schuld lag nicht an ihm, sondern an Amor, der ihm einen Streich gespielt, das ist das Räthsel, das sich endlich gelöst hat. An das Bedauern, daß er so spät von Liebe zu Dora entbrannt sei, schließt sich 33 f. die Erzählung, wie dies eben erst zufällig geschehen sei, als er eben zum Schiffe ging, das ihn der Heimat auf so lange Zeit entführen sollte.*) Dadurch erledigt sich der Vorwurf des leider zu früh hingeschiedenen trefflichen Franz Kern, 33 f. störten hier den Zusammenhang, ständen besser an der Stelle von 53 f. Doch ehe er in der Erzählung fortfährt, muß er jene köstliche Stunde, gegen die ihm sein ganzes Leben verschwindet, in leidenschaftlich sehnsüchtigem Schwunge preisen (34—38). Ausführlich schildert er (39—52), wie er so lange neben ihr hergegangen und die anmuthige Gestalt mit Antheil gesehen, ohne irgend ein Verlangen nach ihrem Besitze, ja ohne den Wunsch, sich ihr zu nähern, die doch seinem elterlichen Hause so ganz nahe wohnte.**) Die Erwähnung der Nähe ihrer Wohnungen aber muß ihn an seine

---

Vers völlig zu ändern gesucht, dafür geschrieben: „Jeder ahndet besondern Gehalt im verschränkten Geheimniß."

*) Goethe hatte 33 geändert *befrachtet harrte*, was Schlegel nicht vortheilhaft für den Vers schien; er schlug vor *harrte* vor *befrachtet* zu setzen oder, was Goethe annahm, mit noch vollerm Rhythmus *Lange schon harrte*.

**) 39. *Geschmückt*, im Festtagsputze. Vgl. Lied 74, 18 ff. — *Gesittet*, mit bescheiden niedergeschlagenem Blicke. — 41. Der Tempel deutet auf

jetzige Entfernung von ihr schrecklich erinnern; die Meereswoge, die ihn immer weiter fortführt, scheint ihm, wie herrlich auch das Blau des Himmels in ihr sich spiegelt, finster wie die Nacht (53 f.). Hier tritt denn (55—108) die unendlich zarte und innige Schilderung des Findens und Scheidens ein, bis zum Augenblick, wo sein Bewußtsein zurückkehrte.*) Alexis erscheint hier als ein junger Kaufmann, der in der Fremde Waaren einkauft, und dagegen heimische mit sich führt (vgl. 62. 67 f.), doch tritt diese seine Bestimmung absichtlich sehr zurück.

109—154. Die Erinnerung an jenen seligen Augenblick gibt ihm die Ueberzeugung, ihr Bund sei vom Himmel gesegnet, was eine schöne bildliche Vorstellung bezeichnet**), und so wünscht er

---

das Alterthum, wie auch 20. 110 ff. 149 f. — 42. Vom Brunnen. Vgl. Werthers Brief vom 15. Mai. — 43 f. Erschien, zeichnete sich. — 48 f. Vgl. Lieder 71 Str. 7 f. — 49. Schlegel hatte innen im vorgeschlagen, obwohl in dem richtig skandirt sei. Auch könne man etwa tief im setzen.

*) 60. Vor und nach Würdig sollten die Kommata wegfallen, da das Wort adverbial steht. — 64 f. Die Trennung des Genetivs deines Gartens von Thüre, die 142 wiederkehrt, verletzte Wieland. Vgl. zu S. 142. — 77. Auf die weißen kleinen Feigen hatte schon die Gräfin Lanthieri zu Karlsbad dem Dichter hingedeutet; er fand sie zwischen Rovoredo und Torbole. — 83. Bei dem Körbchen schwebte dem Dichter wohl das zu Malsesine von Gregorio geschenkte Fruchtkörbchen vor, das der Wirth ihm an die Barke trug. — 96. Der Donner des Zeus als Anzeichen, wie bei Homer (Ilias II, 353. Odyssee XX, 103 f.). — 103. Durch die Aenderung in 2 ist das Gäßchen weggefallen, das doch ein hübscher Zug war zur Bezeichnung der Lage des Gartens. — 104. Nach gekommen? schwebt weiß ich nicht vor. 1 hat Fragezeichen nach gekommen, 2 auch schon nach empfing, trieb und drückte, 3 stellte die Ausrufungszeichen 104 f. her, setzte nach drückte noch einen Gedankenstrich. Ueberall sind die Fragezeichen herzustellen, der Gedankenstrich zu tilgen. — 108 wird das Verschwimmen als ein trüber Hauch der weiten Entfernung gedacht.

**) 110 ff. Das Donnern des Zeus wird hier in echt antikem Sinne gehoben durch die Gegenwart der Göttin der Liebe und der Grazien, wo freilich

denn, das Schiff möge ihn rasch zur fremden Küste bringen, wo er der Braut nicht nur gleich statt des von ihr bestellten Kettchens eine schöne lange Goldkette, sondern auch den schönsten Edelsteinschmuck nebst goldenen Spangen kaufen will, da er ja nur darauf sinnt, die Erwählte würdig zu schmücken. Bei allen Perlen, bei jedem Ringe, den er einkäuft oder auch gegen andere schon gekaufte eintauscht, will er an sie denken, ja er möchte seine ganze Ladung für sie bestimmen (109—128).*) Aber nicht allein für ihren Schmuck, für alles will er sorgen, was ein häusliches Weib bedarf, wobei er auch schon an ein Drittes denkt, das die glückliche Mutter zu kleiden hat (129—134). Aber diese Bilder der Hoffnung entzünden in seiner Seele einen heftigen Brand**), da er nach ihrer Verwirklichung sich sehnt. Er ist so stark, daß er seine Mäßigung wünscht (135 f.). Aber er fühlt, wie viel weniger dieser schmerzt als Eifersucht (137 f.). Doch statt jener sich zu entschlagen, malt er sich, wie oben das unendliche Glück seiner Liebe, jetzt die Qual der Untreue der Geliebten recht grell

passender der griechische Name der Chariten (oder, wie Goethe sie auch nach neuerer Weise nennt, der Charitinen) stände. Sie erscheinen hier gleichsam als beisitzende (πάρεδροι) Göttinnen. Neben Zeus sitzen Homer, Here und Athene. Ich möchte nicht mit Kern sagen, Alexis male sich eine Szene im Olymp zu seinen Gunsten aus. Nicht dem Alexis, sondern dem Dichter gehört die prächtige symbolische Darstellung. Schlegel hatte hier Lieb und die zur Vermeidung des weiblichen Abschnitts vorgeschlagen; die Elision von dem Abschnitt würde weniger gefühlt werden, weil der Inhalt keine lange Pause erlaube.

*) 116. Himmlische Pfand vom Brautschmuck, den er ihr bringen will als Pfand seiner Liebe, das dadurch einzigen Werth erhält. — Zu V. 119 ff. vgl. in der Helena des Faust die Rede des Lynceus „Du siehst mich" Str. 9 f. — 124. Gebild'. Vgl. gesellige Lieder 6 Str. 4, 3.

**) Vgl. Sonette 5, 10 (heißes Liebestoben). 11, 12 (Raserei der Liebe).

aus*), stellt sich lebhaft vor, ja sieht es vor sich, wie Dora (er bezeichnet sie jetzt nicht mehr mit ihrem Namen, sondern mit dem kühlen die Schöne) dieselbe Gunst, die sie ihm augenblicklich erzeigt hat, einem andern erweisen werde, worüber er sich zuletzt so entsetzt, daß er wünscht, jede Erinnerung an sein gehofftes Glück möchte in ihm ausgelöscht werden (139—146). Vgl. dazu Lied 19. In seiner Verzweiflung durch den menschenfeindlichen Gedanken bestärkt, daß alle Mädchen treulos seien, will er die Blitze des Zeus auf die Treulose herabrufen.**) Aber wie könnte er Verderben auf das geliebte Mädchen, was sie auch verbrochen habe, herabrufen! Nein eher möge der Blitz ihn vernichten, im schrecklichen Gewitter den Mast treffen, das Schiff zerschmettern und seine Waaren mit ihm den Delphinen zum Raub geben (V. 147—154).***) Der Schluß bildet einen entschieden abschließenden Gegensatz zum Anfange.

---

*) 139. Zur Verfolgung der Erinyen an den Strafort der Unterwelt vgl. Elegie 4, 13 ff. Sonette 11, 10 f. Dem Dichter schwebt die Darstellung der impia Tartara Verg. Aen. VI, 542—627 und Dantes Inschrift der Hölle (3, 1—9) vor. Willkürlich versetzt er hierher den Höllenhund. — 141. Absichtlich wird gelassen wiederholt, das an der ersten Stelle (138) im Gegensatz von gräßlich besonders wirksam ist. Gelassen ist das Gespenst, da es nicht die Absicht hat zu schrecken, sondern sich aus der augenblicklichen Entbehrung des vorgestellten Glückes von selbst entwickelt.

**) Daß Zeus der Schwüre der Liebenden lache, nahm Goethe aus der Stelle Tibulls III, 6, 49. 50: Periuria ridet amantum Jupiter et ventos inrita ferre iubet, die Ovid A. A. I, 633 f. nachgebildet hat. — 152. Schlegel nahm Anstoß an der Messung von unglücklichen, dessen erste Silbe nicht als Kürze gelten dürfe, aber ihm wollte kein anderes passendes Beiwort einfallen und eben so wenig ergab sich ihm eine andere Umgestaltung des Verses; alle, die man vorschlagen könnte, hätten ihre Härten und Mängel.

***) Den Gedankenstrich nach 152 hat Goethe erst in 3 eingeführt.

155—158. Hier, wo, wie eben das Glück, jetzt die Verzweiflung des eifersüchtigen Liebhabers den schärfsten Ausdruck gefunden, bricht der Dichter mit einer Ansprache der Musen ab, die vergebens die wechselnden Gefühle von Jammer und Wonne in der Brust des von der Geliebten geschiedenen Jünglings zu schildern versuchen würden, sie können die Wunden, welche die Liebe geschlagen, nicht heilen, nur durch den lebhaften Erguß die Schmerzen lindern. Die Worte können sich nur auf den Dichter beziehen, der damit abbricht, wie Goethe selbst sagt, eine Verbeugung macht. Er hatte die Musen angerufen, die Qualen eines liebenden Herzens in seiner Noth zu schildern, aber könnten sie, die gern dem leidenden Dichter beistehn (ihr Guten), auch seinen Schmerz lindern, sie vermögen nicht die Wunde zu heilen, und so muß er sie jetzt gleichsam entlassen, die so wenigstens seinen Schmerz gelindert. In den vier Jahreszeiten 19 heißt es, die Musen spielten mit dem Schmerze, den Amor errege.

2. Der neue Pausias und sein Blumenmädchen.

Am 19. Mai 1797 kam Goethe zu längerm Besuche nach Jena, wo er gleich den ersten Abend in Schillers Garten war. Den Plan zur Ausarbeitung unseres Gedichtes, dessen Stoff er in der Naturgeschichte des ältern Plinius gefunden hatte, dürfte er schon in Weimar gefaßt haben. Das Tagebuch gedenkt am folgenden Tage des Plinius. Freilich könnte hier das siebente Buch der Naturgeschichte gemeint sein, worin er nach dem Tagebuch am 23. las. Dieses Buch handelt vom Menschen und von der Erfindung der Künste. Aber niemand wird zweifeln, daß er auch das fünfunddreißigste Buch gelesen, das von der

Malerei und von den Farben handelt. Und in diesem fand er die Geschichte von Pausias. Freilich hat Bronner sich nicht gescheut zu behaupten, Goethe habe die Stelle nicht im Plinius gelesen, sondern in Wielands Uebersetzung der horazischen Satiren (II, 7, 95) gefunden! Am 22. berichtet das Tagebuch: „Früh das Blumenmädchen. Abends bei Schiller. Vorlesung des Blumenmädchens." Den 23. heißt es: „Das Blumenmädchen weiter korrigirt und nochmals abschreiben lassen." Denselben Tag schreibt er an Schiller: „Ueber die Einleitung unseres Blumenmädchens [davon muß den Abend des 22. die Rede gewesen sein] habe ich auch gedacht; der Sache ist, glaub' ich, durch einen doppelten Titel und ein doppeltes Titelblatt geholfen, wo auf dem äußern, sonst der Schmutztitel genannt, die Stelle des Plinius dem Leser gleich entgegenkommt. Ich lasse in diesem Sinne gegenwärtig eine Abschrift für Sie machen." Wunderlich hat v. Loeper den Thatbestand verwirrt. Das Gedicht begann der Musenalmanach für 1798.*) Einige Veränderungen traten in den neuen Gedichten ein**), andere in

*) Dort stand 5 bleibt, 9 zu (statt nun), 11 im blumigen Kreise (erst am Ende des Verses), 17 damit der Glanz der Blume nicht blende, 22 Abend dir zu, 23 Ach nur glücklich wäre der Maler, 25 glücklich, 27 Ach!, 31 empfangen!, 38 er von der Tafel uns an, 43 Ach! erreicht, 54 es welkt früher als Abend die Pracht, 55 f. Gaben, damit sie Stets erneuend und stets ziehen die Herrlichen an, 60 Den du, 61 kränzte und eine Blume hineinfiel, 79 Und ich sahe, 81 Und es, 83 wie mit (ohne rasch), 85 der Zufall verletzte, 100 hängen, 103 f. Kranz, der erste, ich hatt' im Getümmel Nicht ihn vergessen, ich hängt', 105 Und ich sah die Kränze des Abends und saß, 109 weiß die verborgne, 119 Ja wir theilten, 124 Zwei statt Zwein.

**) 9. 11. 22 f. 25. 38. 43. 54 (nach Schlegels Vorschlag). 55 f. 60 (nach

der zweiten Ausgabe der Werke (1806).*) Erst auf Göttlings Mahnung willigte Goethe 82 in die Aenderung des seit 2 fortgepflanzten Druckfehlers geschlungen in geschwungnen.

Wenn der Maler Pausias (in der Mitte des vierten vorchristlichen Jahrhunderts) durch das Bild seiner geliebten Kranzwinderin allgemeine Bewunderung erregte, so beneidet der hier auftretende Dichter, den wir ein paar Jahrhunderte jünger als Pausias uns zu denken haben, diesen um die Gabe, die Kranzwinderin und ihren Kranz so verewigen zu können, aber er selbst entwirft in dem Gespräche mit seinem Blumenmädchen ein lebhaft ansprechendes Bild der so anmuthig zarten, innig fühlenden Schönen. Goethe zeichnet uns gerade das Leben dieser alten Blumenmädchen hier recht lebendig; dazu gehört vor allem das den Mittelpunkt der ganzen Darstellung bildende Gelage, bei welchem er sie kennen gelernt hat. Da von diesen Kranzverkäuferinnen sich nur sehr allgemeine Erwähnungen bei den Alten finden, so nahm er seine Farben von den Hetären der Griechen, benutzte aber dazu die von römischen Dichtern gebotenen Züge von der rohen Wildheit bei Gelagen, an welchen die Geliebten Theil nahmen, wie Tib. I, 10, 59—64. Hor. carm. I, 17, 25—28. Der Name des rohen Timanthes (Blumenschätzer)

Schlegel). 61. 85. 102—104 (Schlegel hatte vorgeschlagen vergaß ihn Nicht). 109. 119. 121. Druckfehler war 82 geschlungen statt geschwungen.

*) Hier steht 5 bleib', wie Goethe auch mit eigener Hand schrieb, 17 den Glanz der blendenden Blumen zu mildern, 62 trankest, 79 Dich nur sah ich, 81 Ach, da, 83 wie rasch ich, 98 dorrte, zur Vermeidung des Gleichklangs mit Nelke, 105 Abends betrachteten wir die welkende, 121 Zwein. Nicht befolgt wurde 1806 in 44 Goethes handschriftlicher Aenderung das statt sein.

nahm der Dichter wohl von dem ältern berühmten Maler willkürlich her. Aus dem Tagebuch wissen wir, daß Goethe gerade bei der Durchsicht unserer Elegie, am 23. Mai, Cornelius Gallus und einiges von Tibull und Properz las. Nach v. Loeper wäre das Gedicht aus der Situation seines ehelichen Lebens erwachsen, das damals fast neun Jahre alt war. „Christiane war eben auch ein Blumenmädchen gewesen.“ Sie hatte freilich in Bertuchs Fabrik künstliche Blumen gemacht. Das hat sich der berliner Erklärer, aber nicht der Dichter gedacht, den einfach die antike Sage anzog.

Das liebende Paar erfreut sich am frühen Frühlingsmorgen beim Kranzwinden des freundlichsten Liebesgespräches. Der neben der Geliebten sich niederlassende fremde Dichter reicht dem Mädchen von den Blumen, die er auf ihren Wunsch vor ihren Füßen hingestreut hat, diejenigen, die sie verlangt, und so windet sie mit sinniger Auswahl einen Kranz, wie sie jeden Abend beim Besuche dem Geliebten einen brachte, während sie, wenn sie draußen ihm begegnet, ihm einen Rosenstrauß aus ihrem Körbchen darreichte, wo er dann, als ob sie ihm unbekannt sei, ihr ein Geldstück bieten will, das sie ausschlägt. Außerordentlich glücklich stellt sich das Verhältniß des Liebespaares während des Kranzflechtens dar. Der erste Kranz ist schon fast vollendet. 11 f. sprechen die Freude des Dichters aus, so zu ihren Füßen zu sitzen und ihr die verlangten Blumen in den Schoß zu werfen. Er spricht zu ihr als Liebhaber, während sie, nur auf ihr Geschäft bedacht, seine Anspielungen auf die Liebe zu ihr unbeachtet läßt.*) Er muß ihr winterliche Hyacinthen

*) Er sucht nach den Rosen, die im Körbchen stecken; sie aber lehnt diese

und sommerliche Nelken, auch einen Faden und Blätter reichen.*) Eifersüchtig fragt er, für wen sie den Kranz so sorgfältig winde; sie erklärt, ihm seien die schönsten bestimmt. Als er aber den Maler beneidet, der so schön den Kranz und zugleich sie die Göttin, die ihn geschaffen, verewigen könne, meint sie, auch er sei wohl glücklich genug, da sie ihn küsse, was sie selbst beglückt. Doch ihn reizt der süße Kuß sich noch einen zweiten zu erflehn, da der erste von den Lüften geraubt worden. Gern gibt sie ihm ihre Küsse und jetzt auch den vollendeten Kranz. Dieser aber erinnert ihn an die Kunst des alten Malers Pausias, die er besitzen möchte, um ihn gleich nachzubilden. Sie selbst kann als Künstlerin sich nicht enthalten, den Kranz schön zu finden und ihre Freude, wenn sie ihn abends hier von ihm durch die Kunst der Malerei dauernd erhalten findet. Wie sollte da der Dichter nicht lebhaft bedauern, daß er dies nicht vermöge, und daß seine Kunst hier arm und unvermögend sei. Sie aber fordert ihn auf, statt den Pausias zu beneiden, sein eigenes Talent zu benutzen. Daß seine eigene Kunst unfähig sei, ihre Schönheit zu schildern, läßt sie nicht gelten, sie verweist ihn auf den Ausdruck des Gefühls und besonders den Ausdruck der Liebe. Auf seine Erwiderung gegen die süße Lieblichkeit, womit sie ich liebe spreche, stehe auch die Dichtung zurück, gesteht sie freudig, daß, wie hoch diese Künste auch stehn, die beide auf ihre Art wirken, doch Kuß und Blick der Liebenden eine beiden

---

ab, da sie Zeichen der Liebe und zarter Vertraulichkeit sind, die sie jetzt nicht erregen will. Hierdurch wird die Bemerkung über die Art veranlaßt, wie sie sich draußen gegen einander betragen.

*) Was zuerst, was zuletzt? Diese rhetorische Frage findet sich schon bei Homer Ilias V, 707. Odyssee IX, 14.

Künsten unerreichbare Sprache reden. Aber bescheiden lehnt sie das Lob, ihre Kunst des Kranzwindens vereine die des Dichters und Malers, mit dem Bedauern ab, sie könne nur sehr Vergängliches schaffen. Sinnig erwidert er, auch die Götter erfreuten uns durch vergängliche Gaben. Sie dagegen spricht die Wonne aus, den Geliebten täglich mit Strauß und Kranz zu erfreuen, seit dem ersten Tage, wo sie ihn kennen gelernt, was sich später freilich in so weit als ungenau ergibt, als sie nach jenem Abende sich verborgen gehalten.

Ist so die zarte und innige Liebe des Blumenmädchens beim Kranzwinden für den Geliebten und dessen Beseligung in dieser so anmuthig hervorgetreten, so soll nun auch die Art, wie das Liebespaar sich gefunden, eben so lebendig geschildert werden, wobei zugleich der Gegensatz der rohern Behandlung dieser Blumenmädchen im gewöhnlichen Genußleben der Jünglinge um so wirkungsvoller sich zeigte. Von unendlicher Schönheit und tiefem Gefühle ist die bewegte Darstellung, wie der Dichter sie am Gelage getroffen, wie er gleich von ihrer Anmuth gefesselt worden, er dem rohen Angreifer in grimmigem Zorn den Becher an den Kopf geschmissen, das Mädchen, das auch hier seine reine Seele so schön offenbarte, in seinen Schutz genommen, wie sie dann sich zu Hause zurückgehalten und einsam ihrem Geliebten, der vergebens ihre Wohnung zu erfahren suchte, Kränze geflochten bis endlich die Noth und das Verlangen nach dem Geliebten sie herausgetrieben.*) Bei der Schilderung, wie sie sich gesucht und gefunden, treten statt der bisherigen Reden in

---

*) Penia, die Göttin der Armuth, im Gegensatz zum Gott des Reichthums, die Aristophanes auf die Bühne brachte, Plato allegorisch verwandte.

Distichen solche in einzelnen Hexametern und Pentametern ein, indem der Liebende die Rede des Mädchens in einem mit und anschließenden Pentameter fortsetzt, ihm die Rede gleichsam aus dem Munde nimmt. Diese Vertheilung der Distichen auf beide Personen entspricht durchaus der Zweitheiligkeit der Handlung. Viehoff meinte freilich, das Gedicht hätte in derselben Weise schließen müssen. Sehr wohl berechnet ist es auch, daß das Zusammentreffen durch nichts weiter bezeichnet wird, als daß sie voreinander stehn blieben, und die Welt ihnen dabei verschwunden war, es ihnen schien, daß sie einsam in der freien Natur sich befänden, wie an einem ihrer Liebe freundlich zumurmelnden Quell. Das Mädchen aber macht geschickt von ihrem Wiederfinden, wo sie in der Menge sich wie vor allen fanden*), den Uebergang zum einsamen Liebesgespräche, wo sich gleich als der Dritte der Liebesgott selbst einstelle, der süßen Liebesgenuß bringe, wie der Liebende ausführt, indem er sich und die Geliebte gleichsam zur Weihe des ihrer wartenden Genusses bekränzt**) und sie auffordert, jetzt das Kranzflechten aufzugeben. Darauf schüttet sie denn sogleich (bisher hat sie noch immer neben ihm sitzend Kränze geflochten) die noch in ihrem Schooße liegenden Blumen, wie schön sie auch sind, aus und gibt sich seinen Umarmungen hin, in denen sie immer, wie heute, die höchste Seligkeit genießt, in denen ihr die Sonne aufgeht.***)

*) 123. Sind, scheinen. Vgl. römische Elegien XII, 8: „Sind zwei Liebende doch sich ein versammeltes Volk."

**) 125. Amor, ja. Er ist hier, da sie ganz der Liebe sich hingeben. Er wird hier als Symbol dieser Schäferstunde gedacht, zu welcher die Liebhaber sie beide mit Kränzen schmückt; denn auch ein zweiter Kranz ist während des zweiten Theils des Gespräches zu stande gekommen.

***) Nur gehört eigentlich zu in deiner Umarmung. Die Wortstellung

So ist in einem ganz im Sinne der alten Idylle gehaltenen Bilde das Glück der Liebe eines Dichters zu einer rein anmuthigen, nach Art der alten Hetären, von denen eine Aspasia durch ihre Weisheit selbst einen Sokrates anzog, sinnig verständigen Kranzwinderin in bewegtem, lieblich hin und herwogendem Gespräch zu lebensvoller Darstellung gelangt. Wie meistentheils, hat Goethe auch hier die Sage wesentlich geändert. In dieser wetteiferten der Blumenmaler Pausias und die Kranzwinderin Glycere in ihrer Kunst. Pausias, der die Blumenmalerei zur größten Mannigfaltigkeit brachte, heiratete die Glycere, die als armes Mädchen mit ihrer Kunst, in welcher sie sehr erfinderisch war, sich ernährte. Goethe wollte hier gleichsam ein dichterisches Gegenbild zur Kranzwinderin des Pausias liefern; sie ist die Geliebte eines Dichters, der ihr beim Kranzwinden hilft und sich ihrer vollen Gunst erfreut. Die ganze Geschichte ihrer Bekanntschaft ist seine glückliche Erfindung, durch welche die innige Herzlichkeit dieses Verhältnisses im vollen Lebensglanz erscheint. Vers und Ausdruck entsprechen ganz der hohen Vollendung des Aufbaues und der gefühlvollen Ausführung.

3. Euphrosyne.

Die schönste Todtenfeier, die je einer Schauspielerin zu Theil geworden. Christiane Luise, Tochter des Schauspielers Neumann, geboren am 15. Dezember 1778, betrat schon als Kind die Bühne.

---

ist freilich hart, und man läse statt nur lieber mir und demnach gehet statt geht mir. Aber damals war die Wortstellung von nur freier als im heutigen Gebrauche. Ebenso war es mit auch. Vgl. 55. 103 Sonnenaufgang ist das Bild höchsten Glückes.

Nach dem 1790 erfolgten Tode des Vaters nahm sich Goethe der Ausbildung dieses „liebenswürdigen Talentes“ an, das ihn um Ausbildung anflehte; dazu fand er die beste Gelegenheit, als er im Mai 1791 die Oberleitung der neuen herzoglichen Bühne übernahm. Im Spätherbst übte er ihr die Rolle des schönen Knaben Arthur in Shakespeares Leben und Tod König Johanns ein, das zuerst am 19. November aufgeführt, nur einmal, am 9. Februar 1792, wiederholt wurde. Dort weiß Arthur den Kämmerer Hubert, der nach dem Befehl seines königlichen Oheims ihn blenden soll, durch seine rührende Bitte zur Rettung zu bestimmen; später springt er, um dem Gefängnisse zu entgehn, von der Mauer des Schlosses, wobei er den Tod findet. Hubert trägt die Leiche fort. Goethe spielte bei der Probe mit ihr Huberts Rolle. Die Aufführung, besonders Christiane, machte großen Eindruck. Gleich darauf gab sie die Nichte in Goethes Großkophta, eine gleichfalls für sie bedeutende Rolle. Auch gefiel sie im Epilog zum Schlusse des Jahres, wo sie in der Mitte vieler Kinder auftrat. 1793 mit dem Schauspieler Becker vermählt, wurde sie im Frühjahr 1797 sehr leidend; zuletzt trat sie am 14. Juni als Ophelia im Hamlet auf, ging aber doch mit den Schauspielern nach Lauchstedt. Dort wurde ihr Zustand bald so hoffnungslos, daß Goethe schon vor seiner am 30. Juli angetretenen Schweizerreise sich nach einem Ersatz für sie umsah. Den Graziennamen Euphrosyne gab er ihr, weil er sie in dieser Rolle von Weigls Zauberoper das Petermännchen am 13. Mai 1797 zuletzt gesehen hatte. Die längst gefürchtete Kunde von ihrem am 22. September erfolgten Tode kann er, da Briefe von Weimar bis Stäfa am Zürichersee erst in sechzehn Tagen ankamen, auch sein genaues

Tagebuch während des mit Meyer unternommenen Ausflugs nach den Kantonen vom 22. September bis zum 8. Oktober nichts von einer empfangenen Todesnachricht meldet, erst nach der Rückkunft empfangen haben. Am Abend des 21. Oktober kam er in Zürich an. Dort schrieb er in Beantwortung eines Briefes von Böttiger (in keinem sonstigen Briefe von Zürich gedenkt er des Verlustes): „Ich leugne nicht, daß mir der Tod der Becker sehr schmerzlich war. Sie war mir mehr als in einem Sinne lieb. Es kann größere Talente geben, aber für mich kein anmuthigeres. Die Nachricht von ihrem Tode hatte ich lange erwartet, sie überraschte mich in den formlosen Gebirgen (auf dem Gotthard, am 2. bis 5. Oktober)." Das kann nicht richtig sein. Goethe muß die schon damals feststehende Einkleidung der Elegie mit dem wirklichen Empfang der Todeskunde zu Stäfa verwechselt haben. In demselben Briefe, von dem wir nur eine spätere Abschrift und Eckermanns Bearbeitung zum Drucke von 1832 besitzen, heißt es weiter: „Liebende haben nur Thränen und Dichter Rhythmen zur Ehre der Todten; ich wünschte, daß mir etwas zu Ehren der Todten gelänge." Eckermann hat den Brief verfälscht, durch den die sinnverkehrende Aenderung gelungen sein möchte. Die Vollendung des in Zürich entworfenen Gedichtes verzog sich. Am 23. März 1798 schrieb er von Jena, wohin er vor drei Tagen gegangen war, an Meyer: „Denken Sie doch auch gelegentlich an das Monument für die Beckern; ich will indessen die Elegie, die ich ihr gelobt habe, auch auszuarbeiten suchen." Doch erst, als er am 4. Juni zu längerm Aufenthalte nach Jena zurückgekehrt war, nahm er diese, die den nächsten Musenalmanach eröffnen sollte, wirklich vor. Das Tagebuch berichtet am 12.: „Früh Euphrosyne", am 13: „Euphro-

syne geendigt und abgeschrieben.“ Sie werde, meinte er, sich unter ihren Geschwistern sehn lassen dürfen. Die Absicht, eine Abbildung des von Meyer skizzirten Denkmals der Becker dem Almanach beizugeben, ward nicht ausgeführt. Sie erschien am Anfange des Musenalmanachs, wie auch die beiden frühern Jahrgänge mit einem bedeutenden Gedichte Goethes begonnen hatten, als Euphrosyne Elegie; im Register war ihr die Bemerkung beigefügt: „Zum Andenken einer jungen, talentvollen, für das Theater zu früh verstorbenen Schauspielerin in Weimar, Madame Becker, geborene Neumann.“ Auch unsere Elegie erhielt in den neuen Gedichten mehrfache metrische Verbesserungen*); der Nebentitel Elegie blieb weg. Erst in der zweiten Ausgabe der Werke (1806) trat 3 die jetzige Fassung statt decket Nacht schon ein. Die Ausgabe letzter Hand gab 78 den offenbaren Druckfehler dem statt den, welchen die weimarische Ausgabe nicht beibehalten durfte. Freilich meinte v. Loeper, der Dativ sei ungezwungener, da herrschen hier im bildlichen Sinne stehe! Als verbesserungsbedürftig hatte Goethe sich einmal angemerkt 39. 89 (besonders mir), 121 (rühmt mich zu

*) Im ersten Drucke standen 13 Wolke! sie glühet. Ich, 31 Wälder und grause, 33 und blicket, 35 du das Kind mich, 51 gestürzten, und trugst, 53 ich das Aug auf und sah dich, Geliebter, 55 dir dankbar die Hände, 57 so ernst, mein Vater?, 61 ernst (statt stark), 65 du mich rührst, 67 auch doch, 71 Frühling, 73 stürzt das, 74 Sich aus bewölkter, 75 Grünet die, 76 schon, heimlich, die, 77 gesetzlich, 89 nun (statt nur), 99 O! wie und Wolke, 100 Komma nach vertraut, 101 O wie!, 103 sitzen, (statt stehn), 113 Fleiß nicht spart noch Mühe, wenn sie die, 113 dir (statt sie), 115 Dann gedenkest du mein, du guter. Die jetzige Fassung von 65 nahm Goethe von Schlegel an; er selbst hatte wie mich die ganze Versammlung versucht.

wegen mich) und 125 (wegen der beiden beginnenden Trochäen). 36 hatte Riemer vorgeschlagen mich gedenken der Zeit und du mich, das Kind zu.

Die frühzeitig mit ihrem Vater nach Weimar gekommene Schauspielerin Neumann hatte in Goethe einen begeisterten Verehrer gefunden, der die Kunstentwicklung dieses von der kunstsinnigen Herzogin Mutter besonders geförderten Talentes mit dem rastlosen Trieb des Dichters vollendete, und diese fühlte sich selig den Forderungen des hochstehenden und zugleich liebenswürdigen Zöglings der Musen folgen zu dürfen. Der Textdichter der Oper, worin sie Goethe besonders gefiel, hatte ihr den Namen der Grazie Euphrosyne gegeben. Welche Triumphe hatte diese Euphrosyne gefeiert und doch sollte sie so bald enden. Goethes Feder war nur der Kunst und der Pietät geweiht.

1—8. Am Abend, als eben das Alpenglühen sich verliert, steigt er mühsam aus dem schon dunklen Thale längs dem durch die Felsklüfte herabtosenden Strome zum Gipfel des Berges, um die Nacht in den Sennhütten zu verbringen. Einzelne Züge nahm der Dichter vom Ersteigen des Gotthard. Von der Anstrengung des Tags fühlt er sich schon schläfrig, und so hofft er sich einer gesegneten Ruhe zu erfreuen.*) Der tosende Strom ist die reißend herabstürzende Reuß. Mehrerer schäumenden Ströme wird 11 gedacht; es sind die Tessin und besondere Arme der Reuß.

*) Den Mohnkranz des Schlafgottes nahm Goethe aus der neuern Kunst die alte zeigt nur Mohnköpfe neben diesem, wie der Traumgott Morpheus, Mohnsalbe aus einem Horne gießt. Heilig heißt der Mohn als dem Gotte geweiht, wie der Schlaf vorher göttlich.

9—22. Da erscheint ihm, vom Felsen her*) sich bewegend, eine glühende Wolke, aus welcher sich in der Nähe eine hehre weibliche Gestalt bildet. Vgl. Zueignung Str. 3 f. gesellige Lieder 17 Str. 4, 5 f. Sie scheint ihm eine gewogene Muse, die den Freund in der Wildniß aufsuche, und so wünscht er innig, sie möge seiner durch ihre Erscheinung zugleich begeisterten und gerührten Seele sich nicht entziehen. Da sie schweigt, bittet er sie, ihm doch ihren göttlichen Namen zu nennen oder, dürfe sie das nicht, ihn so mächtig anzuregen, daß er von selbst erkenne, welche Göttin sie sei, und er sie als Dichter nach Gebühr preise.**)

In ihrer Erwiderung (23—140) zeigt sich Euphrosyne zunächst als die vom Dichter geliebte, schon so frühe den Freuden des Lebens entrückte Freundin an, und als er gerührt sie erkennt, nennt sie sich mit dem schönen Namen, den er ihr einst so gern gegeben; ihren Lehrer, Freund, ja Vater habe sie im fernen Waldgebirge aufsuchen müssen, um, ehe sie die Erde ganz verlasse, noch einmal vor ihm der Freuden ihres Lebens zu gedenken.***) So drängt es sie denn, jene Zeit sich ins Gedächtniß zurückzurufen, wo Goethe sich des schon durch Corona Schröter

---

*) Man könnte an den das Thal schließenden Felsstock vor Amsteg denken. Auffällt, daß hier der vielen Wasserfälle gar nicht gedacht wird.

**) 20. Bedeutend möchte ich jetzt im Sinne von mächtig nehmen, so daß es durch 21 f. ausgeführt wird, nicht als lehrend. Kern erklärt wenigstens andeutend, was nicht in bedeutend liegen kann.

***) 26. Schaudernd vor dem Tode, beim Verlassen des noch jugendlich frohen Lebensgenusses. — 34. Das leichte Gerüst irdischer Freuden ist die Bühne, das Brettergerüst. Vgl. Auf Miebing (vermischte Gedichte 65) 3, 18 ff. Das Schauspiel gehört zu den Vergnügungen des Lebens.

vorgebildeten Mädchens bei der von ihm übernommenen Hofbühne annahm*), und besonders jener ihr unauslöschlich eingeprägten Probe, die er am Tage vor der Aufführung von König Johann am 28. November 1791**) mit ihr allein auf der Bühne anstellte. Nach 37 (vgl. S. 118) „Laß mich der Stunde gedenken" drängt sich (38—40) die sehnsüchtige Klage um das früh entrissene Glück mit der echt goetheschen Empfindung ein, daß man den Werth des Lebens, das uns so unzählige kleine Freuden gewähre, während des Genusses nicht zu würdigen wisse. 41 f. leiten die folgende Erinnerung ein. Anrufen, sich in die Erinnerung zurückrufen. Wie klein dies auch jetzt nach Vollendung des Lebens erscheinen mag, dem von der Liebe und von der Kunst erfüllten Herzen ist es unendlich.***)

Und so schließt sich denn hier (43—96) die wundervolle Erzählung von jener Probe an. Die rührenden Reden Arthurs, dem Hubert eben den Befehl des Oheims mitgetheilt hat, ihn zu blenden, der darauf die Männer kommen sieht, um ihn zu binden, der endlich Hubert durch seine so kindliche, natürliche Ueberredung bestimmt, den Befehl zu unterlassen, trafen Goethes eigenes Herz, da sie mit solcher reinen Natur gesprochen wurden. Geschickt wird der Uebergang zur Szene gemacht, wo Goethe die

*) Die Schauspielkunst wird zuerst als Spiel, dann als täuschende (täuschend nachahmende) Kunst reizender Musen bezeichnet. Bei den reizenden Musen ist nicht etwa die dramatische Dichtung zu verstehn, sondern ihre Kunst ist selbst eine Musenkunst. Täuschend, nicht im sittlichen Sinne, in welchem Plato die Schauspielkunst verwarf.

**) Morgen (63) ist ganz eigentlich zu nehmen. Am Tage vor der Aufführung probirte er noch einmal im Theater mit ihr die Rolle.

***) Macht, im Leben, das jetzt für sie vorüber.

Leiche Arthurs auf den Arm nahm, und lange so hielt, um das Kind zu gewöhnen, kein Zeichen des Lebens von sich zu geben; er aber wurde davon tief ergriffen, da die Täuschung so vollkommen war, daß sie ihn mit dem Schein des wirklichen Todes eines so herzlich geliebten hochbegabten Kindes schreckte und ihn in ernste Betrachtungen über die Wunderlichkeit des Schicksals versenkte, das über die Dauer des Menschenlebens so grausam willkürlich verfügt. Von ganz einziger Schönheit ist es, wie Euphrosyne fürchtet, der Ernst Goethes sei Unzufriedenheit mit ihrem Spiele, und ihm deshalb die Hände küßt, den Mund zum Küssen darbietet*), und so rührend erklärt, in allem und jedem**), was er ihr sage, ihm folgen zu wollen, worauf er, um ihr die ihn tief schmerzende Sorge zu benehmen, sie mit leidenschaftlicher Liebe ergreift***) und seine tiefe Rührung über ihr ergreifendes Spiel verräth, das ihr bei der morgigen Vorstellung allgemeinsten Beifall bringen werde. Aber verschweigen darf er auch nicht, wie der Schein ihres Todes†) ihn erschüttert habe. Die weite Ausführung über das schwankende Loos mensch-

---

*) Daß er sie wirklich geküßt, wird hier, wo jedes unreine Gefühl fern gehalten werden soll, glücklich übergangen, wie kurz vorher, daß sie, als sie die Augen aufgeschlagen, seinen Arm verließ.

**) Formelhaft, wie in Hermann und Dorothea II, 58. 78. Schon von Viehoff bemerkt.

***) Wenn Frau von Stein schreibt, die Elegie habe sie sehr interessirt, doch sei ihr noch etwas dunkel darin, so dürfte dies wohl die Aeußerung gewesen sein, daß Goethe das Mädchen stark gefaßt und so fest in der Umarmung gedrückt, daß ihn geschaudert habe. Vielleicht vermuthete sie darin wirkliche Liebe und den tiefen Schmerz, daß er durch Christianen gefesselt sei.

†) Früheren, früher von ihr dargestellten. Vgl. 88. Leiche vom Tode, vom Todten, wie funus.

lichen Lebens im Gegensatze zu den ewigen Gesetzen der unbeseelten Natur fließt rein und voll aus bewegter Dichterseele. 71 f. führen aus, daß der Himmel, 73 ff., daß die Erde (Felsen, Wasserfälle, Bäume) einem festen Gesetze folge*), worauf der allgemeine Satz noch einmal 77 als Uebergang ausgesprochen wird. Jahre folgen auf Jahre, wie eine Jahreszeit auf die andere. Vgl. Hor. carm. IV, 7, 7—12.**) Daß diese Betrachtungen eine Vorahnung ihres frühen Todes gewesen, wird nicht angedeutet, drängt sich aber unwillkürlich auf, besonders da er bald darauf den gleichsam gegen diese Ahnung ankämpfenden Wunsch ausspricht, ehe er sterbe, ihr Talent vollendet entwickelt zu sehn. Wie hätte ein Talent je eine schönere Weihe empfangen können!

97—116. Mit liebevoller Freude gedenkt sie ihres seit jener Zeit ununterbrochenen Strebens, ihm, dem Meister, zu gefallen, der auch an ihr gehangen, an ihrer sich immer mehr entwickelnden Kunst sich erfreut habe und der sie jetzt vermissen werde, wobei sie hervorhebt, daß er, als ob es eine Vorahnung ihres frühzeitigen Todes gewesen, sie schmerzliche Liebe so frühe darstellen gelehrt habe.***) Freilich wird in Zukunft das Talent mancher

---

*) Das ewige Wasser für ewig das Wasser. — Ewig und fest, wie 70.

**) Richtig bemerkt Kern, daß das 85 gewählte Bild aus der Natur von dem durch den Sturm zerschmetterten Baume eine Ausnahme bilde zu dem 77 f. ausgesprochenen Gesetze. Aber die dortige Ueberspannung des schmerzhaften Gefühls ist der menschlichen Natur gemäß.

***) 98. Deutend, auslegend. — 99. Dem erhabenen Wort, wie jene eben erwähnte Ansprache. — Die rührenden Reden, die er ihr einübte. Es ist nicht besonders an die Theaterreden, die Prologe und Epiloge, zu denken, die er meist das junge Mädchen vortragen ließ. — 102. Staunen-

andern Schauspielerin ihn anziehen, vielleicht ein größeres, als sie besessen, aber größere Freudigkeit, Anhänglichkeit und opferwilligere Treue wird er nie finden, was sie so schön in den Wunsch kleidet, er möge, sollte er eine gleiche je finden, sich ihrer doch liebevoll erinnern. Vgl. oben S. 183. Sehr hübsch wird gelegentlich noch einmal angedeutet, wie sie in allem ihm freudig gefolgt sei. Die einfache Anrede Guter! tritt hier höchst wirksam ein. Vgl. II, 1 im letzten Verse.

117—140. Wie gerne möchte sie noch manches ihm sagen! Aber sie fühlt, daß es sie schon zur Unterwelt herabzieht*), und so legt sie ihm noch ihren letzten Wunsch ans Herz, daß er durch die Dichtkunst ihren Namen verewige, da nur diese einiges Leben den Todten gewähre. Ist ja alles Leben der Todten nur ein Schattenleben, so daß Achill lieber ein Knecht auf Erden als König über alle Todten sein möchte. In Schillers Nänie (1800) heißt es in demselben Sinne, „das Gemeine gehe klanglos zum Orkus hinab“. Dichterischen Nachruhm wünscht sie sich, damit sie in der Unterwelt als eine edlere Gestalt erscheine und sich höhern Lebens als der gewöhnliche Schwarm der Todten erfreue. Hierbei schwebt zunächst das elfte Buch der Odyssee vor, wo die Gattinnen und Töchter der Helden von Persephoneia**)

---

der, nicht bloß über die gefühlvolle Dichtung, sondern auch ihren von Goethe gelehrten Vortrag. — 109. Vergesse, statt der hochdeutschen Form, wie auch umgebe, Epigr. 1, 11. — 110. Das verworrene Geschäft ist die Leitung der mit vielen Unannehmlichkeiten und Anstrengungen verbundenen Theatergeschäftes. — 113. Zur Trennung des Genetivs vgl. zu II, 1, 64 f.

*) Bei Horaz sagt der Schatten des Tiresias am Schlusse von Sat. II, 5: Sed me imperiosa trahit Proserpina.

**) Die vollere homerische Form, wie auch in Penelopeia, war beson-

zuerst herausgesandt werden, um vom Opferblute zu trinken, damit sie Bewußtsein wiedererlangen. Bei Vergil (Aen. VI, 638. 639) erscheinen in den Hainen der Seligen keine Frauen.*) Goethe denkt sich, daß die Frauen, welche durch ihren Edelmuth einen Dichter zu ihrer Feier begeistert haben, von der Königin der Unterwelt mit dem nächsten Platze an ihrem Throne geehrt, und solche bei ihrer Ankunft von den andern dieser Ehre gewürdigten Frauen freundlich begrüßt werden, wie Tasso in seiner Vision (I, 3) die Dichter und Helden alter Zeiten in Elysium sieht. Etwas verschieden, in der Sache wesentlich übereinstimmend ist die Vorstellung in der Helena des Faust, daß „wer keinen Namen sich erwarb, noch Edles will", in die Elemente sich auflöst, woneben auch die andere Vorstellung erscheint, daß die Königinnen im Hades „stolz zu ihres Gleichen gesellt, mit Persephonen innigst vertraut" sind, während der gewöhnliche Schwarm auf den Asphodeloswiesen ein langweiliges Leben führt. Unter den göttlichen Frauen treten des Odysseus treue Penelopeia und Euadne auf, die sich vor Thebe in den Scheiterhaufen ihres Gatten Kapaneus stürzte; wie die eine von Homer gefeiert wurde, so Euadne von den Lyrikern, wobei gerade die römischen vorschweben, von denen Properz sie III, 11, 24 neben Penelope nennt. An ihre Erwähnung in des Euripides Schutzflehenden ist kaum zu denken, wenn Goethe auch kurz vorher im März andere Stücke dieses Tragikers gelesen hatte und er hier die griechische Namensform, nicht die römische Evadne braucht. Neben den Frauen nennt sie die beiden durch ihren

ders zum Anfang und Ende des Verses auch dem deutschen Dichter höchst erwünscht.

*) 125 f. entsprechen gegensätzlich genau 123 f.

heldenmüthigen Tod berühmten tragischen Jungfrauen Antigone und Polyxena, die eben dadurch, daß die Tragödie sie feierte, im Jenseits Gestalt gewonnen. Als Schwestern darf sie diese alle begrüßen, weil ihre Gestalten nach dem Tode durch Dichter ausgebildet worden, wie ein Dichter sie selbst schon im Leben zu dem gebildet, was sie geworden, der auch nach ihrem Tode, daran zweifelt sie nicht, ihr Bild idealisch gestalten wird. Hier ist alles so glücklich erdacht und gefühlt, daß es auffällt, wenn Viehoff mit ernster Miene fragt, wie Antigone und Polyxena als bloße Geschöpfe der Dichterphantasie dargestellt werden und wie Euphrosyne, wenn sie nur solche seien, ihnen zu begegnen hoffen könne. Der Dichter spricht nicht von der wirklichen Antigone und Polyxena, sondern von ihren Schattenbildern, die im Jenseits Gestalt und Namen durch die Dichtung erlangt haben. Freilich könnte man dem Dichter die nüchterne Bemerkung entgegenhalten, Euphrosyne werde erst warten müssen, bis der Dichter sie gefeiert, aber daß ein Dichter schon im Leben sie so geliebt und geehrt, gibt ihr bereits ein Anrecht auf Gestalt und Namen im Jenseits und sie weiß, seine Liebe kann ihren letzten Wunsch erfüllen, ja der Gedanke, sie müsse warten, bis Goethe dies gethan, kann ihr gar nicht kommen.

Mitten in der Rede versagt ihr die Stimme, gewaltsam reißt es sie zur Unterwelt (119) und so befällt sie derselbe Zustand, wie die „schwirrenden" Schatten der Unterwelt. Sehr frei hat Goethe hier die Stelle der Odyssee XXIV, 5 f. benutzt, wo das Schwirren nicht vom Reden steht. In seiner Helena hat er die homerische Stelle ganz so genommen; dort läßt er die gewöhnlichen Schatten der Unterwelt „fledermausgleich pipsen". Daß mitten im Reden ihre Stimme unvernehm-

lich wird, ist ein für den Dichter höchst ergreifender Zug, der ihr nicht erspart werden kann, obgleich sonst Hermes ihr gnädig gestattet hat, noch einmal den befreundeten Dichter aufzusuchen, und ihm in keiner schrecklichen, sondern in der anmuthigen Gestalt ihrer schönsten Blüthe zu erscheinen. Aus der glühenden Wolke, die sich seit ihrer 'Erscheinung immer bewegt hatte, tritt nun Hermes als Seelenführer hervor; nicht hastig, sondern mit leidenschaftsloser Ruhe und, ohne sie erschrecken zu wollen, schwingt er den Stab, um auf die Gegend zu deuten, wohin sie ihm folgen müsse; dann ziehen mächtige, eben gebildete Wolken heran und die ganze Erscheinung entzieht sich dem Auge des Dichters. Goethe folgt hier Homer Od. XXIV, 5. In der bildenden Kunst trägt Hermes die Seele als kleine Menschenfigur oder als weibliche Gestalt mit Flügeln. Vgl. den Schluß von Elegie 7. Er führte, wie es dort heißt, leise zum Orkus hinab.

Daß der Dichter den unterbrochenen Weg fortgesetzt, wird nicht ausdrücklich gesagt.

Underdessen hat tiefe Nacht ihn ringsum eingehüllt; dicht neben dem schlüpfrigen Pfad hört er die Wasser herabbrausen. Aber tiefer als die grause Natur ergreift ihn der Schmerz über seinen eigenen Verlust, so daß er endlich ohnmächtig auf einen moosbedeckten Felsen niedersinkt. So liegt er denn, statt der gehofften Ruhe in der Hütte des Hirten sich zu erfreuen, von schwerer Wehmuth ergriffen, auf dem Felsen und weint die ganze Nacht über, bis über dem Waldgebirge der anbrechende Morgen sich zeigt. So erhält das Gedicht auch äußerlich seinen künstlerischen Abschluß. Das Ganze ist zu einer herrlichen Vision des mit liebevoller Bewunderung an Euphrosynen

hängenden Dichters geworden. W. von Humboldt urtheilte (Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt S. 63), das unaussprechlich schöne Gedicht bringe die große Rührung dadurch hervor, daß es diese auf den schwer zu treffenden Punkt des echt Künstlerischen zurückbringe. Die Elegie ist in höchstem idealen Stile gedacht und ausgeführt, und doch von Anfang bis zu Ende von innigem, rein und tief anklingendem Menschensinne, von des Herzens zartester Empfindung beseelt.

4. Das Wiedersehen.

Daß unsere Elegie das Gedicht sei, dessen Goethe im Briefe an Jacobi vom 19. August 1793 gedenkt und das kaum verschieden sein kann von der diesem am 7. Juni in Aussicht gestellten Elegie*), war von mir schon in der ersten Auflage bemerkt und wird dadurch bestätigt, daß die an Jacobi geschickte Handschrift aus dessen Nachlaß sich erhalten hat. Gedichtet war es wohl auf der am 12. Mai angetretenen Reise zur Belagerung von Mainz, zunächst nach dem Gedichte der neue Amor (oben S. 35). Von Voß den 8. Juni 1795 an die zu seinem Musenalmanach versprochenen Beiträge er-

*) In der aus Jacobis und Knebels Nachlässen erhaltenen Abschrift des Gedichtes (letztere hat schon die Ueberschrift) und in Vossens Musenalmanach hieß es früher abweichend von der jetzigen, zuerst in den neuen Schriften (1800) gegebenen Fassung, 2 Lippen; warum, 3 der Baum wie heute, 13 am Abend zu scheiden, und, 15 ist wieder erschienen; ach!, 16 Leider zehnmal. Die Aenderung von 13 hatte Schlegel vorgeschlagen, damit der Vers „zugleich voller und weicher klinge". Seit der dritten Ausgabe der Werke (1815) wurde getrennter statt Getrennter geschrieben. 15 sollte wohl Gedankenstrich vor Ach stehn, wie er sich 11 vor Es findet.

innert, sandte Goethe „einige Kleinigkeiten“, unter denen auch unser Gedicht sich befand.*) Als er das Gedicht aus Vossens Musenalmanach (S. 96 f.) in seine neuen Gedichte aufnahm, änderte er mehrere Verse. Nach v. Loeper wäre die Elegie dem Verhältnisse des Dichters zu seiner Gattin [seiner seit fast fünf Jahren mit ihm verbundenen Christiane] entsprungen. Das ist eine der vielen so leichten, wie gewissenlosen, das persönliche Andenken verleumdenden Ausdeutungen. Wer annimmt, Goethe habe hier sein damaliges Verhältniß zu Christianen im Auge gehabt, verletzt das Andenken Christianens entsetzlich! Sollte das Gedicht nicht durch einen ähnlichen Anblick, wie das folgende Gedicht, hervorgerufen worden sein, durch einen von Bienen umschwärmten Blüthenbaum? Goethe erwiderte Jacobi am 19. August: „Daß mein räthselhaft Gedicht seinen Eindruck nicht verfehlt und von einem Frauenzimmer [wohl Jacobis Halbschwester Lene] verstanden worden, ist mir sehr lieb.“

Dem Liebenden scheint die zehnjährige Trennung eine ganz kurze Zeit, so daß er beim Wiedersehn der Geliebten gleich, als hätte er sie erst gestern Abend verlassen, wieder anknüpfen möchte, aber diese, die tiefer und reiner empfindet, nicht so leicht wie der Mann sich täuscht, fühlt nur zu innig, wie sehr die lange Zwischenzeit das Glück jugendlichen Liebesgenusses ihr geraubt. Dieser findet sie nicht mehr zum Küssen aufgelegt, und doch meint er, hätten sie erst gestern unter diesem blühenden Baume sich an den tausendfachen Küssen erfreut, deren süße

---

*) „Den zweiten Gesang Reinekens sende ich, wohl auch, wenn ich meine Faulheit überwinden kann, eine Elegie.“

Lust die Freundin in dem so anmuthigen, von den Bienen, die sie die Blüthen umschwärmen sieht, hergenommenen Bilde ausgesprochen hat. Auch die Bienen seien ja noch immer in ihrer holden Thätigkeit begriffen: wie sollte ihnen beiden da der Frühling auf einmal geflohen sein, der in der Natur immer wiederkehrt, dessen sich Bienen und Baum immer wieder erfreuen! Die Schöne möchte ihm so gern seinen süßen Traum lassen, daß nur eine Nacht sie getrennt habe, sie sich unverändert wiederfänden; freut sie sich ja seiner Liebe, da sie ihm redlich zugethan geblieben. Auf seine Bezeichnung als Gestern eingehend, spricht sie das Glück ihrer damaligen Liebkosungen aus, wo auf Worte des andern immer weitere Worte folgten, der Kuß durch neue Küsse verdrängt wurde.*) Die Trennung abends sei ihr darum immer schmerzlich und die Nacht, die sie von einander getrennt gewesen, unendlich lang gefallen. Jetzt sei es wieder Morgen**), doch fühle sie leider, die Nacht habe zehn Jahre gedauert, woraus sich die Erwiderung auf die 2 gestellte Frage ergibt. Freilich ist unsere den Charakter beider Geschlechter glücklich ausprägende Elegie dem Inhalte nach nicht gerade von großer Bedeutung, aber die Gedanken sind eben so treffend auf die beiden Redenden vertheilt, wie die beiden gleich langen Reden sich genau entsprechen (die Mitte besteht aus zwei Distichen, den Anfang und Schluß bildet je eines), die gegenseitige Lage sich leicht ausspricht, der Ausdruck anmuthig und

*) 12. Die Einzahl Wort, Kuß nach der Mehrzahl, wie umgekehrt Lied um Lieder, Ranke nach Ranken, von Berg zu Bergen. Vgl. zu den geselligen Liedern 23. Sehr geschickt ist hier der Ausdruck gewählt.

**) 15. Kehret zurück, wohl absichtlich statt kehrte zurück, um die Handlung als in ihren Folgen bestehend zu bezeichnen.

bezeichnend ist, das Ganze ein anmuthiges Bild der Liebenden, die nach langer Zeit noch mit derselben Liebe, aber beide, wenn auch gleich alt, nicht mit derselben Jugendfrische sich wiederfinden. Sie ist in derselben Zeit viel älter geworden als Er.

5. Amyntas.

Aus Goethes Briefen von der Schweizerreise von 1797 wissen wir, wie der Anblick eines mit Epheu umwundenen Apfelbaums am Morgen des 19. September zwischen Schaffhausen und Jestetten unsere Elegie veranlaßte. Wenn sie dort unmittelbar einem Briefe an Voigt vom 25. September folgt, so ist dies ohne alle Bedeutung. Aber daß sie gleich am Morgen des 19. entworfen worden, ergibt das Tagebuch. Am 20. November kam Goethe auf der Rückreise durch Jena, wo er nur wenige Stunden verweilte, doch wird er dabei unserer Elegie gedacht haben, die er fünf Tage später durchgesehen und vielleicht erst vollendet hatte, mit dem Wunsche freundlicher Aufnahme an Schiller sandte. Dieser nahm sie mit höchstem Beifall auf; sie gehöre so recht zu der rein poetischen Gattung, da sie durch ein so simples Mittel, durch den spielenden Gebrauch des Gegenstandes das Tiefste aufrege und das Höchste bedeute. Am 7. Februar 1798 sandte er das Gedicht W. v. Humboldt mit den Worten: „Dagegen sende einstweilen, was ich habe, in der Ueberzeugung, daß Sie mit Ihren Gedanken oft bei uns und unsern Arbeiten sind und daß uns das Landsmännische näher liegt als das Fremde.“ Es erschien im nächsten Musenalmanach*) auf dem siebenten Bogen. Der Abdruck stimmt

*) Hier stand 3 Ach! die Kraft schon schwand mir dahin,

meist mit der ursprünglichen Fassung, nur stand ursprünglich 7 Felsens, 15 nun statt nur, 20 lispelnd, die (statt lispelnde), 22 schon (statt so), und am Schlusse Verschwendung, es ist die schönste. Wenn uns die Liebe vertraut, alles zu wagen für sie. In den neuen Gedichten traten ein paar Veränderungen ein.*)

Schon in der ersten Auflage ist bemerkt, daß Goethe hier den Anfang (1—6) von Theokrits elfter, an den milesischen Arzt Nikias gerichteten Idylle benutzte, welcher den allgemeinen Satz ausspricht, daß es gegen die Liebe kein Heilmittel als die Musen gebe; leicht sei es und süß, stehe auch in der Macht der Menschen, aber nicht leicht zu finden.**) Nikias als Arzt und besonderer Liebling der neun Musen, heißt es weiter, müsse es gut kennen. Daran schließt sich die Liebesklage des Kyklopen Polyphem. Den Namen Amyntas nahm Goethe auch wohl aus Theokrit, der als Genossen des Erntefests VII, 2 neben Simichides und Jut Eukritos einen Amyntas nennt. Nach v. Loeper, dem jetzt Bronner beistimmt, hätte der Dichter eine

---

7 Felsen, 18 Ranke nach Ranken, 26 mir nicht, 34 Saft, ach! nur zur, 35 der Geliebte.

) 3 Ach! mir schwanden die Kräfte, 4 Felsens, 18 Ranke nach Ranke (gegen Goethes Gebrauch. Vgl. S. 128), 26 nicht mir, 34 Safts, ach! nur die, 35 der geliebteste.

**) Erst später wurde W. von Humboldts Brief an Goethe vom folgenden Jahre gedruckt. Hier heißt es: „Ihr Amyntas ist unglaublich schön. Auch hier ist es Ihnen wieder so vorzüglich gelungen, die feinsten und schönsten Empfindungen, mit denen nur unsere Zeit vollkommen sympathisiren kann, in ein so echt antikes Gewand zu kleiden. Mir wenigstens führt der Anfang dieser Elegie immer den theokritischen Kyklopen zurück; und wie zart ist das Ganze empfunden, wie dichterisch und kräftig gesagt!"

deutsche Uebersetzung jener Idylle von Bindemann im Dezemberheft 1796 des Archivs der Zeit benutzt. Aber wir wissen, daß Theokrit schon im Jahre 1772 von Goethe eifrig gelesen worden war. Vgl. Wanderers Sturmlied (vermischte Ged. 12) Auch scheint dieser ihm in der zwölften römischen Elegie vorzuschweben.

Die Unmöglichkeit, sich von der Geliebten zu trennen, richte sie auch das Leben zu Grunde, spricht sich so einfach wie ergreifend in unserer Elegie aus, zu welcher der Anblick jenes epheuumwundenen Baumes die äußere Veranlassung gab, da Goethe auf dieser Reise überhaupt zur symbolischen Auffassung hinneigte. Die Entlehnung ist offenbar, aber bleibt doch, obgleich Goethe hier mehr Züge als nöthig herübergenommen, gebundener an die fremde Dichtung, wenn er auch im Hinblick auf Christianen gedichtet. v. Loeper wagt freilich zu behaupten, unsere Elegie sei das vollständigste Bekenntniß Goethes über Christianen! Vgl. dagegen Lieder 12, gesellige Lieder 20 und jetzt seine vielen Briefe an sie. Die Elegie gliedert sich in drei Theile, von denen meist der erste und letzte sich zusammenschließen. Auch hier begann Goethe mit dem Anfang eines fremden Gedichtes, den er in freier Weise fortführt, wie er es besonders bei Volksliedern thut.

1—12. Amyntas fühlt, daß er an seiner Liebe zu Grunde gehe, aber zum Entschlusse, ihr zu entsagen, was ihm der treue Arzt und Freund räth, fühlt er sich viel zu schwach, ja ein jeder, der ihm dazu rathen will, scheint ihm ein Feind.*) Freilich

*) Theokrit beginnt: „Kein anderes Heilmittel gibt es gegen die Liebe,

muß er dem Freunde Recht geben, ja er urtheilt strenger über sich, als dieser zu thun wagt, aber die Elemente folgen der sie treibenden Macht, und so lehrt ihn die ganze umgebende Natur, daß er sich der in ihr herrschenden, durch keinen Widerstand zu besiegenden, nach strengen*) Gesetzen wirkenden Gewalt beugen muß. — 13—42. Daß es kein Eigensinn sei, der ihn gegen des Freundes Rath verhärte, sondern er mit der Anwendung seines Mittels sich selbst zu Grunde richten würde, deutet die schöne Dichtung des von Epheu umschlungenen Apfelbaums an, dem dieser zwar seine Nahrung raubt, aber augenblicklich würde er zu Grunde gehen, wollte man den in ihn verwachsenen Epheu gewaltsam von ihm lösen. Die unendlich schöne, so anschaulich, rein, klar und innig sich ergießende Darstellung ist in jedem einzelnen Zuge meisterhaft, im Ganzen vollendet, wie ein frisches Naturgebilde.**) Die Klage ergießt sich nicht aus dem Stamme, sondern aus der Krone, in welche die Natur die feinste Ausbildung des Baumes gelegt hat und die gerade am meisten durch den Nahrungsmangel leidet. Dadurch, daß hier nicht eine Nymphe des Apfelbaums, eine Epimelis, aus dem Baume

---

Nikias, weder zum Einreiben, meine ich, noch zum Auflegen, als die Pieriden." Daß er krank sei, ist Goethes Zusatz. Hier schwebt wohl der Vers des Horaz im Briefe an Celsus (I, 8) vor: Fidis offendar medicis, irascar amicis.

) Ehern, unbezwinglich, nach dem homerischen χάλκεος. Vgl. die Erläuterungen zu Iphigenie (Heft IX) S. 66.

**) Humboldt äußerte: „Wie wäre es möglich, die Innigkeit, mit der ein Wesen dem andern einverleibt wird und diese fremde Nahrung, dies fremde Leben zu seinem eigenen macht, kräftiger und wahrer zu schildern. Die Anwendung, die so kurz und doch so gut vorbereitet ist, ist sehr gut behandelt, und die Verse sind ihm vielleicht mehr als je geglückt."

spricht, sondern dieser selbst, erhält die Klage eine viel höhere Wirkung.*) Obgleich der Baum fühlt, wie er allmählich verdorrt und sein Leben hoffnungslos ihm geraubt wird, kann er von der ihm schmeichelnden Zerstörerin nicht lassen, er freut sich ihrer Umschlingung, die ihn fesselt, des Schmuckes, der ihn tödtet, der Umlaubung, die ihm fremd bleibt.**) Schließlich machen 43—46 in einer innigen Anrede an Nikias, die zunächst den bildlichen Ausdruck statt des eigentlichen setzt, die Anwendung auf den eigenen Fall. Die Liebe zehrt ihn ganz auf, der willig gezwungen ist, da die Leidenschaft seine ganze Willenskraft beherrscht. Heller, der ganz Ungehöriges vergleicht, hätte hier auf Homers ἑκὼν ἀέκοντί γε θυμῷ (Il. IV, 43) verweisen sollen, das Voß übersetzt, „willig, obgleich unwilligen Herzens". Jede Verschwendung thut einem guten Herzen wohl, wie viel mehr die der grenzenlosen, sich selbst verleugnenden Hingabe! An sich selbst zu denken, ist dem Liebenden unmöglich. Beim Schlusse schwebt das Wort des Heilands vor, daß, wer sein Leben verliert, es findet (Matth. 10, 39).

*) 24 gewaltig, mit Gewalt. — 25 sie, die Ranke des Epheus, die als Gattin gedacht wird, wie die Römer von der Verbindung des Weinstocks mit einer Ulme oder Pappel gatten brauchen, den Weinstock selbst als Gattin bezeichnen. So sagt Columella: Si vetustam vitem applicueris, coniugem (ulmum) necabit. Kaum wird hier Pflanze (27) gedacht. — Herauf mir erzogen, sie an mich sich anlehnen und an mich anschmiegen lassen. — 26 verwandt, gleichgestimmt. — 27 einzig, vor allen. — 29 an, an mir tausend und (aber) tausend. Vgl. Epigramm 93, 1. — 32. Von hier an bis 40 wird häufig zur leidenschaftlichen Verstärkung dasselbe Zeitwort wiederholt.

**) 42. Das zu freue gehörende mich nur tritt etwas matt nach; freilich könnte man gerade darin die Erschöpfung der leidenschaftlichen Klage finden.

6. Hermann und Dorothea.

Die nächste Veranlassung zu unserer Elegie gab die plumpe, in den gröbsten Anzüglichkeiten und den gemeinsten Persönlichkeiten sich ergehende Schmähschrift Gegengeschenke an die Sudelköche in Jena und Weimar von einigen dankbaren Gästen, welches die Dykſche Buchhandlung in Leipzig gegen die Xenien losgelassen hatte.*) An Schiller sandte Goethe am 5. Dezember 1796 (sein letzter Brief an diesen war vom 30. November) dieses Machwerk, mit der Bemerkung: „Es ist lustig zu sehn, was diese Menschenart eigentlich geärgert hat, was sie glauben, daß einen ärgert, wie schal, leer und gemein sie eine fremde Existenz ansehn, wie sie ihre Pfeile gegen

*) Außerordentlich seltsam finde ich es, daß Blume ernstlich leugnen kann, was offen vorliegt, die Elegie sei durch diesen massiven, in Goethes häusliches Leben dringenden Angriff veranlaßt worden, ja den Ausdruck brauchen zu dürfen gemeint, ich versteige mich zu der Behauptung, dieselbe sei gegen dieses Machwerk gerichtet. Diese Gemeinheit hatte ihn in tiefster Seele verletzt und Schillers Ablehnung für die Horen ihn empfindlich getroffen. Unbegreiflich ist mir, wie Blume behaupten kann, „der Inhalt" dieser saubern Gegengeschenke schließe die Annahme einer Polemik eben so aus, wie die Art, auf welche Goethe im Briefe an Schiller davon spreche. Noch bedauerlicher ist es, wenn er gar in unserer Elegie statt den warmen Ausdruck seiner Verabscheuung einer solchen sittlichen Verdammung einen satirischen Kunstgriff aufspürt. Goethe soll hier einem namenlosen Pöbel die Angriffe in die Schuhe schieben, die er von den eigenen Freunden, vom Herzog und W. v. Humboldt, erlebte. Man sollte meinen, Blume habe den Dykschen Angriff nicht gelesen und eben so wenig Goethes Brief an Schiller. Daß Goethe so hinterrücks und feig sich gegen seine Freunde habe wehren können, ist eine seines edlen Charakters so unwürdige Annahme, als die Behauptung, er habe sich durch die Beurtheilung seiner Freunde, und selbst Humboldts verletzt gefühlt, auf ganz unglaublicher Verirrung Blumes beruht, gegen die wir strengen Einspruch erheben.

das Außenwerk der Erscheinung richten, wie wenig sie auch nur ahnen, in welcher unzugänglichen Burg der Mensch wohnt, dem es nur immer Ernst um sich und um die Sachen ist.“ Diese hohe Gesinnung und sein herzliches Glück treten gerade in unserer Elegie hervor, die er schon am 7. Schiller übersandte. Wahrscheinlich war sie bei dem herrlichen Winterwetter am Anfange des Dezembers entstanden, wo ihn eine sehr schöne Eisbahn anzog, vielleicht am Abend des 5., eines „sehr heitern Tages“, nachdem er den Brief an Schiller geschrieben hatte. „Sie finden auch wieder eine Elegie, der ich Ihren Beifall wünsche“, schreibt er an diesen. „Indem ich darin mein neues Gedicht ankündige, gedenke ich damit auch ein neues Buch Elegien anzufangen. Die zweite wird wahrscheinlich die Sehnsucht, ein drittesmal über die Alpen zu gehen, enthalten, und so werde ich weiter, entweder zu Hause, oder auf der Reise fortfahren. Mit dieser, wünschte ich, eröffneten Sie das neue Jahr der Horen, damit die Menschen durchaus sehen, daß man auf alle Weise feststeht und auf alle Fälle gerüstet ist.“ Schon vorher hatte er dem Freunde geäußert, nach dem tollen Wagstück der Xenien müßten sie sich jetzt bloß großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und „ihre poetische Natur zur Beschämung aller Gegner in die Gestalten des Edlen und Guten umwandeln“. Neben Hermann und Dorothea sollten auch die neuen Elegien in dieser Weise wirken, im Gegensatz zu den losen römischen. Auf Schiller machte die neue Elegie „einen eigenen tiefen, rührenden Eindruck“, der keines Lesers Herz, wenn er eines habe, verfehlen könne. Die nahe Beziehung auf eine bestimmte Existenz gebe ihr noch einen Nachdruck mehr, und die hohe, schöne Ruhe mische sich darin so schön mit der leiden-

schaftlichen Farbe des Augenblicks. Es sei ihm eine neue, trostreiche Erfahrung, wie der poetische Geist alles Gemeine der Wirklichkeit so schnell und so glücklich unter sich bringe und durch einen einzigen Schwung, den er sich selbst gebe, aus diesen Banden heraus sei, so daß die gemeinen Seelen ihm nur mit hoffnungsloser Verzweiflung nachsehn könnten. Aber beim Publikum sei in den nächsten zwei, drei Monaten noch keine gerechte Stimmung zu erwarten; die Gegner würden sich in dieser Zeit durch die Heftigkeit und Plumpheit der Gegenwehr noch mehr in Nachtheil setzen und die Bessergesinnten gegen sich aufbringen; dann wäre es Zeit, mit der Elegie hervorzutreten und den Triumph dadurch zu vollenden. Goethe mußte es zufrieden sein, daß die Elegie noch ruhe, da er nicht Schiller seine Vertheidigung aufnöthigen wollte, die trotz ihrer Herrlichkeit die Gegner wieder gegen die Horen aufreizen könnte; er werde sie indeß in der Handschrift, bemerkte er, Freunden und Wohlwollenden mittheilen! aus Erfahrung wisse er, daß man bei entstandenem Streit und Gährung seine Feinde nicht bekehren könne, aber seine Freunde zu stärken Ursache habe. Schon am 6. Dezember deutete er Voß, am 26. Fr. Aug. Wolf auf diese Ankündigung einer epischen Arbeit. Auch der Herzogin theilte er sie mit, durch die sie Frau von Stein erhielt. Diese noch immer gegen ihn sehr verstimmte Freundin fand sie recht poetisch schön und wie Anakreon gesungen habe; nur die Erwähnung der Gattin, bei der man an die Vulpius denken müsse, verderbe ihr immer die Illusion. Daß sie auch menschlich so schön war, Goethes Gemüth in reinstem Glanze strahlen ließ, konnte sie nicht sehn.

In der ursprünglichen Gestalt, die sich in der Fr. Aug.

Wolf zur Zeit zugesandten Handschrift (jetzt im Goethearchiv) erhalten hat, lautet das Gedicht (nach der weimarischen Ausgabe I, 293 f., II, 364 f.):

Also das wäre Verbrechen, daß einst Properz mich begeistert;
    Daß Martial sich zu mir auch, der verwegne, gesellt;
Daß ich die Alten nicht hinter mir ließ, die Schule zu hüten;
    Daß sie nach Latium mir gern durch das Leben gefolgt;
Daß nicht Stand und Drang und Geschäft mich, den Menschen verändert;
    Daß ich der Heuchelei dürftige Maske verscheucht;
Daß ich Natur und Kunst zu fühlen mich treulich bestrebe;
    Daß mich kein Name bethört, daß mich kein Dogma beschränkt?
Solcher Fehler, o Muse, die du so emsig gepfleget,
    Zeihet der Pöbel mich! Pöbel nur sieht er in mir!
Ja, sogar der Bessere selbst: der gutmüthige Deutsche
    Will mich anders; doch du, Muse, befiehlst mir allein!
(Zusatz am Rande von anderer Hand:
    Denn du bist es allein, die noch mir die innere Jugend
        Frisch erneuerst und sie mir bis zu Ende versprichst!)
Aber verdopple nunmehr, o Göttin, die heilige Sorgfalt.
    Ach! den Scheitel umwallt reichliche Locke nicht mehr!
Da bedarf man der Kränze, sich selbst und andre zu täuschen!
    Kränzte doch Cäsar selbst nur aus Bedürfniß das Haupt.
Hast Du ein Lorbeerreis mir bestimmt; so laß es am Zweige
    Weiter grünen, und gib einst es dem Würdigern hin!
Aber der Rosen winde genug zum häuslichen Kranze!
    Bald als Lilie schlingt silbern die Locke sich durch.
Schüre die Gattin das Feuer. auf reinlichem Herde zu kochen,
    Werfe der Knabe das Reis, spielend, geschäftig hinzu.
Laß den Wein nicht fehlen im Becher! Gesellige Freunde,
    Gleichgesinnte! herein! hier sind noch Kränze für euch.
Erst die Gesundheit des Mannes, der uns vom Namen Homeros
    Kühn befreiend! auch uns ruft in die freiere Bahn!
Denn wer vermöchte mit Göttern (zuerst stand allen) zu kämpfen? und wer mit dem einen?
    Doch Homeride zu sein, auch nur als letzter, ist schön!

Also höret das neuste Gedicht! noch einmal getrunken!
    Euch besteche der Wein, Freundschaft und Liebe das Ohr!
Uns begleite der Geist des Mannes, der seine Luise
    Rasch dem würdigen Freunde, uns zu entzücken, verband!
Deutschen selber führ' ich auch zu, in die ländliche Wohnung,
    Wo sich nach der Natur menschlich der Mensch noch erzieht.
Auch die grausigen Bilder der Zeit, sie führ' ich vorüber,
    Aber es siege der Muth in dem gesunden Geschlecht!
Hab' ich euch Thränen ins Auge gelockt, und Muth in die Seele
    Singend gezaubert: so kommt, drücket mich herzlich ans Herz!
Weise sei dann das Gespräch! Uns lehret Weisheit das Ende
    Des Jahrhunderts! — Denn wen hat das Geschick nicht geprüft?
Menschen lernten wir kennen und Nationen. So laßt uns,
    Unser eigenes Herz kennend, uns dessen erfreun!

Mehrere Verse wurden vom Dichter später umgestellt, zwei ausgelassen, zwei, wie es scheint erst bei der Mittheilung an Freunde zugesetzt. Beim ersten Drucke in den neuen Gedichten änderte er manche Verse unter Beistand W. Schlegels.*) Die zweite Ausgabe der Werke, bei welcher Riemer zu Rathe gezogen wurde, zeigt mehrere Abweichungen.**) Dem epischen Ge-

---

*) 5 schrieb Goethe auf Schlegels Vorschlag, um die drei aufeinander folgenden Amphibrachen zu vermeiden, schaun statt fühlen. 7 hatte Schlegel an bedingender Drang einen kleinen Anstoß genommen, vielleicht wegen der damals so häufig von den Philosophen gebrauchten von bedingen abgeleiteten Kunstwörter. 9 nahm Goethe die Umstellung der Worte o Muse an, die ursprünglich am Schlusse des Verses standen. Schlegel hatte gefürchtet, man könne die du als Trochäus lesen. 42 nahm Goethe die Aenderung Jahrhundertes statt Jahrhunderts an. Dadurch werde bestimmter angegeben, das folgende wen sei lang, und überhaupt forderten die alten Silbenmaße die vollständigere Biegung. — 23 war Schüret Druckfehler für Schüre, 33 deutschen für Deutschen.

**) 7 (nach Riemer) Daß nicht und Drang mich, 23 Schüre, 34 noch

dichte Hermann und Dorothea wurde unsere Elegie erst 1820, und zwar nach dem Abdrucke der zweiten Ausgabe der Werke, vorgesetzt.

Die Elegie beginnt mit dem selbstbewußten Gefühl, daß er sich keines der ihm vorgeworfenen Verbrechen zu schämen habe, da sie nur von beschränkten, keiner edelmenschlichen Beurtheilung fähigen Seelen ihm gemacht werden könnten (1—14). Properz deutet auf die Elegien, Martial auf die Epigramme und Xenien hin, die man sittenlos und muthwillig schalt, während er sich rühmen darf, hier im Sinne der Alten gedichtet zu haben, die er nicht vergessen, sondern nach Italien mitgenommen habe, wohin sie ihm gern ins Leben gefolgt, da er nach so langer Umdüsterung in einem abstumpfenden Geschäftsleben dort wieder aufgelebt sei. Ursprünglich stand durch das Leben.*) Er braucht sich nicht zu schämen, daß

statt mich, das man bisher für Druckfehler hielt, 41 dann, auch später beibehalten statt bann, 41 f. am Ende des Jahrhundert, 16 hatte Goethe den statt die, 29 silbern die statt silberne gewollt, aber nicht aufgenommen; beide hatten schon in der ersten Fassung gestanden. Die Druckfehler 23 Schüret und 33 Deutschen waren beibehalten.

*) Hinter mir ließ, beim Abgang von der Schule, die sie ihm verleidet hatten, so daß er ihnen gern Lebewohl sagte. Hüter, wie man verlegene Waare Ladenhüter nennt, auch sagt das Haus, das Zimmer, das Bett hüten, im Sinne von nicht verlassen, im Französischen garder gebraucht wird. Es ist eine der vielen unbedachten Behauptungen Bronners (a. a. O. S. 149), Goethe habe erst 1790 in Venedig, nicht schon in Rom (1786—1788), den Martial gelesen, einen Dichter, der uns so recht in die äußersten Winkel des kaiserlichen Rom schauen läßt, den er bei dem Streben, sich ganz in die antike Herrscherin der Welt zu versetzen, nur bei allergröbster Unkenntniß hätte unbeachtet lassen können. Aber Bronner leugnet eben alles ab, was nicht durch Stellen belegt werden kann. Freilich denkt Goethe hier bei Martial an seine Epigramme und Xenien, wie bei Properz an die Elegien.

er treu bestrebt gewesen, Natur und Kunst zu erkennen, er sich durch keinen Namen und kein Dogma die reine Anschauung hat trüben lassen. Sowohl Name wie Dogma (6) geht besonders auf die von ihm bekämpfte, allgemein geglaubte newtonische Farbenlehre. Er hat sich nicht, wie so manche, durch äußere Lebensverhältnisse verleiten lassen, seine reine Menschennatur zu verleugnen und zu heucheln, sondern vielmehr sich so gezeigt, wie er ist, auch die sinnliche Liebe nicht verleugnet, die zum vollen Menschendasein nothwendig ist.*) Alle diese Vorwürfe können nur gemeine Naturen ihm machen; der Muse, dem Drange seiner Natur, ist er gefolgt, und ihr muß er allein folgen, mögen selbst wohlwollende und treffliche Männer sich in manches bei ihm nicht finden und ihn vielfach anders wünschen, wie Herder, Jacobi u. a.; fühlt er ja, daß er nur durch sie wahrhaft lebe, daß sie ihn innerlich frisch und gesund erhalte, und er darf hoffen, daß sie ihn so auch bis ans Ende begleiten werde.

Der zweite Theil des Gedichtes führt genau anknüpfend das aus, was sein Glück bilde — ein herrliches Bekenntniß, das beweist, wie hoch er über seinen armseligen Gegnern steht, die ihm eitle Ehrsucht und ein schlechtes Herz zuschrieben. 15—18. Zunächst bittet er die Göttin um ein gesundes Alter,

*) 7. Früher hieß es Stand, Drang und Geschäft und V. 7 f. standen vor 5 f. Sein Stand, als Hofmann, sein Drang, seine natürliche Richtung als Schriftsteller und Geschäft, seine Verwaltung der Anstalten für Wissenschaft und Kunst hatten ihm die neuesten plumpen Angriffe zugezogen. Des Lebens Drang, die auf uns wirkenden äußern Verhältnisse, welche so viele verändern (ihr Verhalten und Sein bedingen). — Die Maske der Heuchelei ist dürftig, armselig, weil sie äußerer Rücksichten wegen die Welt täuschen will, den freien Geist zur Lüge zwingt, da diese die Wahrheit nicht verträgt.

da der Lebensfrühling, wie ihm sein nicht mehr reich von Locken umwalltes Haupt zeigt, für ihn vorüber sei, wobei er launig darauf hindeutet, daß er jetzt wohl der Kränze bedürfe, wie Julius Cäsar, um den Mangel des Haares zu ersetzen.*) Hieran knüpft sich das Geständniß, daß er keinen Ruhm verlange; gelinge ihm irgend etwas der Muse Würdiges, so möge diese doch den Lorbeerzweig, dessen sie ihn werth hält, nicht ihm zum Eigenthum geben, sondern nur so lange bei ihm grünen lassen, bis sie ihn einem Würdigern bestimmt (19 f.). Für sich verlangt er nur das dauernde Glück eines heitern Familien- und Freundeskreises (21—25). Rosenkränze wünscht er zum heitern Mahle statt des Lorbeers. Das häusliche Leben bezeichnen anmuthig 22 f.**) Es ist wohl einer der großartigsten Züge von Goethes männlichem Muthe, daß er zu einer Zeit, wo die Gegner der Xenien auf seine Christiane und seine Kinder die frivolsten Angriffe machten, das Glück öffentlich aussprach, welches seine Gattin (denn als solche wollte er Christianen anerkannt sehn) und sein Knabe ihm bereiteten. Freilich könnte man meinen, er habe hier sein Verhältniß, wie er oft zu thun pflegte, frei dargestellt, aber bei einer persönlichen Vertheidigung und der namentlichen Bezeichnung zweier wirklichen Freunde muß er hier auch bei Gattin und Sohn die eigenen ihm so lieben Angehörigen im Sinne gehabt haben. Schiller selbst, der über Goethes Verhältniß zu Christianen

*) Nach Suet. Caes. 45 war das vom Senat und Volke ihm zuerkannte Recht, immer einen Lorbeerkranz zu tragen, ihm sehr lieb, und er machte davon gern Gebrauch, um seine Glatze zu verbergen.

**) In ganz anderer Art wird in den anakreontischen Gedichten (54) der als Lilien bezeichnenden Haare des Greises gedacht, die mit Rosen bekränzt sind.

übel zu sprechen war, scheint dies stark gefunden und derbe Erwiderungen darauf befürchtet und besonders deshalb den Druck des Gedichtes in den Horen abgelehnt zu haben. An Wein und gleichstimmigen Freunden, die sich mit ihm freuen und sich, wie er, beim Mahle kränzen, darf es gleichfalls nicht fehlen (25 f.). Vielleicht schwebte dem Dichter hier Klopstocks Ode der Rheinwein von 1753 vor, worin dieser freilich nur mit einem Freunde sich zum Genusse des Rheinweins und edler Freundschaft einschließt. Doch auch Abwesende werden ihrer Verdienste wegen im Kreise der Freunde gefeiert, und so erschallt der Trinkspruch auf den berühmten Philologen Fr. Aug. Wolf, der, wie Goethe damals noch fest glaubte, ein weitleuchtendes Licht dadurch der Welt aufgesteckt hatte, daß er die beiden großen homerischen Gedichte für spätere künstliche Zusammenfügungen verschiedener Lieder mehrerer homerischer Sänger (Homeriden)*) erklärte, wodurch er ihm (und deshalb gilt ihm gerade Goethes Trinkspruch) den Muth gegeben, sich selbst im Epos zu versuchen (27—30).**). An Wolf schrieb er, als er von unserer Ankündigung sprach: „Schon lange war

---

*) Wolf Prolegomena p. XCVIII: In Homeri (carminibus) plurimorum studia haesisse et quasi **familiam** quandam exstitisse **Homeridarum**, quae primum apud Chios, deinde alibi hanc (rhapsodorum) artem exerceret, multorum testimoniis confirmatur. XCIX: Nullum prope fuisse rhapsodum, quin idem probabilis esset poeta, manifesta historiae vestigia arguunt.

**) Der Komparativ vom hohen Grade, wie häufig bei Dichtern. Vgl. S. 78*. — Die vollere Bahn, in welcher viele um den Kranz wetteifern, unter denen man es leichter versuchen kann mitzukämpfen, als wenn man mit dem einen großen Homer ringen sollte.

ich geneigt, mich in diesem (epischen) Fache zu versuchen, und immer schreckte mich der hohe Begriff von Einheit und Untheilbarkeit der homerischen Schriften ab; nunmehr, da Sie diese herrlichen Werke einer Familie zueignen, so ist die Kühnheit geringer, sich in größere Gesellschaft zu wagen und den Weg zu verfolgen, den uns Voß in seiner *Luise* gezeigt hat." Wolfs Lob dient nur als Uebergang zur Ankündigung, daß er den versammelten Freunden sein neuestes homeridisches Gedicht vortragen wolle (31—40), wobei er launig wünscht, daß Wein und Freundschaft sie zu einem günstigen Urtheil stimmen möchten.*) Den Stoff desselben bezeichnet er als einen deutschen, dem ländlichen Bürgerstande angehörigen**), als Geist und Ton den heiter gemüthlichen der vossischen Luise.***) Ursprüng-

*) 32. *Das Ohr*, hier vom Urtheil, wie die Römer aures, auch in Prosa, brauchen, während die Griechen Ohren und Sinn (ὦτα und νοῦς oder φρήν) verbinden. Horaz braucht so in aures descendere (A. P. 387).

**) *Deutschen selber*, euren eigenen Landsleuten. Kerns Deutung „nicht Griechen in deutschen Uebersetzungen", scheint mir etwas Fremdes hereinzutragen. — *Die stillere (ursprünglich ländliche) Wohnung* im Gegensatze zu dem geräuschvollen Leben der Städte. — *Nah der Natur*. Ursprünglich stand *nach der Natur*, naturgemäß. *Nah der Natur* sind die Bewohner des Landstädtchens, die ländliche Gewerbe und Bürgergewerbe paaren. Der mit der Natur in naher Verbindung stehende Landmann erzieht sich zur reinen Menschlichkeit, im Gegensatz zu dem überbildeten, der Natur fremden Städter. Vgl. Schillers *Spaziergang* 51 f. Diese Stelle des bedeutenden Gedichtes lag wohl Goethe bei der Aenderung im Sinne.

***) Das Gedicht wird nach dem Hauptinhalt bezeichnet, der unerwartet raschen Trauung Luisens am Polterabende mit dem jungen Pfarrer. Am 6. Dezember 1796, als er unsere Elegie schon gedichtet hatte, schrieb Goethe an Voß, er werde nicht verschweigen, wie viel er bei seinem neuen epischen Gedichte unserm Volke und Voß schuldig sei; dieser habe ihm den Weg gezeigt und Muth gemacht.

lich standen 35 f. vor 33 f. Freilich gedenkt er auch des traurigen geschichtlichen Hintergrundes, doch zugleich mit dem ungebrochenen Muthe, der bei aller Verwirrung der Zeit aus dem Helden und der Heldin spricht. Als Lohn für sein Lied, das die Freude zu Thränen rühren und ihre Seele entzücken soll, verlangt er nur innigen Beifall des Herzens.*) Nach dem Vortrage des Gedichts aber wollen sie sich weise unterhalten (41—46), wie bei Klopstock in der genannten Ode die Freunde ihre Sorgen durchsprechen, worauf sie der großen Männer gedenken. Die Zeit selbst, die sie alle schwer geprüft hat, mahnt dazu und lehrt sie freudig manchem entsagen.**) Die schrecklichen Schicksale, die sie erlebt haben (die Thaten und Leiden von einzelnen bedeutenden Menschen und Völkern, von denen sie Zeuge gewesen) führen sie in ihr eigenes Herz zurück, dessen Glück sie als höchstes Gut empfinden. So tritt hier in einem herrlichen Bilde das, was Goethe als das Glück seines Lebens bezeichnet, im Gegensatz zu dem Fratzenbilde hervor, das man aus ihm gemacht, und selbst das sein neues, deutsches Bürgerleben schildernde Gedicht, das er ankündigt, aber noch nicht vollendet hat, und nur bescheiden erwähnt, soll nicht den Dichterlorbeer ihm als Eigenthum einbringen, es soll nur seine Freunde rühren und erfreuen, wie er es an Schiller und dessen Gattin und andern

---

*) Er selbst war, als er das Gespräch Hermanns mit der Mutter bei Schiller vorlas, zu Thränen gerührt worden, und konnte auch später die ihm aus dem Herzen geflossene Dichtung nie ohne Rührung lesen. Freilich pflegten auch sonst wahrhaft schöne Stellen, deren Inhalt nicht rührend war, ihm Thränen zu entlocken.

**) 43 f. wurden erst bei der Aufnahme in die neuen Gedichte hinzugefügt. Erklärt, zeigt, erscheinen läßt.

Freunden erfahren hatte; es ist nur ein Reis, das er der Muse verdankt, und das fortgrünen möge, bis die Muse selbst es einem würdigern Nachfolger übergebe, dem er gern weichen wird, nur jetzt will er sich dieser neuen Gabe der Muse mit vollem Herzen freuen. Wie hoch steht Goethe hier über dem seraphischen Messiasdichter, um nicht von Voß zu sprechen, der in hohem Selbstbewußtsein es aussprach, eine Luise sei Hermann und Dorothea nicht, wenn er auch gestanden haben soll, für einzelne Stellen davon würde er gern sein ganzes Gedicht hergeben. Unsere Elegie ist kein horazisches: Exegi monumentum aere perennius, sondern ein bescheidenes Bekenntniß der Freude, die er dem Hohne seiner ärmlichen Widersacher gegenüber an seiner neuen Dichtung wie an allem findet, was dem Drange seiner von der Muse begnadeten Natur gelungen, der er alles schulde, was er geleistet. In diesem Sinne äußerte er einmal im Jahre 1824, er könne gerade heraus sagen, man irre, wenn man Tieck ihm gleichstellen wolle; „denn was geht es mich an? ich habe mich nicht gemacht."

Goethes lyrische Gedichte.

Episteln. Epigramme. Weissagungen des Bakis.
Vier Jahreszeiten. Sonette.

Erläuterungen

zu den

Deutschen Klassikern.

Erste Abtheilung:

Erläuterungen zu Goethes Werken.

XXIV. XXV.

Leipzig,

Ed. Wartigs Verlag Ernst Hoppe.

1897.

Goethes
lyrische Gedichte.

Erläutert
von
Heinrich Düntzer.

Episteln. Epigramme. Weissagungen des Bakis.
Vier Jahreszeiten. Sonette.

Dritte, neu bearbeitete und erweiterte Auflage.

Leipzig,
Ed. Wartigs Verlag Ernst Hoppe.
1897.

Episteln.

Gerne hätt' ich fortgeschrieben,
Aber es ist liegen blieben.

Der dem Jahre 1814 angehörende Vorspruch deutet einfach auf die durch die Verhältnisse gehinderte Absicht, eine Reihe solcher Episteln zu dichten.

Bei Schillers vierzehntägigem Besuch zu Weimar in der zweiten Hälfte des September 1794 sagte Goethe ihm für seine Horen nicht allein seine Elegien, sondern auch eine Epistel zu, über welche Dichtart sie sich eingehend besprachen. Den ersten Entwurf der ganzen Epistel finden wir in einem Notizhefte aus den Jahren 1793 und 1794 (A). Schiller und seine Gattin sahen gespannt der Sendung entgegen. Am 26. Oktober, bei Uebersendung der Elegien, meldete Goethe, sie werde eben abgeschrieben und folge bald mit einigen Kleinigkeiten. Zwei Tage später sandte er sie; die zweite mache er fertig, schrieb er dabei, auch hoffe er, eine dritte solle zu Ende des Jahres bereit sein. Zu jedem Stücke des ersten Jahrganges der Horen dachte er eine solche zu liefern, was Schiller Cotta meldete. Aber die zweite machte unerwartete Schwierigkeiten. Am 27. November äußerte er zweifelnd, könne er sie und die erste Erzählung der Unterhaltungen zum zweiten Stücke fertig machen, so wollten sie diese folgen lassen und die Elegien für das dritte aufsparen. Die erste Erzählung gelang zur Zeit und nun wollte er vor allem andern die erste Epistel endigen. Aber nur die erste Hälfte konnte er am 23. Dezember senden; ihre zweite Hälfte möge die dritte werden und das dritte Stück anfangen. Aber Schiller

wollte die zweite nicht ohne den fehlenden Schluß geben, wozu ihn aber endlich doch Goethe bei seinem Besuche zu Jena vom 11. bis zum 23. Januar 1795 bestimmte. Schon am 19. Januar schickte er die zweite Epistel oder vielmehr die erste Hälfte derselben zum Druck ab. Die weiter entworfenen Stellen blieben liegen; die Stimmung zu den Episteln war geschwunden. Schillers Mahnung vom 4. Mai: „Vielleicht schlägt auch unterdessen eine gute Stunde für die Epistel", hatte keine Folge, wenn Goethe auch den nächsten Tag an Schiller schrieb: „Eine tüchtige Epistel habe ich diesen Freunden [den Philologen, welche „die fruchtbarsten Gärten des ästhetischen Reiches verwüsten"] dereinst zugedacht."

Als Goethe im Jahre 1799 seine neuen Gedichte herausgeben wollte, dachte er auch die Episteln aufzunehmen, die er fortsetzen zu können, wenigstens die dritte hinzuzufügen, hoffen mochte. Aus dieser Zeit dürfte die von seinem Schreiber Geist angefertigte, von Goethe selbst durchgesehene Foliohandschrift der beiden Episteln (B) stammen. Der weimarische Herausgeber führt ihre Lesarten und Verbesserungen an, ohne ihre Zeit näher zu bestimmen. Diese muß W. Schlegel vorgelegen haben, von dem der weimarische Herausgeber prosodische Verbesserungsvorschläge zu einer Anzahl von Versen mittheilt, ohne seine Quelle anzugeben; sie müssen wohl auf einzelnen Blättern gestanden haben, wie die auf das zweite Buch der Elegien bezüglichen, die er ausdrücklich erwähnt (S. 424), und die zu den Epigrammen, die seltsam unbestimmt S. 439 eingeführt werden. Vgl. Schl. Bl. 31—51. Wir wissen, daß Schlegel am 26. März 1800 in Weimar außer den vier Jahreszeiten auch die Episteln zur prosodischen Reinigung vorgelegen hatten.

Aber als Schlegel sich brieflich dazu bereit erklärte, erwiderte er: „Haben Sie Dank, daß Sie meine Jahreszeiten ausschmücken wollen. Die Episteln dächt' ich, ließe man liegen, bis sich etwa die Lust findet, etwas Neues in dieser Art zu machen.“ Schon am 24. März war er, wie sein damaliger Brief an Schiller zeigt, fest entschlossen, seine neuen Gedichte mit den Theaterreden zu schließen, die beiden Episteln wegzulassen, wie es denn auch geschah. In welche Zeit Schlegels Bemerkungen zu den Episteln fallen, wissen wir nicht. Erst 1803 wurde die Aufnahme der Episteln in den ersten Band der neuen Ausgabe der Werke beschlossen. Viele der in dieser Ausgabe stehenden Abweichungen von den Lesarten der Horen (1) finden sich schon in der damals angefertigten Abschrift (2). Nach dem Tagebuch korrigirte Goethe die Episteln am 24. Januar 1806, ging sie dann am 8. Februar mit Riemer durch; am 22. wurde der ganze erste Band zur Absendung eingepackt. Die dritte Ausgabe (1815) gab in der ersten Epistel 6 andere statt andre, 40 unsere statt unsre, 79 müss' statt muß, im zweiten war 9 als nach ich ausgefallen. In der Ausgabe letzter Hand wurde in der ersten 80 und 102 Unserer statt Unsrer, aber 40 unsre statt unsere, gab schon Schlegel verlangt hatte, in der zweiten 9 wohl statt des ausgefallenen als eingesetzt.

Lebendige Frische und schalkhafte Heiterkeit, sprechende Anschaulichkeit, reizende Anmuth, reiner Redefluß und weise Sinnigkeit, die jeden Gedanken in ein anziehendes Gewand zu kleiden weiß, zeichnen die beiden Episteln aus, die sich wohl den horazischen an die Seite stellen dürfen, wenn auch die angeredete Person nicht näher bestimmt wird, diese nur als ein wohlhabender für das Beste der Seinen besorgter Familienvater erscheint. Der

Vers- und Periodenbau ist glücklich der gewöhnlichen Umgangssprache genähert, ohne dieser zu verfallen. Den Gegenstand beider Briefe bildet die Schädlichkeit der Bücher. Der Dichter hält im ersten Briefe die Sache nicht für so gefährlich, indem er launig ausführt, daß Bücher selten großen Einfluß üben, ein Paradoxon, mit dem es ihm eben nicht zu ernst gemeint ist, das eigentlich nur die zu große Sorge von dieser Seite mäßigen soll. Im zweiten Briefe weist er eben so launig die Sorge zurück, daß Mädchen durch vieles Lesen von Liebesgeschichten verführt würden. Wie er im ersten durch eine lustige Geschichte den Satz belegt, daß jeder nur das gern liest, was seiner Neigung und Ansicht entspricht, so erfreut er uns im zweiten durch die Schilderung der im Keller, in der Küche, im Garten und mit weiblichen Arbeiten beschäftigten Töchter des Hauses, wobei er auf die neue, viel Arbeit machende Kleidertracht der Frauen launig hinweist. Ueber die zweite Hälfte dieser Epistel und der dritten vgl. S. 4—14.

Erster Brief. Der Freund, unter dem v. Loeper seltsam den Herausgeber der Horen versteht, hat den Dichter aufgefordert, über die Schreib- und Lesesucht der Zeit sich in Briefen auszulassen, die zuerst in seine Hände kommen sollen, so daß durch seine Bemerkungen darüber ein fortlaufender Faden sich bilde. Hatte er ja mit Schiller sich ähnliche Briefe über die Kunst vorgesetzt, in welchen freilich beide Theile ihre Ansichten gegeneinander aussprechen sollten, während hier die beabsichtigten zwölf Briefe des Dichters sich zu einem Ganzen gebildet haben würden. Herder hatte im vorigen Jahre eine Sammlung von Briefen zur Förderung der Humanität herauszugeben begonnen. Unser Brief hebt mit der launigen Be-

merkung an (1—10)*), der Freund, der so gegen die Menge der Bücher eifere, verleite ihn ja selbst zur Vermehrung derselben, da er ihn antreibe, er solle, wie andere, durch ein Buch zu einem neuen eben über dieses sich verleiten lassen, über das Schreiben von Büchern überhaupt sprechen, (wobei sich die Laune V. 5 auch in dem alliterirenden häufigen **m** verräth), wodurch er wieder andere zur Aeußerung ihrer Meinung veranlasse; doch beruhigt er sich dabei, daß dieses ein allgemeines Menschenrecht sei, das sich niemand nehmen lasse. 8—10. Das gewählte Gleichniß ist durch den vorhergehenden bildlichen Ausdruck von der schwankenden Woge veranlaßt.**) Sodann geht er zur Frage des Freundes über, was ein Verein edler Männer und der Staat (die Herrscher) gegen gefährliche Bücher thun könnten, lehnt aber die Erwägung einer so ernsten Frage mit Rücksicht auf die vergnügliche Stimmung ab, in welcher er sich eben befinde (11—21).***) 15. Einer der schlimmsten Belege

---

*) A hatte zuerst 1 jeder statt viele geschrieben, 2 Ungedultig ergreifen und kaum durchblättern das Ende. Ungeduldig schrieb erst die zweite Ausgabe, wie auch andere statt andre. 8 nahm Schlegel an zu als Kürze vor so Anstoß, und schlug vor dem Meer entgegen. 10. A Wogen statt Fläche.

**) Der Wind und der Morgen, zur Bezeichnung des Morgenwindes. Vgl. zu Lied 52.

***) 12. Unserer hier und 80 erst seit der Ausgabe letzter Hand statt unsrer. — Erst B ganz vorzüglich statt noch besondrer. 14 gesehen statt gesehn erst in der zweiten Ausgabe. — 16 schlug Schlegel vor, um den weiblichen Abschnitt im vierten Fuße zu vermeiden: Wichtig erscheint mir die Frage und ernst. In A steht: „Ernste und wichtige Frage fürwahr! Aber die Aenderung fand keine Aufnahme. — 18 f. B zuerst Glänzet statt Glänzend, mir statt es, süß statt mir. — 19—21. A: „Durch

von Klopstocks leidenschaftlicher Verblendung war es, daß er wähnen konnte, unter den Herrschern seien hier Goethe und Schiller gemeint. — 17. Daß er in heiterer Jahreszeit und Gegend schreibe, ist zu seinem Zwecke erfunden. Goethe selbst war einem strengen Einschreiten von Seiten der Regierungen, wie es Herder später wünschte*), nicht geneigt, weshalb er auf leichte Weise darüber hinweggeht, nur auf den einen Punkt läßt er sich ein, daß Bücher im allgemeinen nicht die große ihnen beigelegte Wirkung üben, wobei er aber nur an Schriften sich hält, die eine bestimmte Ansicht zu verbreiten sich vorsetzen. Das Gelesene vergißt man gleich, wie seine eigenen im Spiegel gesehenen Gesichtszüge (22—27).**) Bücher können so wenig als Reden Gesinnungen der Menschen ändern, nur fest auf ihrem Charakter beharrende Geister darin bestärken oder biegsamer bestimmen, ohne daß sie bei ihnen haften (V. 28—37).***) Amalgamiren war Goethe bei seiner Beschäftigung mit dem Bergwesen damals ein sehr geläufiger Ausdruck. J. v. Born hatte 1786 eine

---

der blühenden Linden Gerüche gewürzt. Vergieb mir, Wenn die Sorgen nicht mir wie dir im Trüben erscheinen."

*) Adrastea VI, in dem Aufsatz Atlantis. Wie er hier eine Kritik des Staates als Heilmittel forderte, so früher in den Humanitätsbriefen (Brief 96) einen Bund der Guten.

**) 22 f. Schlegel nahm Anstoß am trochäischen Anfang und an Eindruck als Trochäus, doch schlug er nur vor von den Lettern der Eindruck. — 24. Das vor Freilich stehende denn ließ B nach dem Vorschlage Schlegels weg. — 27. A: „Ach, vergißt er des Worts von gegossenem Erze gestempelt."

***) 31. A: „O so ists mit Büchern nicht besser, es liest nur ein jeder." Schlegel schlug des vierten Fußes wegen vor: „So ists auch mit den Büchern bewandt." Goethe änderte: „Mit den Büchern ist es nicht anders", ohne den Abschnitt im vierten Fuße wegzuschaffen. B: „Liest doch ein jeder Nur aus". Die zweite Ausgabe „Liest doch nur jeder Aus dem".

neue Amalgationsart in der Schrift Ueber das Anquicken der Erze erfolgreich empfohlen. Nur das Leben gibt dem Menschen seine Richtung; Meinungen anderer, die unserer Anschauung nicht gemäß sind, hören wir, wie geschickt sie auch dargestellt werden, ohne daran zu glauben; nur was uns schmeichelt, nehmen wir willig auf (38—47).*) So gefällt auch Homer ja nur dadurch allgemein, daß er allen sich einschmeichelt, dem Helden und dem Bürger sich anziehend macht (48—55).**) Vielleicht schwebt dem Dichter der sprichwörtliche Vers Theo=

---

*) 38. A 1 und 2 Soll ich sagen; es fehlt durchaus. Schlegel schlug vor „wie es mir scheint? so denk' ich". Die jetzige Fassung seit B. — 39. A: Menschen statt Mann. — 40. unsere statt unsre wünschte schon Schlegel. Vgl. S. 9. — 41. A: „Aber wir meinen nicht, weil wir hören; denn was". In 1 „Hören macht nicht meinen, dem (denn) was". Schlegel glaubte, an der ersten Vershälfte sei vielleicht nicht zu rücken; am leichtesten wäre denn zu streichen, wodurch einigermaßen geholfen würde. Die jetzige Lesart seit B. — 42 f. A: „Dem Redner, doch folgt (folget) ihm nimmer Unser freies Gemüth weit voraus im leidenden Drange", aber schon in 1 verbessert. — 45 war Sprich ein weiter fortgepflanzter Druckfehler der Quartausgabe. — 46. A: „Mußt du etwas erzählen, daß sie sich besser erscheinen", schon in 1 verbessert. — 47. Schlegel schlug vor zu leben selber.

**) 50 f. Der weimarische Herausgeber berichtet als Lesart von A: „Wer er sei. Und klinget zur Harfe [was ein Vierfüßler wäre] Nicht im Saale dem fürstlichen Helden die Ilias besser". Die jetzige Lesart schon in 1. Schlegel wollte des weiblichen Abschnitts wegen stets statt immer, worauf der Dichter nicht einging. — Statt 52 f. hatte A: „Auf dem Markte klinget dem Volk des Ulysses Geschichte". Die jetzige Lesart schon in 1, nur fehlte da, was Goethe in der Abschrift darüber gesetzt hatte. Schlegel meinte, dies helfe dem Verse nicht aus dem Grunde, weil es keine rechte Kürze sei, sondern ebenso lang als das folgende war. Sonderbar war sein Vorschlag und unter versammelten Bürgern, der auch dem Verse nicht aus dem Grunde half, weshalb er nicht angenommen wurde.

krits (XVI, 20) vor: „Wer noch hört einen andern? Genug ist allen Homeros“.*) — 56—106. Das wußte auch jener Straßensänger zu Venedig, der durch seine utopische Geschichte alle erheiterte, weil ihnen ein solches Schlaraffenland erwünscht scheinen mußte. Darauf führt zunächst die Erwähnung des Bettlers in seinen Lumpen (55). Aus Venedig schreibt Goethe am 3. Oktober 1786: „Auf einem Uferdamme, im Angesicht des Wassers, bemerkte ich schon einigemal einen geringen Kerl, welcher einer größern oder kleinern Anzahl von Zuhörern im venetianischen Dialekt Geschichten erzählte; ich kann leider nichts davon verstehn; es lacht aber kein Mensch, nur selten lächelt das Auditorium, das meist aus der ganz niedern Klasse besteht.“ Am nächsten Tage hat er noch zwei solcher Kerle „auf dem Platze und Ufersteindamme“ Geschichten erzählen hören. Die geflügelten Löwen (vgl. Epigramm 20) deuten auf den Löwen des Marcus, des Schutzheiligen von Venedig, den man dort überall sieht.**) Die Geschichte ist eben so geschickt nach ähnlichen, im Geschmack des müssig sich umhertreibenden Volkes erfunden als mit bester Laune und spielender Leichtigkeit ausgeführt. Dort herrscht eben die umgekehrte Welt, der Mondo

---

*) *Τίς δέ κεν ἄλλου ἀκούσαι; ἅλις πάντεσσιν Ομηρος.*

**) Neptunische Stadt. Anderswo nennt er Venedig ein Wassernest. — 57. Noch in 1 stand die den geflügelten mit sehr schwachem Rhythmus. Schlegel schlug vor die einen oder die den mächtig. Goethes treffende Aenderung schon in B. — 58. Zuerst erzählen. Schlegel wußte keine passende Weise, den weiblichen Abschnitt wegzuschaffen. Wolle man den Vers schließen Stehend im Kreise, so fehle gar der rechte Abschnitt. Goethe schrieb schon in B einfach erzählt. — 60. Rhapsoden, launig, da diese immer in würdiger Tracht auftraten.

inverso, den der junge Goethe zu Straßburg in einer italienischen Oper dargestellt, Aristophanes in den Vögeln, was wir zunächst an der schrecklichen Beleidigung sehen, welche der Wirth darüber empfindet, daß der Gast eine Rechnung verlangt, da doch alles aus reiner Gastfreundschaft gegeben werde, dann vom Richter vernehmen, die den entschiedensten Gegensatz zu dem Rathe des alten Hesiod an seinen Bruder Perses (Erg. 284–324) bildet. Auch gedenkt Hesiod des Ruders mehrfach.*)

Zweite Epistel. Der Dichter knüpft an die Erwiderung des Freundes an, der seinen Unmuth darüber verrathen hatte, daß er eine so ernste Frage zu leicht genommen und schalkhaft

---

*) 60. Noch in 1 stand hier wer dich verschlagen. Goethe nahm Schlegels verschlug mich ein Sturm schon in B an. — 61 f. Aus A führt der weimarische Herausgeber an: „In ein schönes Utopien, wo man im Gasthof | Diese Gesellschaft Handel betreibend, sie liegt im Meere.“ Diese verworrene Fassung wurde schon in 1 glücklich verändert, nur stand dort betreten, das Goethe schon in B nach Schlegels Vorschlag in betrat änderte, aber er nahm mit Recht dessen je statt jemals nicht auf. — 67. Statt „Und der Noth vollkommen vergessen“ schrieb Goethe schon in B die jetzige Lesart. Schlegel hatte vorgeschlagen „ich hatte vollkommen allen Kummer vergessen und Noth“. — 69 f. wollte derselbe „nach geendigter Mahlzeit Dir die Zeche bekommen“, doch würde er das leider ungern einbüßen. — 76 hatte 1: „Weniger bat den Wirth mir zu reichen“. Schlegel schlug vor „ich zu reichen den Wirth“. Goethe wählte schon in B die jetzige Fassung. — 80. Ueber unserer vgl. S. 5. — 82. Schlegel schlug vor: „Sollt' im eigenen Hauf' ich solche Beleidigung dulden!“ — 88. Noch in 1 stand Müßt. Schlegel stellte um: „Müßt ihr euch würdig beweisen zuvor.“ Goethe schrieb schon in B Müsset. — 89 f. verlangte Schlegel „zur Arbeit Niemals gerne gefügt“. — 91. Schlegel hatte vorgeschlagen „zu nähren bequem“. Noch in B stand Spotte (statt Spott nur). — 92. B: Nur Hans ohne Sorge und 94 Tische. — 97 f. wollte Schlegel nicht dich und Zum Arbeiten, 100 zu sitzen auf offenem Markt. — 105. Noch B Bauche.

ihm ein Märchen erzählt habe, da doch der verderbliche Einfluß nicht zu leugnen, den Liebesgeschichten, womit so viele Dichter die Welt überschwemmen, auf Mädchen üben. Heute wolle er vernünftig antworten. (1—8).*) Im ersten Briefe hatte er seine Ablehnung einer ernsten Antwort durch seine heitere Stimmung begründet. Diesmal geht er auf die Verderblichkeit der Romane nicht ein, die er schon im Werther gestreift, später im elften Buch von Wahrheit und Dichtung als übertrieben bezeichnet hatte. Hier gibt ihm die Bemerkung, daß man die Töchter vom Bücherlesen abhalten könne, Gelegenheit zu einer heitern, humoristischen Ausführung. Der Freund möge nur seinen Töchtern nach ihren Neigungen häusliche Geschäfte als ihr Gebiet anweisen; dann werde keine von ihnen nach einem Buche greifen. Auch hier weiß er wohl, wie wenig damit allein ausgerichtet ist, aber er will eben nur auf einen großen Mißstand hindeuten, daß man den Mädchen nicht genug ihrer Thätigkeit entsprechende Beschäftigungen, in denen sie leben und weben, anweise (9—11). Die Schilderung der Thätig-

---

*) 1. Hier schrieb er auf Schlegels Bemerkung schon in B Stirn statt Stirne. — 3. Schlegel nahm an dem weiblichen Abschnitt im vierten Fuße und dem unreinen Daktylus Anstoß. Er versuchte: „Und antworten auch soll ich besonnen dir; weiß". Goethe änderte nicht, obgleich er selbst verlangst als nicht ganz gehörig angemerkt hatte. — 4 wollte Schlegel: „Doch nicht, wie sich da eben der Schalk mir". — 5 f. Statt es möchte gab B so hielte, 6 doch statt halten. Schlegel hatte vorgeschlagen: „Meinetwegen die Meng' im Leben und Lesen sich halten". Die zweite Ausgabe änderte nur so möchte. — 9 stand in 7 noch es statt geht. — Ein andrer, der die Natur der Mädchen verkennt. — 10. „Die Mädchen sind gut", sie neigen an sich nicht zum Bösen hin (im Gegensatz zu der pessimistischen Ansicht von der Neigung zum Bösen, die auch Ovids Wort ausspricht: Nitimur in vetitum cupimus

keit der Mädchen im Hause, die den größten Theil des Briefes (11—43) einnimmt, zeichnet sich durch treffende Beobachtung, leichte Anschaulichkeit und feine Laune aus. Daß er einem der Mädchen den Keller anvertraut, mag Goethe aus dem väterlichen Hause genommen haben, wo die Mutter und in deren Vertretung auch wohl die Schwester, sich der Pflege der Weine eifrigst zuwandte. Auch seine Christiane sorgte wacker für Küche und Keller.*) Von ihr nahm er auch den Zug, daß der Garten besonders für die Küche in Anspruch genommen werde.**) Schließ-

---

semperque negata. Es kommt nur darauf an, ihnen die angemessene häusliche Thätigkeit als ihr Reich anzuweisen.

*) 11—14 hatte Goethe als der Verbesserung bedürftig angemerkt. 11 wollte Schlegel „die Kellerschlüssel dem einen", vertauscht, bloß aus prosodischer Rücksicht, 12 besorge, sobald statt besorgt, wie, 12 f. Winzer und Kaufmann. — 15. Noch in 1 steht: „Manches hat die Jungfrau zu schaffen, die vielen Gefäße". Schlegel schlug vor, zu schaffen vor hat zu setzen und alle Gefäße zu schreiben. B nahm die Stellung von zu schaffen an, schrieb aber viele, die zweite Ausgabe dagegen hat ein Mädchen, die vielen. — 16. Des schäumenden Mostes, des jungen Weines. — 18 f. 1 stand sich trinkbar und Saft für künftige Jahre. Schlegel Leicht erreichen die Oeffnung im Faß. Im Divan (IX, 11) steht schmackhaft und helle. — 20. Der Schreibfehler leeren statt schöpfen wurde vor dem Drucke bemerkt. Vgl. den Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta S. 60 f. Füllen bezieht sich auf das nothwendige Auffüllen, da der im Fasse liegende Wein von Tag zu Tag zehrt, wie der Vater unsern Dichter frühe gelehrt hat, ja in einer ins Lateinische zu übersetzenden Aufgabe bemerkt hatte. — Schöpfen von dem Abzapfen in Flaschen. — 21. In 1 der Trank stets geistig und rein, B stets geistig und rein der Trank. Erst die zweite Ausgabe schob aus prosodischer Rücksicht der Trank zwischen geistig und.

**) 22. 1: Die andre die Küche besorge. Schlegel schlug vor versehn, da gibt es der Arbeit Wahrlich genug. B änderte bloß der andern die Küche zum Reich. — 27. 1: die Jahreszeit ihr bringt. Schlegel wollte ihr vor die setzen, das Goethe annahm, nur gibt statt bringt

lich (44—45) bemerkt er, der Haushalt in einem wohlhabenden Hause biete so viele Beschäftigungen, daß man einem ganzen Dutzend Mädchen Arbeit genug geben könne, besonders da diese ihrer Natur nach, wenn sie etwas übernommen haben, sich gern noch über das Bedürfniß hinaus damit zu thun machen; keine von ihnen werde dann nach der Leihbibliothek schicken.*) Die Epistel bricht hier freilich schroff ab.

---

wählte. — 28 war als zu ändern bezeichnet, wurde aber beibehalten. — 29. Statt kaum reift ihr, schon B reift nur eben. — 30. Schlegel fand hier schon an Vorrath des Winters so anstößig, daß er nicht ohne starke Veränderung auskam. Goethe schrieb in der zweiten Ausgabe einfach an Vorrath schon für den Winter. — 31 f. 1: Gähret schmackhaft der Kohl. Schlegel wollte Gährt ihr der Kohl schmackhaft. Erst in der zweiten Ausgabe schrieb Goethe Gährt ihr der kräftige Kohl. — 32. 1 stand die luftige Kammer bewahrt die. — 34. In der Fassung von 1: Und wenn etwas mißlingt, schien Schlegel der Daktylus etwas miß(lingt) hart. Er schlug Und mißlingt etwas, vor, was Goethe schon in B annahm, nur nach etwas noch ihr einschob. — 35. 1: Dein Schuldner davon geht und dir. Schlegel schlug vor der Schuldner entgeht und, was Goethe annahm, nur ein Schuldner entläuft schrieb. — 36. Schlegel wollte für ist so das Mädchen beschäftigt setzen beschäftigt sich so das Mädchen. In B änderte Goethe so ist, aber in der zweiten steht wieder ist so. — 40—42 verlangte Schlegel mehrere prosodische Aenderungen, von denen Goethe nur getheilt statt getheilet annahm. — Romantisch und feucht. Vgl. zum Gedicht Hauspark (Epigrammatisch 18). — Er wird nicht das Haus durch Feuchtigkeit verderben, sondern Nutzen bringen. Verdammet ist, wenn sie die Besorgung hat. — 43. Jugendbeglückende Früchte, vom Obst, das die Kinder so sehr lieben, nach dem Sprichwort: „Willst du wissen, wie Kirschen schmecken, so mußt du Kinder und Spatzen fragen".

***) 44. 1: So erzeuge dir selbst, patriarchalisch, ein kleines. Die jetzige Fassung schon in B. — 46 f. Schlegel schlug vor lieber weibliche Arbeit Stille sitzend verrichten. — 50. 1: Nähen und Flicken. Schlegel wollte das Nähn. — 51. Nach Hundertfältig sollte Komma stehn.

Wahrscheinlich hat der Anfang der Epistel eine Veränderung erlitten, als der Dichter sich entschloß, den ersten Theil als ein Ganzes zu geben, den zweiten für eine dritte aufzusparen; denn V. 7 f. deuten nur auf den ersten Theil. Im zweiten wollte er die Bedeutung der Bücher für die Söhne, ihre hohe Aufgabe zur freien Entwicklung der Menschheit darstellen und die ängstliche Unterdrückung der freien Aeußerung der Gedanken spottend treffen, wobei das Bild Friedrichs des Großen in vollem Glanze hervortreten sollte. Leider kam er nicht über Bruchstücke hinaus, die das lebhafteste Bedauern erregen, daß dieser Theil unvollendet geblieben.*) Auf einem oben abgeschnittenen Foliobogen findet sich auf der Vorderseite mit Bleistift geschrieben, wie es scheint, der ursprüngliche Anfang des zweiten Theiles:

Und was deine Söhne betrifft, so weiß ich, mit ihnen
Bist du nimmer verlegen. Denn früh die Blicke der Knaben
Auf die Bahn der Welt zu richten verstehst du und jedem
Das ihm eigne Organ zu künftiger That zu entwickeln.
Frisch erhältst du die Kraft des jungen Gemüthes, behende
Faßt ein jegliches Wort ihr Gedächtniß, die trockensten Sprüche
Werden im heiteren Sinne in ihrer Schönheit lebendig,
Ehren lehrest du sie das Vergangene und schätzen vor allem
Jeglichen Tages Werth und in dem Neuen die Vorzeit:
Nur das Gute hat Sinn für sie.

Auf einen Zwischenraum von zwei Zeilen folgt aus der Fortsetzung:

Den Vers hatte Goethe als zu verändern angemerkt — arkadischer, idyllischer. — 60. Noch in B ein Dutzend Mädchen. — 61 f. 1 selber Arbeit. Schlegel der Arbeit Selbst sich genug (vorher Arbeit wüßt' ich wohl immer für sie), B Arbeit Selber.

*) Mitgetheilt im Goethejahrbuch XV, 1—7 als Skizzen zur dritten Epistel.

Denn unschuldig ist, wenn Menschen lesen,
Was sich vor Zeiten begeben, was dieser und jener gemeint hat,
Oder was der gerechte Beschluß zur heftigen That gleich
Zaubert. Sieh das trifft und reget alle Gemüther.

Auf der Rückseite findet sich zunächst, ebenfalls mit Bleistift, der Uebergang auf die als gefährlich geltenden Bücher mit launiger Hindeutung, daß man durch das Verbrennen derselben eine Wohlthat der Welt zu erzeigen sucht. Das Bruchstück beginnt mit zwei skizzirten Versanfängen:

Eine gefährliche Schrift
Und kannst du diese verbrennen,
So ist allen auf einmal, den Großen und Kleinen, geholfen;
Denn mit großer Begierde wird keine Gelegenheit.

Im Juni 1774 schrieb Goethe an Frau von Laroche, die das erste Buch seines Werther für gefährlich erklärt hatte: „Un livre croyez moi n'est pas fort dangereux. (Aus Voltaires Gedicht Les systêmes). Das Gute und Böse rauscht vor (an) den Ohren vorbei, die es nicht hören."

Dieselbe Rückseite enthält darauf mit Dinte geschrieben (eines Zwischenraumes gedenkt der Herausgeber nicht) die bedeutenden Verse, die zu des Dichters Mißbilligung von Verboten gefährlicher Bücher gehören:

Willst aber du die Meinung beherrschen, beherrsche durch That sie,
Nicht durch Geheiß und Verbot; der wackre Mann, der Beständ'ge,
Der den Seinen und sich zu nützen versteht, und dem Zufall
Klug sich zu fügen weiß und groß dem Zufall wieder gebietet,
Der den Augenblick kennt, dem unverschleiert die Zukunft
In der stillen Minute des hohen Denkens erscheinet,
Der, wo alle wanken, noch steht,
Der beherrschet sein Volk und gebietet der Meinung der Menschen.
Einen solchen habt ihr gesehn vor kurzem hinaufwärts
Zu den Göttern getragen, woher er kam; ihm schauten

Alle Völker der Welt mit traurigen Blick nach.
Jeder schlim

So gibt Redlich die herrlichen Verse, die v. Loeper nach flüchtiger Lesung sehr ungenau und entstellt, ohne den Zusammenhang ahnen zu lassen, veröffentlicht hatte. Merkwürdig ist es, wie Goethe den großen Friedrich als einen wirklichen König von Gottes Gnaden darstellt, nicht wegen seiner Kriegsthaten, sondern wegen seines hohen Verständnisses der Gegenwart (des Augenblicks), seines klaren Blickes in die Zukunft, seiner klugen Fügsamkeit in den Zufall bei unverrücktem Verharren auf seiner Absicht feiert. Ihn hatte er auch bei der Aeußerung über den wahren Herrscher im zweiten Theil des Faust (IV, 102. 52—58) im Sinne. Hier wird die in der ersten Epistel berührte Frage, wie die Herrscher gefährlichen Büchern entgegentreten sollen, gewissermaßen abgethan. In dem abgebrochenen Verse wird auf die schweren Niederlagen, aus denen er sich emporraffte, ganz allgemein hingedeutet; vorschwebt wohl der Anfang der horazischen Ode Justum et tenacem propositi virum. Mit den Worten Jeder schlim(me?) sollte wohl auf die Ungefährlichkeit irreleitender Bücher unter einem solchen Herrscher hingedeutet werden.

Auf einem sich anschließenden Quartblatte stehen quer mit Dinte geschrieben auf der Vorderseite neun Verse, zunächst der Spruch:

Wechselweise bewahren Geschmack und Sitte einander.

So sollte also die Bildung des Geschmacks in ihrer sittlichen Wirkung hervorgehoben werden, das ovidische Didicisse fideliter artes emollit mores. Getrennt davon folgte der Spott auf die ängstliche päpstliche Censur in Rom, die doch die in allen Kaffee=

häusern ausgelegten Zeitungen nicht entfernen konnte. Der 1713 auf der Insel Skio geborene Dominikaner und Magister sacri palatii Tommaso Maria Mamachi war während Goethes Aufenthalt in Rom und noch später (er starb 1792) Censor in Rom. So heißt es denn von den Zeitungen:

> Aber Kaiser und Reich privilegirt sie, der Papst muß, der Doge
> Muß in jedem Kaffeehaus sie leiden, in jeglichem Gasthof.
> Pater Mamachius ach, was hast du nicht alles gestrichen!
> Kein bedenkliches Wort der lustigen Oper entging dir,
> Kein heroischer Vers des übermüthigen Helden.
> Ach, vernichtest du doch die abgünstigsten R—
> Des verruchten Konvents dem römischen Volke der Berge.

Statt vernichtest sollte es wohl vernichtetest heißen. Avignon war bereits dem Kirchenstaate entrissen. Wie R— zu ergänzen, ob Reden, kann man zweifeln. Der Konvent rief alle Völker zur Befreiung und zur Gründung einer Republik auf. Abgünstigsten, in höchstem Grade aufrührerischen.

Die Rückseite bietet zunächst mit Bleistift die Verse:

> Und die Knaben, versteht sich von selber, sie führet ein wackrer
> Gradgesinnter Mann ins Heiligthum aller Erkenntniß,
> Die uns die griechische Welt und die lateinische darbeut.
> Und so wären die Kinder vor allem Unheil gesichert.

Das wäre eine andere Fassung der Anfangsverse, die dem Dichter einmal eingefallen, um des bildenden Einflusses der alten Sprachen als eines Mittels gegen den unruhigen Drang der Zeit zu gedenken, die aber mit jenen schwer zu vereinigen und für sich allein kaum bestehn dürften. Auf sie folgte, mit Dinte geschrieben, der Anfang einer anderen Einführung des römischen Censors:

Einen bedaure ich nur in diesen fließenden Tagen,
Pater Mamachius dich, o Dechant aller Censoren,
Dich, des heiligen Palasts Magister.

Fließenden, wo alles im ewigen Flusse begriffen ist, Tag für Tag sich verändert.

Auf einem zweiten nur auf einer Seite beschriebenen Quartblatt folgt mit Dinte eine weitere, beide vorige Fassungen benutzende Ausführung des Spottes auf den armen Mamach:

Keiner jammert mich mehr in diesen fliehenden (?) Zeiten
Als Mamachius du (dich?), o Dechant aller Censoren,
Du, des heiligen Palasts Magister, des Ketzergerichtes
Strenger Assessor, was mußt du, des hohen Dominikus Zögling,
Alles erleben, nachdem du die vielen Jahre gelesen
Und gestrichen.
Kein bedenkliches Wort der lustigen Oper entging dir,
Kein heroischer Vers des übermüthigen Helden.

Dritte Epistel.

Aus dieser hat die Quartausgabe schon im Jahre 1837 siebzehn Verse gegeben, die jetzt auch die weimarische Ausgabe B. V, 1, 40 als Fragment ohne nähere Bezeichnung bringt:

Auch die undankbare Natur der menschlichen Seele
Immer zu weiden, mit Gutem zu füllen und nimmer zu sätt'gen,
Was uns nur wiederkehrend die Kreise des wandlenden Jahres
Auch an Früchten uns bringen und mannigfaltiger Anmuth.*)

---

*) Die weimarische Ausgabe läßt von den beiden uns das erste (3) weg; freilich beruht die Wiederholung auf einem Versehen. Auch setzt sie nach 2 Komma und gibt 3 wandelnden nach jetziger Schreibung.

Denn der Körper verlangt und ist bequem zu ersätt'gen;
Fülle bringt ihm das Jahr an wiederkehrenden Früchten,
Und die Erde ernähret ihm*) tausendfältige Nahrung.
Auch es**) ist ihm vergönnt sich in dem Garten der Liebe
Reichlich zu nähren und freudevertauschend***) sich schön zu erquicken.
Aber die Seele begehrt und sie wird nimmer befriedigt.
Denn sie bildet sich ein, sie sei von höherem Ursprung,
Durch ein unwürdiges Band an ihren Gatten gefesselt.
Da beträgt sie sich übel im Haus, die hohen Verwandten
Liegen ihr immer im Sinn, und Sehnen nach jenen Palästen
Lässet ihr keine Ruh und raubt ihr den zärtlichen Antheil
An dem stilleren Haushalt und an der engeren Wohnung,
Ja sie verachtet sogar die eigenen Kinder des Gatten.

Hier enthalten die vier ersten Verse einen ersten Versuch, der dem Dichter nicht genügte, weshalb er ihn durch einen zweiten zu ersetzen begann. Auch hier handelte es sich vom Lesen der Bücher, die der Seele geistige Nahrung bieten, deren sie bedürfe. In launiger Weise wollte Goethe den platonischen Gedanken (Phaed. 18) ausführen, daß die Natur, welche Seele und Leib verbunden, die eine, die göttlichen Ursprungs sei, zum Herrschen, den andern als sterblich zum Dienen angewiesen habe. Den aus den persischen Dichtern beliebten Satz, der Körper sei ein Kerker der Seele, hat Goethe später im Divan (IX, 8 f. X, 2) lustig verwandt.

---

*) Die Quartausgabe hatte gewähret ihm. Den Früchten des Baumes wird die Nahrung der Erde entgegengestellt. Ernähren, wie schon bei Homer τρέφειν und βόσκειν stehen, alere und nutrire bei den Römern.

**) Mit jetzt ungewöhnlicher Wortstellung des Subjekts nach auch.

***) Die weimarische Ausgabe hat Freude vertauschend. Sie tauschen Freude gegeneinander aus in gegenseitigem Genusse.

Epigramme.

Venedig 1790.

Wie man Zeit und Geld verthan,
Zeigt das Büchlein lustig an.

Der Vorspruch aus dem Jahre 1814 sagt in anderer Weise dasselbe, was Epigramm 46. Daß alle diese Epigramme während des Aufenthaltes in Venedig entstanden und zum Bilde seines dortigen Lebens gehören, trifft freilich eben so wenig zu, als daß er dort sich ganz behaglich gefunden; ist das Büchlein ja vielmehr großentheils von Unmuth eingegeben. Dem Dichter selbst schwebte der Geist seiner Epigramme nicht mehr deutlich vor, als er den Vorspruch dazu dichtete.

Am 31. März 1790, den Mittwoch vor Ostern, kam Goethe nach einer „vergnüglichen Reise“ in Venedig an, wo er mit der Herzogin Mutter von Weimar zusammentreffen sollte, deren Ankunft sich aber bis zum 6. Mai verzögerte. In der Zwischenzeit waren mehr als hundert der Epigramme entstanden. Am 23. April hatte er an Knebel ein Blättchen Epigramme gesandt,*) auf welchem sich außer Nr. 36—39, 42—44 und 47 zwei später nicht aufgenommene befanden. Das erste zwischen Nr. 42 und 43 gehörende lautet:

Vier gefällige Kinder hast du zum Gaukeln erzogen,
Alter Gaukler, und schickst nun sie zum Sammeln umher.
„Meine Güter trag' ich bei mir“, so sagte der Weise**);
„Meine Güter,“ sagst du, „hab' ich mir selber gemacht.“

Auf eines dieser vier Kinder, die Nr. 38 ff. besungene Bettine, bezieht sich das Distichon, von dem der gar zu freien Aeußerung wegen nur der erste Vers bekannt ist:

Zürnet nicht, ihr Frauen, daß wir dies Mädchen bewundern.

Auf dem Blättchen Epigramme, das Goethe den 28. an Frau von Kalb sandte, standen außer Nr. 14. 16. 20. 27. 41. 48 und

*) Das mannigfaltigere, das er an Herder geschickt, wie er Knebel mittheilte, ist nicht erhalten. Das an den Herzog gesandte, dessen er gegen Herder am 15. April gedenkt, wird Epigramm 2 gewesen sein. Der weimarische Herausgeber der Briefe hatte davon freilich keine Ahnung.

**) Bias von Priene.

75 zwei unterdrückte. Das eine, gleichfalls auf Bettinen bezügliche, begann:

„Ich empfehle mich Euch, seid wacker!“*) sagst du und reichest
Mir dein Tellerchen dar, lächelst und dankest gar schön.
Ach, empfohlen bist du genug,

das andere übermüthige, auf die Ausstellung der Reliquien des Patrons von Venedigs Gründonnerstag bezügliche, von dem der zweite Vers nicht mitgetheilt ist:

H'raus mit dem Theile des Herrn! h'raus mit dem Theile des Gottes!
— — — — — — — — — — — — — — —
Als die heiligen Reste Gründonnerstag-Abends zu zeigen
In Sankt Marcus ein Schelm über der Bühne sich wies.

Es sei ihm diesmal recht wohl gewesen aus Italien zu gehen, vertraute er Herder von Augsburg aus. Am 20. Juni war er wieder in Weimar.**) Dem Herzog, dem er bald nach Schlesien folgen sollte, meldete er am 1. Juli: „An meinem Büchlein Epigramme schreibe ich ab. Es sind freilich viele ganz lokal und können nur in Venedig genossen werden.“ Sein libellus epigrammatum sei zusammengeschrieben, berichtet er am 9. Knebel, doch könne er ihn noch nicht aus der Hand geben. Auf der schlesischen Reise (vom 26. Juli bis zum 6. Oktober), schrieb er eine Anzahl Epigramme oder entwarf sie, wie sein erhaltenes Notizbüchlein der Reise zeigt.***)

*) Dazu bemerkte Goethe: „Mi raccomando, Signori! da bravi, fatevi bravi! ist der Zuruf, den Gaukler und Taschenspieler brauchen, wenn Geld eingesammelt wird.“

**) Am 21. hatte er Körner einige Epigramme senden wollen, „die sich mehr nach der Martialischen als nach der bessern griechischen Manier neigen“; es unterblieb aber, um den Posttag nicht zu versäumen.

***) Vgl. Gosches Archiv für Literaturgeschichte II, 512 f. Grenzboten 1872 IV, 274 ff.

Von diesen sind mehrere, meist mit geringen Aenderungen, unter die Venediger Epigramme aufgenommen. 52 und 56, von denen das eine Lavater nennt, das andere durch ihn veranlaßt ist, auch 65, 93—95 und 97. Früher unbekannt waren außer den auf eine Aeußerung Lavaters sich beziehenden Distichen:

Guten schreibt er: die Menschen müssen wohl gut sein,
Die das alberne Zeug lesen und glauben an ihn.
Weisen denkt er zu schreiben: die Weisen mag ich nicht kennen;
Ist das Wahrheit bei Gott, bin und bleib' ich ein Thor,

die sieben folgenden:

Zum Erdulden ist's gut ein Krist zu sein, nicht zu wanken:
Und so machte sich auch diese Lehre zuerst. —
. . . . . . am christlichen Kor ein Sch.
Aber ein christlicher (Schelm) kann ein ehrwürdiger Mensch sein. —
Was vom Kristenthum, gilt von den Stoikern; freien
Menschen geziemt es nicht Christ oder Stoiker sein. —
Thörig war es ein Brod zu vergotten, wir beten ja alle
Um das tägliche Brod, geben . . . . —
Das Gemeine lockt jeden; siehst du in Kürze von vielen
Etwas geschehen, sogleich denke nur: dies ist gemein.
Das Erhabne lockt jeden; siehst du von vielem Bemühen . . . .
Wären der Welt nur die Augen zu öffnen! — Das könnte geschehen
Besser, du suchest dir selbst und du erfindest dein Theil. —

Erotisch sind die beiden folgenden Distichen:

Knaben liebt' ich wohl auch, doch lieber sind mir die Mädchen:
Hab' ich als Mädchen sie satt, dient sie als Knabe mir noch. —
Alle sagen mir Kind, daß du mich (immer?) betriegest,
O, betriege mich nur immer und immer so fort.

Zarncke bemerkt vom ersten, es sei recht geeignet uns zu zeigen, wie wir die ganze Epigrammpoesie Goethes nicht verstehn, wenn wir nicht ihre geistvolle Anlehnung an die witzigen Gedankenspiele und die lockern Scherze der griechischen und

lateinischen Dichter uns klar gemacht haben und uns gegenwärtig halten. Auch finden wir in jenem Notizbüchlein ein Epigramm auf Lafontaine's L'anneau d'Hans Carvel, dessen schließliche Fassung war:

Köstliche Ringe besitz' ich, gegraben von künstlichen Händen,
    Hohen Sinnes an Stil, wie sie das Alter [thum schätzt?]
Theurer sind die Ringe, [die?] tragen die Reichen [zum Prunke?];
    Blinken hast du sie oft über dem Spieltisch gesehn.
Aber ein Ringelchen kenn' ich, das hat sich anders gewaschen,
    Das Hans Carvel einmal, aber nur unklug besaß.
Thörig steckt er einen der zehen Finger durchs Ringchen;
    Nur dem elften geziemt dieser köstliche Schmuck.*)

Bald darauf schenkte Goethe eine Sammlung seiner Epigramme der Herzogin Mutter, wahrscheinlich zu ihrem Geburtstage, dem 24. Oktober, mit der bei der spätern Anordnung unterdrückten Widmung:

Sagt, wem geb' ich dies Büchlein? Der Fürstin, die mirs gegeben**),
    Die uns Italien jetzt noch in Germanien schafft.

Außer dießem bestand die Sammlung aus 74 auf einzelne, ungeordnete Blätter geschriebenen Epigrammen. Von den in der spätern Anordnung sich findenden enthält sie 1. 4. 6. 7. 9. 14. 16—19. 22—24. 26—29. 31—34. 37—40. 42—49. 51—55. 57. 68—71. 73. 75—77. 81. 96. 99. 102—104. 22 und 23 bilden eine

*) V. 1 stand in der ersten Redaktion Schöne und gegrabene köstliche Steine, 2 Hoher Gedanken und Stils, echte gefällig in Gold, 3 Theuer bezahlt die Ringe mit weißen feurigen Steinen, 6 thörig im Alter, 7 Unklug schob er den kleinsten und ins, 8 Nur der größte gehört würdig, der eilfte. — Gewaschen steht in dieser Bedeutung sonst allein. — Der eilfte. Vgl. Grimms Wörterbuch unter Eilfte.

**) Da er auf ihre Kosten die Reise nach Venedig gemacht hatte.

Nummer. Außerdem finden sich hier ein von Riemer irrig in das Jahr 1792 versetztes Epigramm*), die schon genannten, „Vier gefällige Kinder“, „Zürnet nicht“, „Ich empfehle“, „H'raus mit“ und folgende:

Nackend willst du nicht neben mir liegen, du süße Geliebte;
Schamhaft hältst du dich noch mir im Gewande verhüllt?
Sag' mir, begehr' ich dein Kleid, begehr' ich den lieblichen Körper?
Nun die Scham ist ein Kleid: zwischen Verliebten hinweg!**) —
Ob erfüllt sei, was Moses und die Propheten gesprochen***),
An dem heiligen Christ, Freunde, das weiß ich nicht recht.
Aber das weiß ich: erfüllt sind Wünsche, Sehnsucht und Träume,
Wenn das liebliche Kind süß mir am Busen entschläft. —
Viele folgten dir gläubig und haben des irdischen Lebens
Rechte Wege verfehlt, wie es dir selber erging.
Folgen mag ich dir nicht; ich möchte dem Ende der Reise
Als ein vernünftiger Mann, als ein vergnügter mich nahn.
Heute gehorch' ich dir doch und wähle den Weg ins Gebirge†);

---

*) Weit und schön ist die Welt, doch o, wie dank' ich dem Himmel,
Daß ein Gärtchen, beschränkt, zierlich mir eigen gehört.
Bringt mich wieder nach Hause! Was hat ein Gärtner zu reisen?
Ehre bringts ihm und Glück, wenn er sein Gärtchen besorgt.

**) Nach einem Wort, das man Swift zuschrieb.

***) Die messianischen Weissagungen. Den Juden war ein gekreuzigter Messias ein Aergerniß, den Griechen eine Thorheit nach 1. Kor. 1, 23. — Moses und die Propheten, sprichwörtlich nach Luk. 16, 29. 31. An Herder schreibt Goethe einmal, das Testament Johannis begreife Moses und die Propheten, Evangelisten und Apostel.

†) In den Evangelien besteigt der Heiland mehrfach einen Berg, wo das Volk zu ihm kommt (Matth. 5, 1. 15, 26), einmal, um zu beten (14, 23), ein andermal, um sich in seiner Verklärung zu zeigen (17, 1); vor seinem Leiden geht er „nach seiner Gewohnheit“ (Luk. 22, 39) an den Oelberg. Hier ist wohl ein Ausflug aufs Land gemeint, welchen Goethe gleich am Charfreitag machte. Auf letztern bezieht sich der Gruß an den König der Juden, der heute, wo er im Grabe liege, wohl nicht schwärme.

Diesmal schwärmst du wohl nicht. König der Juden, leb' wohl!
Offen steht das Grab! Welch herrlich Wunder! der Herr ist
Auferstanden! Wer glaubts! Schelmen, ihr trugt ihn ja weg.*)
Was auch Helden gethan, was Kluge gelehrt, es verachtets
Wähnender christlicher Stolz neben den Wunden des Herrn.
Und doch schmückt er sich selbst und seinen nackten Erlöser
Mit dem Besten heraus, was uns der Heide verließ.
So versammelt der Pfaffe die edlen leuchtenden Kerzen
Um das gestempelte Brod, das er zum Gott sich geweiht.**)
Einen zierlichen Käfig erblickt' ich; hinter dem Gitter
Regten sich emsig und rasch Mädchen des süßen Gesangs.***)
Mädchen wissen sonst uns nur zu ermüden; Venedig,
Heil dir, daß du sie auch uns zu erquicken ernährst! —
Amerikanerin nennst du das Töchterchen, alter Phantaste?†)
Glücklicher hast du sie nicht hier in Europa gemacht. —
Lange sucht' ich ein Weib mir; ich suchte, da fand ich nur Dirnen;
Endlich erhascht' ich dich mir, Dirnchen; da fand ich ein Weib.††) —

---

*) Der launige Doppelsinn liegt darin, daß die Geistlichen in der Osternacht das Bild des Gekreuzigten aus dem in der Kirche gemachten Grabe (vgl. Epigramm 9) tragen, und nach den von Lessing herausgegebenen Fragmenten die Jünger den Leichnam ihres Meisters entwendeten, um seine Auferstehung glauben zu machen.

**) Hier ist das Sanctissimum, das Venerabile, die Monstranz mit der geweihten Hostie gemeint. Vgl. Epigramm 19. Goethe schrieb später verwandelt statt geweiht, ohne zu bedenken, daß der Vers ein Pentameter sein muß.

***) Am 3. Oktober 1786 schreibt Goethe von Venedig aus: „Hier (in der Kirche der Mendicanti) ist das Conservatorium, welches gegenwärtig den meisten Beifall hat. Die Frauenzimmer führten ein Oratorium hinter dem Gitter auf; die Kirche war voll Zuhörer, die Musik sehr schön und herrliche Stimmen u. s. w." Das Ospitàle della pietà ist ein Findelhaus für Mädchen, die zu diesem Konversorium erzogen werden.

†) An den Vater Bettinens gerichtet. Vgl. oben S. 24.

††) Dirnchen, ein Mädchen aus dem Volke, wie seine Christiane war, im Gegensatz zu den „schönen Damen der feinern Welt" (Elegie 2, 2).

„Wagst du Deutsch zu schreiben unziemliche Sachen?“ Mein Guter,
Deutsch dem kleinen Bezirk leider ist griechisch der Welt.*)
Wenn du schelten willst, so wolle kein Heiliger scheinen!
Denn ein rechtlicher Mann schweigt und verzeihet uns gern.**) —
Wenn ein verständiger Koch ein artig Gastmal bereitet,
Mischt er unter die Kost vieles und vieles zugleich.
So genießet auch ihr dies Büchlein, und kaum unterscheidet
Alles ihr, was ihr genießt. Nun, es bekomm' euch nur wohl!

Unter den Epigrammen, besonders am Schlusse, fanden sich manche, die vor die venediger Reise fallen und in der glücklichen Stimmung entstanden sind, in der ihm die römischen Elegien gelangen.

Den 1. Januar 1791 berichtete Goethe an Knebel, die Büchlein Elegien und Epigramme seien „so ziemlich gefaltet und gelegt“; die Herausgabe der erstern sei ihm von Herder widerrathen worden. Im Junihefte der deutschen Monatsschrift (als I von uns bezeichnet) gab Goethe unter dem Titel Sinngedichte ein Dutzend dieser Epigramme in folgender Ordnung 2. 21. 8. 5. 25. 20. 13. das Epigramm „Einen zierlichen Käfig“ (S. 28). 30. 15. 11. 100; es folgte im Oktoberhefte ein zweites Dutzend, 95. 85. 89. 83. 94. 84. 86. 56. 50. 57. 96. Nach 84 stand folgendes später unterdrückte, das auf ein die Blumen begießendes Mädchen sich bezieht:

Ach! sie neiget das Haupt, die holde Knospe. Wer gießet
Eilig erquickendes Naß neben die Wurzel ihr hin?

---

*) Bitterer Spott, daß er, um von der Welt gelesen zu werden, nicht habe Deutsch schreiben müssen. Vgl. Nr. 29. 77. Was man Deutsch, demnach für einen nur kleinen Kreis, schreibt, versteht die Welt leider nicht. Sprichwörtlich heißt es: Graeca sunt, non leguntur.

**) Der, welcher arg schilt, verräth, daß er ein Heuchler sei, da er sich selbst als heilig darstellen will.

Daß sie froh sich entfalte, die schönen Stunden der Blüte
Nicht zu frühe vergehn, endlich auch reife die Frucht.
Aber auch mir — mir sinket das Haupt von Sorgen und Mühe.
Liebes Mädchen! Ein Glas schäumenden Weines herbei.*)

Die erste Reihe dieser Epigramme bezieht sich ganz auf Venedig, die zweite in der ersten größeren Hälfte auf seine Liebe, in der zweiten auf die Freiheitsmänner, nur das Schlußepigramm weist auf den Süden hin. Von diesen Epigrammen der deutschen Monatsschrift fehlen in der der Herzogin Amalia gewidmeten Sammlung alle im Juliheft gegebenen, mit Ausnahme des später unterdrückten, von den im Oktoberhefte nur 96 und das eben angeführte „Ach! sie neiget“.

Von da an blieben die Epigramme bis zu Goethes Verbindung mit Schiller liegen. Im September während Schillers vierzehntägiger Anwesenheit in Goethes Hause las dieser ihm seine römischen Elegien, nicht seine venediger Epigramme vor. Da Schiller aber auch einen Musenalmanach zu liefern übernommen hatte, schlug er ihm am 26. Oktober vor, ein Büchlein Epigramme in denselben ein- oder anzurücken; getrennt bedeutete dies nichts, aber aus einigen hunderten, von denen manche nicht mitzutheilen seien, würden sie wohl eine

*) Auf dieses Epigramm scheint Frau von Stein in ihrer Tragödie Dido, wo sie Goethe unter dem Namen Ogor einführt, öfter anzuspielen. Als dieser die mit Trauben bemalten Wände betrachtet hat, ruft er aus (I, 5): „Auf süßes Mädchen erwache und bring' uns den Morgentrunk in einem weiten Becher! und leide nicht, daß die reichen thracischen Weine länger gehäuft werden!“ II, 5 läßt sie Ogor selbst sagen: „Ich besinge am liebsten mein Mädchen und den Wein“. In anderer Weise hieß es in der Ode an Schwager Kronos (von 1774): „Mir auch, Mädchen! | diesen schäumenden Trank! | diesen frischen Gesundheitsblick!“

Anzahl auswählen können, die ein Ganzes bildeten; beim nächsten Zusammenkommen solle er die leichtfertige Brut im Neste zusammensehn. Als Schiller am 7. Januar 1795 einem kurzem Besuche Goethes in Jena entgegensah, sprach er die Hoffnung aus, er werde ihn dann auch seine Epigramme hören lassen. Dies war in den Tagen vom 10. bis zum 13. geschehen. Näheres wissen wir davon nicht. Da die Epigramme erst am Schlusse des Musenalmanachs erscheinen sollten, dagegen die Elegien früher in den Horen, so ruhten erstere längere Zeit. Daß Goethe Schiller eine Sammlung derselben gegeben, in welcher Schiller einige durchstrichen, ersehen wir aus seiner Aeußerung bei Uebersendung der zum Drucke bestimmten Handschrift am 17. August. Vorher hatte er am 29. Juli von Karlsbad aus geschrieben, an den Epigrammen sei wenig geschehen, sonst gar nichts.

„Hier schicke ich Ihnen endlich", heißt es in dem Begleitbriefe der Handschrift, „die Sammlung der Epigramme auf einzelnen Blättern, numerirt und der bessern Ordnung willen noch ein Register dabei; meinen Namen wünscht' ich aus mehrern Ursachen nicht auf den Titel. Mit den Mottos halte ich für rathsam auf die Antiquität hinzudeuten [daß er sich der Freiheit alter Dichtung bedient habe]. Bei der Zusammenstellung habe ich die zusammengehörigen hintereinander gestellt, auch eine gewisse Mannigfaltigkeit zu bewirken gesucht [wie schon im leipziger Liederbuch und seinen zwei Büchern vermischte Gedichte], dabei aber, um alle Steifheit zu vermeiden, vorn herein unter das venezianische Lokal Vorläufer der übrigen Arten gemischt. Einige, die Sie durchgestrichen hatten, habe ich durch Modifikation vernehmlich zu machen gesucht. Nro. 78 [Weiß

hat Newton gemacht] wünsche ich, so unbedeutend es ist, an diesem Platze [aber auch 79 geht auf Newton], um die Schule zu reizen und zu ärgern, die, wie ich höre, über mein Stillschweigen triumphirt und ausstreut, ich würde die Sache fallen lassen. Haben Sie sonst noch ein Bedenken, so theilen Sie mir es mit, wenn es die Zeit erlaubt, wo nicht, so helfen Sie ihm selbst ohne Anstand ab.“ Schiller begann bald den Druck.

Die Schiller übersandte Handschrift ist verloren, aber ein späteres Register in der weimarischen Ausgabe mitgetheilt, das für die Geschichte der Epigramme von Bedeutung ist. Es ist ein so starkes, wie irreführendes Versehen, wenn der weimarische Herausgeber behauptet, die Anfänge der Gedichte hätten hier die Fassung, in welcher die Epigramme im Musenalmanach erschienen seien. Gleich die erste Nummer weicht ab, dann 9. 10 f. 14—16 u. s. w. Das Register umfaßt, da fünf Nummern doppelt stehn, 90 Epigramme, von denen eine größere Anzahl in der zum Druck bestimmten Sammlung gestrichen waren. Nach 1 und 3 stand als 2a Viele folgten dir (S. 27), dann 2. 4. 6. 8. 9. 14. 5, weiter ein Epigramm, das begann: In dem engsten Gäßchen, dann das S. 28 gegebene Wenn du schelten willst, das auf Gilles Camper, den Sohn des berühmten holländischen Anatomen Petrus Camper:

Camper der Jüngere trug in Rom die Lehre
Von den Thieren uns vor, wie die Natur sie erschuf,
Bäuche nahm und gab dann Hälse, Pfoten und Schwänze,
Alles gebrochenes Deutsch so wie geerbter Begriff.
Endlich sagt er: „Vierfußiges Thier, wir habens vollendet“,
Und es bleibet uns nur, Freunde, — — — zurück.
Armer Camper, du hast ihn gebüßt, den Irrthum der Sprache!
Denn acht Tage darnach lagst du und schlucktest Merkur.

Anschloß sich das bittere auf Lavater, mit dem Goethe gebrochen hatte, weil er die Natur schmähte.

In ein Puppenspiel hatt' ich mich Knabe verliebet;
Lange zog es mich an, bis ich es endlich zerschlug.
So griff Lavater jung nach der gekreuzigten Puppe,
Und er wird sie wohl kaum erst vor dem Grabe noch los.
Gönnet ihm alle die Lust, noch in dem letzten Momente
Herz' er betrogen sie, noch wenn ihm der Athem ausgeht (55).

Darauf folgten 10—12. 16. 27. 29. 7. 17. H'raus mit dem Theile und Offen steht (S. 28 f.) 18. 24. 22. 26. 25. 28. 21. 30. 32. Einen zierlichen Käfig (S. 28).

Am Ende von Schillers Musenalmanach für das Jahr 1796 erschienen die 103 Epigramme. Venedig 1790. Wir bezeichnen sie mit 2. Auf dem besondern Titelblatt stand Martials Hominem pagina nostra sapit („Mein Buch schmeckt nach Leben"), auf der Rückseite die lateinischen Verse des Horaz (sat. I. 4, 137—140), die verdeutscht lauten:

Ich denke bei mir dies,
Lippe auf Lippe gedrückt, und habe ich Muße gewonnen,
Werf' ich es auf das Papier. Dies ist von den kleineren Fehlern
Einer, von denen ich sprach.

Es fehlt hier noch das herrliche Gedicht auf den Herzog, das im alten Register als 34b neben dem Dank an die Götter, die ihm das meiste Wünschenswerthe schon gewährt, als 34a steht.*) Weder in der Sammlung der Herzogin Mutter, noch in den

*) Auf einem besondern Zettel bemerkte Goethe: „Str. 34 steht mit Fleiß zweimal und wird, wie das Manuscript anzeigt, einmal mit a, das zweitemal mit b bezeichnet". Im ersten Druck blieb es wohl weg, weil man jede Hindeutung auf den ungenannten Dichter vermeiden wollte.

Sendungen an Knebel und Frau von Kalb, noch in der Monatsschrift findet sich eins der Epigramme des Almanachs 3. 50. 56. 58—67. 72. 74. 78—80. 82. 98, die meist gegen die Freiheitsmänner, das Christenthum, Lavater und Newton gerichtet waren und großen Theils in B fehlten. Als Goethe im Sommer 1799 die Epigramme zur Aufnahme in seine neuen Gedichte durchging, fand er sie prosodisch liederlicher als die beiden Bücher der Elegien gearbeitet, doch ließen sie sich, meinte er, am leichtesten verbessern, wobei oft Ausdruck und auch Sinn gewinne. Als er am 20. März 1800 sie an A. W. Schlegel zur Durchsicht sandte, äußerte er, dieser werde vielleicht eines oder das andere, sollte es zu widerspenstig sein, aussondern, wie das mit dem doppelten überall (26), doch auch dieses wußte er zu bewältigen. Goethe selbst hatte schon manches verbessert. Epigramm 1 und 53 hatten die doppelte Zahl der Verse erhalten, in 28 und 90 war das ausgefallene erste Distichon wieder hergestellt. Diesmal erschien zuerst das dem Herzog gewidmete Epigramm. 33 f. Klein ist unter den Fürsten Germaniens, das also, wenn es auch vom ersten Druck ausgeschlossen wurde, für die Sammlung bestimmt war als 35 a, aber später an derselben Stelle, nach 34, aufgenommen wurde. Es folgen noch 50. 54. 31. 53. 73. Zuerst wollte er hier das Distichon aufnehmen:

Lange sucht' ich ein Weib mir, da fand ich nur Dirnen;
Endlich erhascht' ich dich mir, Dirnchen, da fand ich ein Weib!

Es folgten die Distichen:

Dich betrügt der Regente*), der Pfaffe, der Lehrer der Sitten
— — — — — — — — — — — —

*) Dafür verbesserte Goethe Staatsmann. Für dich stand vorher

Leider läßt sich kaum das Rechte denken noch sagen
Und verletzet den Staat, Götter und Sitten zugleich,

dann das später benutzte Epigramm 55:

Schweig', du weißt es besser, wir müssen den Pöbel betrügen;
Sieh nur, wie ungeschickt, wild er sich sein Leben lang zeigt.

Daran schlossen sich 36—38. 40. 76. Wenn ein kluger Koch (S. 29). 25 und das Epigramm:

Unglückselige Frösche, die ihr Venedig beschnei(e)t!
Springt ihr zum Wasser heraus, springt ihr auf hartes Gestein.

im schärfsten Gegensatze dazu die lieblichen Verse 13, darauf das politische, später durch 51 ersetzte Epigramm auf Joseph II. und seinen Nachfolger:

Was hat Joseph gewollt und was wird Leopold wollen?
Menschen sind sie wie wir, Menschen wir sind es wie sie.**)

Weiter die in ältern Handschriften unmittelbar auf 35a folgenden drei Distichen Was auch Helden gethan (S. 28). Dann folgte auf 48 das vom weimarischen Herausgeber als nicht mittheilbar bezeichnete Epigramm mit dem Anfang Sauber hast du dein Volk erlöst. Anschlossen sich 12. 46. Vier gefällige Kinder (S. 25). 43. 42. Amerikanerin nennst du (S. 28). 41. 44; die beiden Distichen, von denen nur der Vers Auszuspannen befiehlt der Vater die Schenkel bekannt ist, Zürnet mir nicht und Ich empfehle mich euch (S. 23 f.) 45. 47. 20. 19, dann das schon S. 32 angeführte auf G. Camper.

Erst, dann im folgenden Distichon „Seht, ich schwör' euch, es läßt sich nichts Rechtes" und Das nicht grimmig, am Schlusse verletzt.

**) Schärfer traf später die Xenie Sisyphus den großen Wollenden, wie Herder Joseph II. nannte.

67. 68. Mehrere Distichen, die begannen: Seid ihr ein Fremder, mein Herr, 72. Ein (?) Distichon „Kaffee wollen wir trinken, mein Herr," mit dem Pentameter „Hab' ich doch, Freunde, mit Recht immer den Kaffee gehaßt." Kaffee wollen wir trinken, wozu wohl die Fortsetzung der eben erwähnten Distichen gehört (vgl. Epigramm 69). 75. 96. 99. Nackend willst du (S. 27). Ein Epigramm Alle Weiber sind Waare aus zwei Distichen, von denen das zweite lautete:

Glücklich ist die Beständige, die den Beständigen findet,
Einmal nur sich verkauft und auch nur einmal verkauft wird.

162 (es fing an Reizend ist es die Liebste, eine von der weimarischen Ausgabe übergangene Lesart). 103 Weit und schön (vgl. S. 27*), zum Schlusse nicht numerirt Ob erfüllt sei (vgl. S. 25). Bei dieser Folge ließ Goethe sich von dem Grundsatz leiten, die beginnenden, auf Italien und besonders Venedig bezüglichen Epigramme durch neuere, außerordentlich und mit behaglicher Lust ausstattende, seine Liebe, seine Dichtung und seine Stellung, die Politik, Bettinen und die Lacerten und die Reihe längerer Epigramme durch kürzere zu unterbrechen, sodaß meist Gedichte von verschiedener Länge wechseln, wenn auch dann zuweilen ganz kurze von einem oder zwei Distichen aufeinander folgten.

Was den handschriftlichen Bestand der Epigramme betrifft, so hat der weimarische Herausgeber hier den vollen Beweis geliefert, daß er in der Kritik reiner Dilettant war, den Grundsatz, zur Charakteristik der Handschriften alles mitzutheilen, was zu ihrer Beurtheilung nöthig ist und das Verhältniß derselben zu einander zu bestimmen, hat er völlig vernachlässigt, ja dieselben in einer die Einsicht störenden Folge aufgeführt. Den

Vortritt hat bei ihm ein Oktavheft Notanda Mart. 1790, worin Entwürfe mehrerer Epigramme, zum Theil mit Gummi entfernt, stehn sollen. Die betreffenden Epigramme zu bezeichnen, würde ein kundiger Kritiker zu bemerken nicht unterlassen haben. Der Herausgeber überläßt es dem Leser, sich dies aus dem Haufen der Lesarten herauszuklauben. Und das ist nicht leicht; denn v. Loeper hat die üble Gewohnheit, da, wo er die Handschriften angiebt, welche das Epigramm haben, diese älteste Quelle nicht der Erwähnung werth zu halten, sodaß man nur, wenn man die einzelnen Lesarten durchgeht, die Entdeckung macht, auch diese als H 54 bezeichnete Handschrift bringe schon das Epigramm. Dies ist bei 2, 5, 8, 23, 48 („erster Entwurf“ ohne nähere Angabe), 57 („der erste Entwurf auf dem abgerissenen Blatte eines Notizheftes, muß stehn H 54a“, weiter nichts), 67—70, 74, 96, 100 und einigen später nicht aufgenommenen Epigrammen (vgl. zu 17, 34a, 55, 72) der Fall. Demnach sollten nun zunächst die den 23. April 1790 an Knebel und am 28. an Frau von Kalb gesandten Blättchen folgen (denn die dem Herzog am 3., Herder am 15. mitgetheilten sind nicht erhalten), der Brief an Frau Herder vom 3. Mai, das Notizbuch von der schlesischen Reise und die der Herzogin Amalie verehrte Sammlung stehn, aber diesen treten voran spätere größere Sammlungen, und was über sie bemerkt wird, ist keineswegs hinreichend, uns einen übersichtlichen Begriff von ihrem Inhalte zu geben. Wir hören nur, daß die Zahl der mitgetheilten 74 beträgt, nicht in welcher Folge sie stehen, was wir freilich aus dem Berichte Burkhardts wissen, auf den verwiesen wird. Vgl. oben S. 26 ff. Ueber das Verhältniß der beiden Quarthefte H 55 und H 56 vernehmen wir nichts. Freilich erhalten wir

die wichtige Mittheilung, daß in ersterm die Epigramme in zwei Bücher getheilt sind, deren erstes 69 bezifferte und 28 unbezifferte, „meist durchstrichene [weil schon zur Abschrift benutzte] oder sonst unleserliche“ Epigramme enthalte, das andere „30 Epigramme beziffert und 11 unbeziffert, gleichfalls vielfach unleserlich, schließend mit der jetzigen Numer 82 Wenn in Dunst und Nebel gehüllt, im andern „85 Epigramme beziffert und 15 unbeziffert, ein großer Theil ausgestrichen oder verwischt“. Aber die verschiedene Folge der Epigramme in beiden Sammlungen erfahren wir nicht; daß in dem einen um 38 Epigramme stärkern die Gedichte in zwei Bücher getheilt sind, bleibt unbeachtet, obgleich daraus sich unzweifelhaft ergiebt, daß H 56 später als H 55 sein muß, also v. Loepers Folge verkehrt ist. Der einzige Grund, den er dafür anführen könnte, wäre H 55 sei als 22a, H 56 als 22b in späterer Zeit, wohl von Kräuter, bezeichnet; aber es bedarf keines Wortes, daß die späte Signatur gar nichts beweist. Leider sind des Herausgebers Angaben, wie die einzelnen Epigramme in beiden Handschriften stehen, zum Theil so unbestimmt, auch durch Druckfehler in den Zahlen zuweilen entstellt, daß wir auf den Versuch, ein genaues Verzeichniß der Anordnung in beiden zu geben, verzichten mußten. Die Folge in H 55 ist wesentlich verschieden von der in H 56 und die Sammlung enthält bei weitem mehr Epigramme, wodurch Goethe auch bestimmt wurde, sie in zwei Bücher zu theilen. Die Anordnung derselben ist in der Redaktion zum Drucke mehr befolgt als die von H 56, in welcher die Epigramme 49. 52. 56—66. 71. 77—79. 81—95. 97. 98 und 102 fehlen. Daß die abweichenden Fassungen vieler Epigramme in H 55 Verbesserungen sind, kann niemand entgehen, der weimarische Herausgeber hat darauf nicht die geringste Rücksicht

genommen. Man vergleiche nur die verschiedenen Fassungen der Epigramme 13. 15. 40. 48. 72. Die abweichende Lesart von H 56 in Epigramm 15 findet sich schon in der berliner Monatsschrift. Auf dem Titel von H 56 steht das irrige Jahr 1791 und drei lateinische Sprüche aus Martial (XI, 2) und Horaz, auf dem von H 55 nach Erstes Buch und dem richtigen Venedig 1790 ein anderer Spruch Martials (X, 4): Hominem pagina nostra sapit, auf der Rückseite mit Bleistift: „Deutsch hieher." (Ein arger Lesefehler mehr als Druckfehler ist hieher. Der Herausgeber ahnte nicht, daß das heißen soll, hieher sollte der Spruch Martials in deutscher Uebersetzung kommen.) Warum die Epigrammenform deutet auf ein kurzes Vorwort. Es folgt der Spruch des Horaz, der auch in H 56 steht Haec ego mecum Compressis agito labris u. s. w. Auf einem zweiten inneren Titelblatt steht nach Epigramme. Zweites Buch der Spruch Catulls (vgl. Elegien S. 146):

Si linguam clauso tenes in ore,
Fructus proiicies amoris omnes:
Verbosa gaudet Venus loquela.

Auch die abweichende Verwendung der Sprüchworte, von denen die beiden ersten hier gewählten auch in den Druck des Musenalmanachs übergingen, der dritte mit dem Wegfall der Eintheilung in zwei Bücher überflüssig wurde, spricht für eine spätere Anfertigung von H 56. Eine Abschrift davon mochte Goethe im Frühjahr 1795 Schiller mitgetheilt haben; darnach wurde die Druckhandschrift für den Musenalmanach hergestellt. Das Quartheft mit 15 Epigrammen in lateinischer Schrift von Goethes eigener Hand (H 57) stimmt in allem, auch in der Anordnung und den drei vorgesetzten Sprüchversen, so

wesentlich mit H 55, daß es unzweifelhaft auf dieser beruht, wahrscheinlich zu einem Geschenke bestimmt war. Hiernach dürfte das Verhältniß der verschiedenen handschriftlichen Sammlungen zu einander, das der weimarische Herausgeber, ohne es einer Untersuchung werth zu halten, stillschweigend ganz falsch bestimmt hat, unzweifelhaft feststehen. Wir werden die früheste handschriftliche Ueberlieferung mit A bezeichnen, H 56 mit B, H 55 mit C, H 57, wo sie in Betracht kommt, mit C 1.

Von dem neuen Abdruck in der zweiten Ausgabe der Werke (4) liegt die dazu gemachte Abschrift mit Bemerkungen von Goethe und Riemer (D) vor. Die Ausgabe selbst, die davon mehrfach abweicht, bietet manche prosodische und sonstige Verbesserungen mit Benutzung von Vorschlägen von H. Voß und früher nicht aufgenommenen von A. W. Schlegel. Nur durch Druckfehler zeichnete sich die dritte Ausgabe von 1815 (5) aus. Die letzter Hand (5) hat wenige derselben verbessert, aber auch neue hinzugefügt. In der Quartausgabe sind drei Epigramme hinzugefügt, nach 49, das schon in H 55, II, 78 sich findet und auf einem Einzelblatt erhalten ist:

Welche Hoffnung ich habe? Nur eine, die heut mich beschäftigt,
Morgen mein Liebchen zu sehn, das ich acht Tage nicht sah,

nach 59 „Wenn ein verständiger Koch“ (S. 29), nach 96 „Weit und schön ist die Welt“ (S. 27*).

Spiegelt sich in den römischen Elegien die heitere Ruhe und süße Behaglichkeit des schönsten Liebeslebens eines begeisterten Künstlers und Dichters in der alten Weltstadt, so herrscht in den venediger oder, wie Goethe sie nannte, venetianischen Epigrammen der spottende Ton des Unmuths, gegen den alles, was den Anblick der mächtigen Lagunenstadt so be-

deutend macht und was ihn selbst bei der ersten Anwesenheit so ergriffen hat, zurücktritt. Die Reise, schrieb er dem Herzog aus Venedig bei seinem zweiten Aufenthalte, habe seiner Liebe für Italien einen tödtlichen Stoß versetzt; die erste Blüte der Neigung und Neugierde sei abgefallen und er auf oder ab ein wenig smelfungischer (krittlicher) geworden. Gegen Herder äußerte er am 15. April 1790, er werde bis zur Zeit seiner Erlösung aus diesem Stein- und Wasserneste noch mancherlei Unterhaltung finden. So hören wir statt von den Glanzseiten der Stadt nur von Schmutz und Vernachlässigung, von der Beschränktheit des Volks, der Heuchelei und dem Betruge der Geistlichkeit; anziehend scheinen ihm fast nur die hübsche Bettine des alten Gauklers, die netten Mädchen der Spelunke (vgl. Epigramm 67—70) und das reizende Kind, dessen Liebe ihn beglückt: aber das letztere steht in gar keiner Verbindung mit der venediger Oertlichkeit und in Widerspruch mit den Erinnerungen an seine nordische Geliebte (3. 26. 27. 28. 97), wie denn die betreffenden Epigramme auch nicht in Venedig gedichtet sind, sondern wohl größtentheils dem Jahre 1789 angehören. Goethe fügte diese, da er sie von den römischen Elegien ausgesondert, hier als einen gemüthlichen Abschluß hinzu, obgleich sie zu dem Büchlein des Unmuths und zu der Sehnsucht nach der heimischen Geliebten nicht passen. Zwischendurch schlingen sich Erinnerungen an die Heimat, wonach er sich zurücksehnt, und an frühere Zeiten, Betrachtungen über sich und scharfer, mit Venedig in keiner Verbindung stehender Spott auf politische und naturwissenschaftliche Verirrungen; auch fehlt es nicht an Rückblicken auf die schon vollendeten Epigramme und an Andeutungen über die Bestimmung des Büchleins. Manche stammen von der schlesischen Reise, einzelne sind

noch später entstanden. Zeigen die Epigramme auch das Gegentheil des Ideals, eine nichtige, alberne und verzerrte Welt, so schweben doch über ihnen frischer, freier Menschensinn und der verklärende Hauch dichterischen Geistes, der sich oft in lieblichen Anschauungen, glänzenden Bildern und gemüthlichem Sinnen verräth. Ursprünglich waren sie ein dichterisches Tagebuch seines venediger Lebens, von dem er nur die Betrachtung der Kunstwerke und seine Studien über Thierbildung ausgeschlossen hatte, wogegen mannigfaltige, in seiner Einsamkeit sich ihm aufdringende Gedanken eingeflochten werden. Fehlt auch eine äußere Einheit so sehr, daß absichtlich von einem Gegenstande zum andern übergesprungen wird, so liegt die innere in dem Geiste des von dem mannigfaltigen Leben rastloser Thätigkeit an- und aufgeregten Dichters. Der epigrammatische Ton ist überall glücklich den wechselnden Stimmungen entsprechend gehalten.

Erstes Epigramm. Seine Freude über das von Leben reichlich erfüllte Büchlein spricht sich höchst anmuthig in dem dichterisch gewendeten Wunsche aus, ihm dasselbe auf das Grab zu legen.*) 1—8. Auf den Sarkophagen**) der Alten findet sich häufig das sogenannte Bacchanal mit dem halbthierischen

*) Noch in 2 begann das Gedicht Seinen Sarkophag verzierte, 3 schloß wir sehen lebendig den Marmor, 3—5 fehlte der — erklingen und es folgte wir sehn (von Schlegel statt sehen vorgeschlagen) und hören den Marmor, 5 stand Zymbeltrommelten, 7—10 fehlten, 9 hatte Goethe Schlegels überwältiget statt bezwinget angenommen, 11 begann noch in 2 Und so ziere denn auch, 12 stand Rolle, die er. Nach 1 stand nach umher (2) und Reihe (3) Komma, nach Marmor Semikolon.

**) Nebensächlich werden in Folge einer metrischen Verbesserung die Aschenkrüge (Urnen) genannt, welche mit ähnlichen bildlichen Darstellungen geschmückt waren.

Silen, auf Handttrommeln (Tympanen) paukenden und Erzbecken (Cymbeln) zusammenschlagenden Bacchantinnen*), und mancherlei Bilder des Lebens, wie pickende Vögel und der Liebesgott mit der Fackel. Vgl. Goethes Brief aus Verona vom 16. September 1786. — 9 f. Fülle überwältigt den Tod, insofern dieses reiche Leben den Gedanken an den Tod nicht aufkommen läßt, was der folgende Satz näher bezeichnet, wo der stille Bezirk treffend den innern, für die Asche bestimmten Sarkophag bezeichnet. Mignon nennt ihn (Lied 44) jenes feste Haus. — 11 f. Wie er sein Grab nach alter Weise als einen Sarkophag bezeichnet, so sein Buch als eine Rolle. Umgeben soll wohl auf die aufgerollt über dem Sarkophag liegende Rolle deuten. Die Bücher der Alten sind wirkliche Rollen, volumina. Eigentlich umgeben den Sarkophag oft Inschriften und Reliefen. Aber nur spät will er die Erde verlassen. Vgl. Elegien I, 7 am Ende und das Epigramm „Viele folgten dir gläubig" (S. 27). Tritt auch am Anfange im Gegensatz des Heiden die christliche Zeit hervor, so verräth sich doch hier schon seine eigene weltliche Neigung.**)

Zweites Epigramm. Glückliche Bezeichnung der folgen-

---

*) Vgl. das erste der vermischten Gedichte V. 95 ff. und den Schluß des dritten Aktes des zweiten Theils des Faust. Bestimmte Dichterstellen schweben nicht vor, sondern Kunstdarstellungen. Selbst bei dem heisern Ton hat man nicht an den Gebrauch des lateinischen raucus vom Tone des Horns zu denken. Silen hat sich wirklich heiser geblasen.

**) Nach diesem Epigramm findet sich in B ein dem weimarischen Herausgeber unleserliches, das anfängt Gib mir statt der, in C nach Epigramm 76 (dort 58); von den sechs Versen lautet der letzte: „Denn ich Deutscher bin übel als Dichter geplagt" (wegen der Härte der deutschen Sprache); die unterschlagenen werden wohl nicht greulicher als mancher mitgetheilte sein.

den Gedichte. Gleich beim Eintritt in Italien kommt ihm ein begeisternder Hauch von Vergils Geburtsort, Andes (Pietola) bei Mantua, entgegen, aber ihm als Reisendem können nur kleine Epigramme gelingen.*) Der dunkelblaue Himmel, die glänzende Sonne (vgl. Elegie 7), der mächtig vom Felsen herab sich ziehende Ephen**) und die an Pappeln aufgebundenen (gegatteten) Weinstöcke***) bezeichnen den Süden.†)

Drittes Epigramm. Eine ungemein reizende Klage über die Trennung von seinem geliebten Mädchen, seiner mit ihrem vier Monate alten Söhnchen in Weimar zurückgelassenen Christiane, an die er immer denkt. Der Gegensatz seiner an=

---

*) Statt den blaueren Himmel, die glänzende Sonne nahm Goethe in 3 Schlegels Vorschlag: „die glänzende Sonn' an dem blaueren Himmel" an, der aber, wenn der Daktylen zu viele sein sollten, was aber zum Inhalte paßte, auch am zuließ. In 4 wurde an dem blaueren Himmel vor erblickt' ich gesetzt, was Goethe schon früher gethan haben muß, wie Schlegels Bemerkung zeigt. 4 hatte schon 1 laulicher, 2 und 3 laulichter. Noch 2 sich wieder die Musen zum, 6 stand im ersten Entwurf Reisender statt Wanderer.

**) „Zu Kränzen geschmückt", so prachtvoll am Felsen herabwachsend, daß er von selbst Kränze bildet.

***) Vgl. Hor. epod. 2, 10. Goethes Briefe vom 25. Februar und vom 16. März 1786 (in der italiänischen Reise).

†) Hier folgt in 57 Wagst du Deutsch zu schreiben (vgl. S. 29), das in C nach 73 (dort 1, 66) steht. Weiter lesen wir dort:

Achte hatt' ich gesetzt; nun ist die Neune gezogen,
Sieh, wie nah ich schon war, nächstens treff' ich die Zahl.
Und so klagen die Menschen, die sich dem Zufall vertrauen.
Jeder schmiede sein Glück, aber er brauche die Kraft.

Die letzte Zeile war ausgestrichen. Das im Süden außerordentlich verbreitete Lotto hatte ihn zu dem Epigramm veranlaßt, das mit einem aus dem Lateinischen in neuere Sprachen übergegangenen Sprichwort schließt. Faber quisque fortunae suae, hieß es in den Sprüchen des Appius Claudius.

strengenden, ihn bloß mit fremden, rohen und habgierigen Menschen in Verbindung bringenden Reise zu seinem häuslichen Glücke ist bezeichnend hervorgehoben.*) Unser Epigramm war es, das Goethe von Venedig aus dem Herzog sandte. In allen handschriftlichen Sammlungen nahm es die zweite Stelle ein; erst in 2 folgte es an dritter, unmittelbar nach 1. Rührt die Umstellung von Goethe selbst oder von Schiller her, die ursprüngliche möchten wir vorziehen. Am 13. März war Goethe mit seinem Diener Götz in einem Chaischen von Jena abgefahren, den 31. kam er in Venedig an; das schöne Wetter verwandelte sich bald in Schnee, heiterte sich aber später auf. Wenn der Dichter von zwanzig im Wagen verbrachten Tagen spricht, so trifft dies nicht zu, besonders da er in Nürnberg ausruhte.**) Wir haben uns diesen Stoßseufzer an einem der letzten Reisetage zu denken. Die Zeit der Gegenwart (wende) steht lebhaft von der bis zu dieser dauernden Folge, wie Goethe sich diesen Gebrauch auch sonst gestattet. Die widerspenstigen Lohnkutscher

*) In der ursprünglichen Fassung stand 2 schließt statt drängt, 3 lehnt sich Haupt, Schooß statt Knieen, 5 wie statt und, 7 noch 2: „Allen Freuden des Lebens hab' ich den Rücken gekehret", 8 „Wagen umher", wofür 3 setzte „Leider, ich wende den Rücken der einzigen Freude des Lebens", und dahin statt umher, 4 führte wend' ich ein, 12 waren die Worte „Postillone sind Herrn" passend in Klammern geschlossen. Ein Druckfehler war 3 schelte statt schölte.

**) Verkehrt ist v. Loepers Beweis, es sei genau der zwanzigste Tag. Am 10. fuhr er nach Jena, wo er aber bis zum 13. blieb. Vom 16. bis zum 19. hielt er sich zu Augsburg auf, den 23., wo er früh um 2 Uhr ankam, zu Innsbruck. Vom 25. bis zum 28. war er in Verona, wonach die Zahl der Tage, die ihn die Wagen geschleppt, weit hinter zwanzig zurückbleibt. Aber freilich war er, um rasch anzukommen, meist vom frühsten Morgen bis zur späten Nacht gefahren. Dem Dichter kam es hier gar nicht auf einen genauen Reisebericht an.

(Vetturine), Kellner (Kämmerer, camerière) und Lohndiener (der Bediente vom Platz, servidore di piazza) machen eine üble Gesellschaft. Auch die Posthalter (maestri di posta), bei denen die Postillone die den Reisenden gebietenden Herren machen, und das Zollhaus (dogana) bereiten ihm vielen Aerger. Der Dichter häuft hier absichtlich die unangenehmen Menschen, mit denen ein Reisender in Italien gequält ist (vgl. den Schluß seines Briefes vom 25. Oktober 1786), als Gegensatz zu seinem häuslichen Liebesglück, das er mit Rinaldos seliger Ruhe in Armidens Zaubergärten nach Tassos Dichtung (XVI, 17—26) vergleicht. — Später behandelte Goethe Rinaldos Befreiung als Kantate.*)

Viertes Epigramm. Eigenthümliche Wendung des Gedankens, daß der Duft, der ihm über Italien schwebte, geschwunden.**) Er fühlt nur die Unannehmlichkeit der Reise, den Staub auf dem Wege und besonders die überall herrschende Unredlichkeit, Zucht- und Ordnungslosigkeit. Zwar ist das Land noch immer schön, aber er darf nicht hoffen, wieder eine Faustine zu finden, deren herzliche Neigung ihn erfreut hat. Unser Epigramm knüpft glücklich an die Elegien an.***) Der Gegensatz gegen früher erhält im ersten und letzten Verse seine scharfe Aus-

*) Hier folgte in C das Epigramm Viele folgten dir gläubig (vgl. S. 27).

**) In 2 hatte sich erhalten: 1 „Noch ist Italien, wie ichs“, 3 Rechtlichkeit, 5 ist eitel, mißtrauet dem andern, wofür 3 setzte mißtrauet dem andern ist eitel, welche Ausgabe zuerst die jetzigen Lesarten hatten, nur mißtraut gab erst 5.

***) In C folgten die drei Epigramme: In dem engsten der Gäßchen (vgl. S. 29), Wenn du schelten willst (vgl. S. 32) und Camper der Jüngere (vgl. S. 32); letzteres steht auch in B.

prägung. An Herder schrieb er den 3. April, er sei ein wenig intoleranter gegen das Sauleben dieser Nation als das vorigemal.

Fünftes Epigramm. Hier befinden wir uns zuerst in Venedig, aber dieses erste, das venediger Lokal berührende Epigramm enthält nur eine scherzhafte Anspielung auf die poetischen Sünden, deren sich der launige Dichter doch schuldig fühlt.*) Die auf dem großen Kanal (Canal grande), der belebtesten Wasserstraße, fahrende Gondel (weder Gondel noch Kanal werden näher beschrieben) deuten auf die Lagunenstadt.**) Der einzeln hervorstehende Lorbeerzweig trifft ihn nur leise. Die bei der Verfolgung des liebegierigen Apoll auf ihren Wunsch in einen Lorbeerbaum verwandelte Daphne denkt er sich als Bekränzerin der Dichter. Erst dem Jahre 1796 gehört Klopstocks Ode Die Kränze an, wo es, vielleicht mit Anspielung auf die Klopstock widerwärtigen Epigramme heißt:

---

*) Noch in 2 begann das Epigramm: „Ruhig saß ich in meiner Gondel und fuhr durch die Schiffe.“ Schlegel bemerkte, der Vers habe bei der Veränderung (wahrscheinlich hatte Goethe versucht, was er später aufnahm: „In der Gondel lag ich gestrecket") einen trochäischen Anfang erhalten. Da früher ruhig gestanden, könnte man setzen: „Still in der Gondel lag ich gestrecket", doch da der Daktylus fuhr durch die hart sei, schlug er vor: „Ruhig gestreckt (oder gelehnt) durchfuhr ich die Reihe der Schiffe", was dann Goethe (er hatte gelehnt gewählt) in 3 aufnahm. Auch stand noch 3 Jede für Mancherlei, manches für jedes, 4 Scheitholz und, das 3 wegschaffte. 5 lautet in A: „Schnell drang die Gondel hindurch, da schlug mich ein Lorbeer", dann mit dem veränderten Schiffe „vorbei, mich schlug ein verlorener Lorbeer", in 2 aufgenommen. 6 setzte erst 3 mir statt auf, 8 Nur zu! statt fahr hin.

**) Das kühn eingeschobene viele befrachtete hatte auch Schlegel durchgehn lassen.

Dann kränzte mich nicht der Lorbeer,
Daphne zuvor, nicht die Eiche, die Hlyn einst war.

Sechstes und siebentes Epigramm. Die in Italien überall begegnenden Pilgrime (vgl. Epigr. 21) erinnern ihn daran, daß doch ein falscher Begriff, wie hier der Wahn der übernatürlichen Wirkung Christi und seiner Heiligen, den Menschen beglücke. Vgl. Werthers Brief vom 30. November und über die Pilgrime Goethes Brief vom 28. September 1786 und Tasso V, 4.*) Der so süße Wahn läßt ihn an seine „jugenderste Liebe" denken (vgl. Faust II am Anfang des vierten Aktes), die ihm lieber als alles gewesen, deren Verlust er aber gefaßt ertragen müsse. Schweig' und ertrag', war Luthers Spruch. Auf die in Weimar zurückgelassene Christiane, deren Liebe er noch immer besitzt, zu der er bald zurückzukehren hoffen darf (vgl. Epigr. 3, 96), kann es unmöglich gehn. Die neueste Deutung auf die schöne Mailänderin ist völlig haltlos. Eher könnte man an Friederiken oder Lili denken, aber auch diese sind hier völlig fremdartig. Das nur in B und C stehende Gedicht ist ohne alle persönliche Beziehung und eigentlich hier ungehörig, ja es steht in scharfem Widerspruch mit Epigramm 3. Heller kommt mit dem catullischen Gedicht (18): Miser Catulle, desinas ineptire, als Quelle herangezogen, vergleicht besonders das: Sed obstinata mente perfer, obdura. In der ursprünglichen Anordnung stand unser Epigramm viel später; 8 folgte unmittelbar auf 6.

---

*) Noch 2 steht, „ich kann mich der Thränen niemals" statt „so kann ich mich nie der Thränen". In B folgte hier noch als Schluß, aber ausgestrichen:

Wenn er an unsre Natur mit allen Reizen sich schmieget,
Fahr' er, wo er hin will, wenn er nur fährt . . . .

Achtes Epigramm. Die Kanalfahrt auf der schwarzen traurigen Gondel läßt ihn auch das Leben als einen „großen Kanal" betrachten, auf dem wir „von der Wiege bis zur Bahre", wie es im Faust heißt, als hoffnungsvolle Thoren umherfahren. Das Schwanken der Gondel erinnert ihn an eine Wiege, ihr Kästchen an einen Sarg.*)

Neuntes Epigramm. Bei diesem an das Charfreitag übliche Versiegeln des heiligen Grabes durch den Dogen**) anknüpfende Epigramm (vgl. oben S. 28 das Epigramm. „Offen steht das Grab") beginnt der Spott über die den Aberglauben des Volks ausbeutenden Geistlichen, der durch mehrere andere Epigramme unterbrochen wird. Der Nuncius lächelt in sich darüber, daß die weltliche Macht zu einer solchen Posse sich hergibt.***)

---

*) Noch in 2 steht 1 „der Wiege, sie schaukelt gefällig" statt „der sanft einschaukelnden Wiege". 2 geräumlicher. 3 lautete zuerst „Wohl, so schweb' ich als Mensch [hier war wohl ausgefallen] zwischen Sarg und der Wiege", C „Recht so! zwischen Sarg und (zwischen beruht hier auf Versehen) Wiege wir schwanken und schweben". 4. Statt sorglos durchs schrieb 3 träumend ins, was 4 änderte. — 6. Druckfehler war 1 verglich statt vergleich'.

**) Um an diesem Tage den Doge in feierlichem Zuge zu sehn, und „die Sängerinnen der Conservatoren zu hören" (vgl. S. 28), beschleunigte Goethe, wie er an Herder schrieb, seine Ankunft zu Venedig. In den von Lessing herausgegebenen Fragmenten von Reimarus wurde behauptet, die Apostel hätten den Leichnam Christi aus dem Grabe gestohlen, wie die Pharisäer nach dem Berichte des Evangelisten Markus behaupteten. Vgl. das Epigramm: Offen steht das Grab (vgl. S. 28), das in B nach 17 steht.

***) 1 lautete in B: „Feierlich seh' ich neben dem Doge den Nuncius gehen". C änderte sehn wir, und so ging der Vers in 2 über. 3 stand „Siehst du neben dem Doge den Nuncius feierlich gehen?" aber die Fassung von 2 ward in 4 von Riemer wieder hergestellt. In 2 setzte 3 dieser statt einer. Ursprünglich stand

Zehntes Epigramm. Dieses geschäftige Treiben des mit Geschrei die Straßen erfüllenden Volkes kommt nur daher, daß es leben und die Seinen ernähren will. Darauf geht es bei allem hinaus, was wir noch so geschäftig und mit solcher Wichtigkeit treiben, und so will denn auch der Dichter es in Zukunft zu Hause treiben. Diese unmuthige Leugnung jedes höhern Lebenszieles, jedes edlen, in sich belohnten Strebens beruht auf augenblicklicher Verstimmung; ernstlich liegt ihm diese gemeine Lebensklugheit fern. Seltsam meint v. Loeper, der Dichter wolle damit seine Sehnsucht nach Frau und Kind beschönigen. Fichte benutzte das Epigramm zur Bezeichnung des Standpunktes des natürlichen, unerleuchteten Menschen.*)

Elftes Epigramm. Die Pfaffen kennen sehr wohl des Menschen Bedürfniß, immer im gewohnten Kreise sich herumzudrehn, dasselbe immer zu wiederholen. Deshalb suchen sie alle eifrig an sich zu ziehen, daß man immer in dem Schlendrian angelernter Worte bleibe, worin die Menschen sich so glücklich fühlen.**) Absichtlich wird 4 dem heut nicht, wie 2, das gestern, sondern das morgen entgegengestellt.

---

in B das Grab statt der Stein. 3 „Ob der Doge ein Schelm ist?" 4 viel schärfer: „Nuncius, Evangelist, Lügner, Betrüger sind eins." Die jetzige Lesart schon in C, wo Goethe Gedränges verbessert hatte statt des in 2 hergestellten Gepränges.

*) Ursprünglich 1 „schreit nur (oder „treibt sich") das Volk und rennt so?"; dann aber „treibt sich das Volk und schreit so?" Später wollte Goethe ändern, „treibt das Volk sich schreiend umher?" Schlegel bemerkte, der Vers habe dann einen Fuß zu viel; allenfalls könne man schreiben: „Warum treibt sich das Volk so und schreit?" Dies wurde in 4 aufgenommen. Reisender im vorletzten Verse beibehalten; 2, 6 war es in Wanderer verändert.

**) 1 stand ursprünglich Was statt des ersten Wie. 2 wurde erst in 4

Zwölftes Epigramm. Höher als der Schwärmer, den die unvernünftige Menge anzieht, gilt mir ein vernünftiger Freund, der mich nicht täuschen, sondern belehren will. Vgl. Epigramm 15.*) Der biblische Ausdruck „wie Sand am Meere" (1. Mos. 22, 17) wird vom Dichter geschickt zum Gegensatze verwandt. Nach v. Loeper wäre „das Bild wohl vom (venediger) Lido!"

Dreizehntes Epigramm. Am 4. Mai klagt Goethe gegen Frau Herder, noch fehle dem venediger Frühling das Grün, obgleich es seit acht Tagen sehr schön Wetter sei; die wenigen Bäume in den Klostergärten seien noch sehr zurück. Was Venedigs Mai im Gegensatz zur deutschen Heimat ihn vermissen lasse, spricht das Epigramm bezeichnend aus.**) Das liebe- und erwartungsvolle Hinschauen auf das hervorbrechende Laub wird hübsch als ein Hervorlocken bezeichnet. Daß der Strauß dem Busen der Schäferin schmeichle, könnte doppelsinnig scheinen, ist aber wohl einfach auf das Schmücken des Busens zu beziehen.***)

---

nur ja statt des zweiten daß man gesetzt auf Schlegels Anstoß an dem wiederholten verschieden gemessenen daß man. Schlegel hatte für das zweite vorgeschlagen doch ja. 3 stand noch in 1 Schelte statt Scheltet. D hatte sie statt mir. 4 stand noch 2 glücklich ist er.

*) Hier folgte in A—C ein Epigramm, das „Krebse mit nacktem Hintern" anfing; das dritte Distichon lautete:

Christ und Mensch ist eins, sagt Lavater richtig! Die Christen
Decken die nackende Scham weislich mit Menschenvernunft.

**) Noch 2 hatte 1 „im Frühling mit weichlichen Füßen", 4 „Sehnsucht im Blick". B stand 3 Reizend statt Süß, 5 Süß statt Dann, 7 „Süßer alsdann". Statt „Und dies vielfache Glück gab". 3 „Ach! den gewohnten Genuß" mit Benutzung beider Lesarten wurde von Riemer in 4 „Ach das vielfache Glück" hergestellt. Dreimal fehlt bei süß und süßer ein ist.

***) Hier folgte in Epigramm 2 Unglückselige Frösche (vgl. S. 35).

Vierzehntes Epigramm. Es könnte dadurch veranlaßt sein, daß Goethe auf offener Straße einen Kesselschmied sein Handwerk treiben sah. Doch schon im Jahre 1789 bediente sich Goethe des Bildes vom Hammer und Ambos in ganz ähnlicher Weise. Vgl. gesellige Lieder 11.*)

Funfzehntes Epigramm. Wie dem Schwärmer die Menge folgt, während nur wenige mit einsichtiger Liebe an dem Verständigen hängen, so weiß jene auch wahre Kunst nicht zu würdigen, schlechte Gemälde genügen, sie zum Wunderglauben zu bestimmen.**) Der Gegensatz ist schief. Das erste Distichon, dessen Gedanken schon Epigramm 12 ausspricht, sollte wegfallen.***)

Sechzehntes und siebzehntes Epigramm. Die selbstsüchtige Verwaltung der venediger Signoria läßt ihn bemerken, daß der freilich herrschen könne, der seinen Vortheil verstehe, aber nur der zum Herrschen berufen sei, der zum Besten des Volks zu wirken wisse.†) — Das zweite Epigramm spottet

*) Noch in 2 lautete 1: „Diesen Ambos vergleich' ich dem Lande, den Hammer dem Fürsten". 3 stand Wehen und Blech. Riemer hatte 1 dem Hammer den Herrscher gewollt.

**) Noch 2 begann das Epigramm: „Warum macht der Schwärmer sich Schüler". In 1 stand der Druckfehler rührt. B schloß 2 einsam das Leben durchschleicht, 3 stand immer für meist nur.

***) v. Loeper findet die Gegenüberstellung treffend und geistvoll, indem er das Epigramm so arg mißverstanden, daß er den Dichter sagen läßt, „Wunderthaten und Wunderbilder taugen gleich wenig". Das Schwergewicht liegt auf dem Schlusse, wie hier immer.

†) Noch in 3 lautete der Anfang: „Herrscher möge der sein'. Schlegel hatte an dem Trochäus Vortheil Anstoß genommen; ihm falle nur etwas ein, den Vers zu schließen: „Der Kenner (oder „kundig") des eigenen Vortheils".

auf das viele Beten in Italien*); dazu gebe es freilich Noth genug.**)

Achtzehntes Epigramm. Das Gedränge an einem Schnupftabakladen läßt ihn spotten, das Volk brauche freilich Nieswurz (auch der Tabak erregt Niesen), damit es zu Verstand komme.***) Man könnte auch „Schnupftabak wird hier verkauft" als Antwort fassen. Schwarzer Nieswurz (helleborus) galt schon bei den Alten als Heilmittel gegen den Wahnsinn. Als Nieswurzkurort war das phokische Anticyra berühmt. Vgl. Hor. sat. II, 3, 83. 166. Goethe nennt einmal einen scharftadelnden Brief Herders einen Nieswurzbrief. Auch im Mittelalter und bis zum vorigen Jahrhundert war Nieswurz im Gebrauch. Sprichwörtlich sagte man Trinke Nieswurz.

Neunzehntes Epigramm. Spott auf die feinen Oblaten in Italien, denen man gleich ihre hohe Bestimmung anmerke.†) Es ist wohl der „lästerliche Scherz" darüber von Filangieris

---

*) Noch in 2 war das mundartliche lernt statt lehrt nicht verbessert. Der erste Vers schloß noch in 3: „sagt man; wer beten will lernen, der gehe".

**) Hier folgt in C das Epigramm: H'raus mit dem Theile des Herrn! (oben S. 24).

***) In A und B stand 1 ein emsig, darauf anschaulicher „drei Männer wägen, dann nehmen (B streichen) sie Geld, reichen den Käufern geschwind", 3 „heiß' ich". D hatte empfänget das, 2 empfängt das. C hatte nach dem weimarischen Herausgeber schon die jetzigen Lesarten als Goethes Verbesserungen. Schnupftaback statt Schnupftoback führte erst 4 ein.

†) Ursprünglich begann 2 „Gleich von Jugend an"; gleich als Knabe, trat 2 ein, erst Riemer schrieb Knaben. 3 fehlte die noch in 2. Priester statt Pfaffe erst in 2. Das kurz gebrauchte kann in 1 wollte Schlegel nicht ändern.

Schwester, dessen Goethes Brief aus Neapel vom 12. März 1787 gedenkt.

Zwanzigstes und einundzwanzigstes Epigramm. In dem Gegensatze des kleinen, unansehnlichen geflügelten Löwen des Marcus, dem man mit diesem feinen Thiere in Venedig als Schutzpatron überall begegnet, zu den beiden gewaltigen vor dem Thore des Arsenals stehenden 1687 von Athen eingeführten griechischen Löwen aus weißem Marmor spricht sich der Verfall jener hohen Kunst der Alten bezeichnend aus. „Sie sind so groß", schreibt Goethe am 5. Oktober 1786 von jenen Löwen, „daß sie umher alles klein machen, und daß man selbst zu nichts würde, wenn erhabene Gegenstände uns nicht erhüben." Die Göttermutter Kybele fährt auf einem Löwengespanne.*) Die Pointe liegt darin, daß ihre Löwen sich hier unheimlich fühlen. Verworfen hatte Goethe die frühere Fassung:

Auf dem Platze St. Marc steht eine geflügelte Katze,
Doch hier beugt sich das Volk, hier ist der heilge Patron.
Doch was sag' ich vor diesem langschnäuzigen schnaubenden Kater?
Er ist lebendig und herrscht, jene besiegten sind todt.
Brachtet ihr jene Löwen hierher vom großen (schönen) Pireus.
Uns zu [wolltet ihr] zeigen, daß hier aber Pireus nicht sei? —

Daran knüpft sich im folgenden Epigramm der Gedanke, daß wir in Italien nur noch Reste (Reliquien) der einstigen großen Zeit der Kunst finden, wie die Pilger nur einzelne Ueberbleibsel ihrer Heiligen. Wie immer, liegt die Pointe im

*) Das Epigramm begann noch in 2 mit Vor dem Arsenal; in 1 stand griechische statt altgriechisch. 2 ward wie erst in 3 eingefügt. Schlegel hatte für die fehlende Silbe trotz des Hiatus und vorgeschlagen. Die Form Thurm statt der Goethe gebräuchlichen Thurn erst in 3. 5 hatte noch 2 „denn der geflügelte Kater", 6 „Ueberall schnurrt er". Druckfehler war in 1 nennet.

Schlusse, der Anfang führt weiter die Veranlassung des Gedankens aus.*)

Zwei- bis fünfundzwanzigstes Epigramm. Diese sämmtlichen Epigramme, von denen in C die beiden ersten an den Regengott gerichtet, die jetzt nur einmal die Anrede enthalten, mit Recht zu einem verbunden waren, sind durch den einfallenden Regen veranlaßt, der die sehr schmutzigen Straßen Venedigs in entsetzlichen Koth gesetzt (vgl. Goethes Briefe vom 1. und 9. Oktober 1786) und dem zu Hause zurückgehaltenen Dichter Muße gab, seine Epigramme zu bereichern. Am 4. Mai schreibt Goethe, seit acht Tagen sei sehr schön Wetter; vielleicht war diesmal der Marcustag, der 25. April, ein Regentag. Vgl. Epigramm 24. — 22. Den Jupiter Pluvius ruft Goethe schon 1773 in Wanderers Sturmlied an.**) — 23. Nur seine Epigramme möge ihm der Gott nicht verregnen.***) Die oben rothbraunen venediger Frösche nennt der Dichter launig roth bemäntelt, weil der Venetianer „sich das ganze Jahr mit seinem Mantel (Tabarro) schleppt" (Brief vom 8. Oktober 1786). Verfehlt ist es, unter den Fröschen die Venetianer zu

---

*) Noch 1 fehlte Und, erst in 2, 5 führte Riemer die jetzige Lesart ein statt „Wir sind alle Pilger". C hatte am Schlusse still statt froh.

**) In 1 hat noch 2 „heute bist du", 3 „grünes Wachsthum dem Lande". 2 ist die von 3 eingeführte Fassung: „Vielfach ist das Geschenk dieses Momentes fürwahr" mit Recht in 4 der ursprünglichen wieder gewichen. 4 begann in B ursprünglich Und manch kleines.

***) A begann Jupiter Pluvius tränke, B schrieb zuerst Tränke Jupiter Pluvius, dann aber die jetzige Fassung. 3 schrieb 3 mir nicht dies Büchlein statt dies Büchlein mir nicht nach Schlegels Vorschlag (wegen des weiblichen Abschnitts im vierten Fuß), aber 4 stellte die frühere Lesart her.

verstehn, wenn Goethe diese auch in dem Briefe Amphibien nennt. — Aus dem Arrak seines Büchleins macht sich jeder, der es mit Geist aufnimmt, seinen Punsch. — 24. Sankt Johannes im Koth, nach Ehrlich San Giovanni Bragora (von brago Koth) eine der vielen Johanniskirchen in Venedig. Launig bezeichnet Goethe ganz Venedig mit Beziehung auf die Hauptkirche San Marco und seinen Schutzpatron als Sanct Marcus im Koth.*) — 25. Goethe wandte bei seinem ersten Aufenthalte in Italien zu Neapel dem Fischfang große Aufmerksamkeit zu. In Venedig hatte er die Meerthiere, besonders die Seeschnecken, Patellen und Taschenkrebse, studirt. Zu Bajä hatte er bei seinem ersten Aufenthalt in Italien einen schönen Tag auf der Villa des Prinzen Christian von Waldeck mit diesem und dem Maler Tischbein verlebt.

Sechs- und siebenundzwanzigstes Epigramm. Sie sprechen launig den Unmuth aus, daß ihn, obgleich er von der Geliebten getrennt ist, doch nicht die Musen, wie sonst, in der Einsamkeit besuchen wollen, vielmehr statt ihrer die Langeweile ihn diesmal nun zum Dichten treibt. — 26. Er läßt sich von einem Freunde wecken, dem er noch halb im Schlafe antwortet. Vorschwebt das Wort Martials (IV, 60), komme der Tod, dem wir nirgendwo entgehn können, so werde „mitten in Tibur Sardinien sein". Sardinien galt als ungesund. Zum Wecken durch die Liebliche vgl. Elegie 9. Hier denkt er an seine Christiane.**)

*) Noch in 2 stand 1 eine statt jene.

**) Das zweite Distichon lautete ursprünglich: „Ueberall ist Sardinien, wo man allein schläft; und Tibur Ueberall ist es u. s. w." Schlegel hatte beim gemeinschaftlichen Durchlesen vorgeschlagen: „Wo man allein schläft, ist überall Sardinien, Tibur, Freund, es ist überall". In der von Goethe ihm übergebenen

— 27. Hier will er sich aus Verdruß Leids anthun, aber von allen Göttern nimmt sich nur die Langeweile seiner an, indem sie ihn zum Dichten bringt.*) In Goethes Concerto drammatico (1772) wird die Göttin Langeweile gepriesen, die beim Winterwetter vom Olymp gestiegen sei.

Achtundzwanzigstes Epigramm. Ein glücklicher Fund am Meere läßt ihn seine Freude aussprechen, daß er in Christianen ein ihn herzlich liebendes Mädchen gefunden. Vgl. Epigramm 12 und die Worte Tassos II, 1: „So sucht man in dem weiten Sand des Meeres u. s. w.“**) In B waren beide Distichen durch 23 von einander getrennt. Mutter der Musen muß durch Kommata als Anrede bezeichnet werden.

Neunundzwanzigstes Epigramm. Klage über die deutsche Sprache als den schlechtesten Stoff für den Dichter.***)

Abschrift fehlte das unsere. Schlegel, der „sich um alles nicht der Sünde schuldig machen wollte, es hinauszuvotiren“, schlug jetzt vor „Ist überall ja doch Sardinien . . . schläft, Tibur, Freund, überall“ oder als Frage: „Ist Sardinien nicht überall, wo einer allein u. s. w.“ Den erstern Vorschlag nahm Goethe in 3 auf.

*) Noch in 2 begann 1 „Oft sind alle neune gekommen“, 2 stand „hörte sie nicht“, 4 seitwärts statt suchte, 5 „Aber der Himmel ist voll von Göttern, du kamst mir zu Hülfe“. Schlegel schlug 2 vor „Alle neune schon winkten mir oft“ oder „Alle Neune sie winkten“. Das letztere nahm Goethe an, wie 5 Schlegels „Doch von Göttern ist voll der Olymp“. In 4 schwankte B zwischen Wasser und Messer.

**) In 3 blieb hier, wie Epigramm 90, das erste Distichon weg, ward aber in 4 auf Riemers Bemerkung hergestellt.

***) 3 begann noch in 3: „Aber unbeständig“, 4 hieß: „Nur der Meisterschaft nah bracht' ich ein einzig Talent“. Die Aenderung von 5 f. in 3: „verderb', unglücklicher Dichter, Ich im schlechtesten Stoff“ gab schon 4 wieder auf. 5 steht in H 56 Norde statt Dichter. Statt Dichter hatte B das auffallende Nordenländer. 5. Störender Druckfehler der weimarischen Ausgabe war gedrückt, freilich in den Lesarten als solcher angezeigt.

Vgl. Epigramm 77 und dagegen Epigrammatisch 85. Schon in dem Briefe an Frau von Stein vom 26. Januar 1786 bedauert Goethe den Tonsetzer, der seine Musik an eine solche barbarische Sprache verschwende. „Hätte ich nur vor zwanzig Jahren gewußt, was ich weiß!" äußert er daselbst. „Ich hätte mir wenigstens das Italienische so zugeeignet, daß ich fürs lyrische Theater hätte arbeiten können, und ich hätte es gezwungen." Herzog Karl August schrieb einmal an Schiller, die deutsche Sprache sanft klingen zu lassen, sei gewiß sehr schwer, sie töne gar zu häufig wie Hagel, der an die Fenster schlägt. Man darf Goethes Aerger über die Härte und Schwerfälligkeit der deutschen Sprache, dem er hier vollen Lauf läßt, nicht zu ernstlich nehmen. Klopstock erwiderte auf diese Anklage in dem „grammatischen Gespräch" der zweite Wettstreit im berliner Archiv der Zeit und ihres Geschmackes:

Ulfo, du dauerst dich, daß du mich schreibest? Wenn du mich kenntest,
Wäre dir dieses nicht Gram. Ulfo, du dauerst mich auch.

Schiller machte schon am 22. November Goethe auf diesen Angriff des „alten Klopstock" aufmerksam, ohne irgend anzudeuten, daß Klopstock das Epigramm mißverstanden habe. Als Schlegel es Goethe, im Glauben, es sei ihm noch unbekannt, beim Dessert vorlas, sprach dieser sich mit großer Anerkennung Klopstocks und ohne Bitterkeit darüber aus. Fr. Aug. Wolf bemerkte im Jahre 1811 mit Bezug auf unser Epigramm: wäre Solgers Bedenken gegen Uebertragung antiker Versmaße begründet, so hätte ja derjenige Recht, der in solchem undankbaren Stoffe nicht Leben und Kunstfleiß verschwenden möchte. Es war in der Abhandlung „Ueber ein Wort Friedrichs II. von deutscher

Verskunst". Robert Heller verstand hier ganz widersinnig unter dem Stoff den Gegenstand, den Inhalt. Die lustige Geschichte steht vollständig zu lesen in den „Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik" LXXXVIII, 300—312. Daß Klopstocks Epigramm eine Erwiderung auf das unsere sei, übersah er ganz. Hellers Behauptung, Goethe verstehe unter Stoff immer den Gegenstand, widerlegt sich durch Stellen, wie im Vorspiel Was wir bringen Auftritt 20, im Glückwunsch an die Erbprinzessin von Weimar vom 16. Februar 1812 („Und was noch sonst [außer Marmor, Erz und Elfenbein] die edle Kunst beschickt"). Auch in Prosa spricht er von dem Wortstoff, den der geistreiche Mensch knete (1816). Ganz so braucht er das entsprechende Fremdwort Materie, wie in dem Aufsatze Material der bildenden Kunst (1788). Seltsam beruft sich v. Loeper zur Erklärung unserer Aeußerung auf die in noch stärkerm Unmuth ihm entschlüpfte in Epigramm 77, die Sprache habe sich ihm unüberwindlich gezeigt; hier gesteht er doch, daß er in seiner Muttersprache sein dichterisches Talent der Meisterschaft nahe gebracht. Daß das Deutsche weniger wohlklingend als das Italienische sei, hatte er gerade in Italien noch lebhafter empfunden, mit der Härte derselben war es ihm aber im Tasso mehr denn je gelungen, als er unser Epigramm, wohl erst nach 1790, schrieb.

Dreißigstes bis zweiunddreißigstes Epigramm. Das erste ist ganz allgemein gehalten; die beiden andern fertigen Bettlerinnen ab, von denen die eine zu ihrem Gewerbe sich ein fremdes Kind verschaft hatte, die andere ihn verlocken will. Zu 31 ist zu bemerken, daß Goethes eigenes Söhnchen schon über drei Monate alt war, als er in Venedig ankam, und er sich dort

gleich nach Frau und Kind zurücksehnte.*) Auf die Aeußerung Jean Pauls: „Noch spricht in Italien die Verarmte unter dem Schleier schöner um eine Gabe an, indem sie ein Kind vorhält," hat v. Loeper hingewiesen.

Dreiunddreißigstes Epigramm. Gegen den bei den Deutschen sich breit machenden Dilettantismus in der Dichtkunst, die man nicht ernstlich lernen wolle.**) Das schon in der Sammlung der Herzogin Mutter befindliche Epigramm spricht seinen ernsten Unmuth über die dichterischen Pfuscher aus, ohne alle deutschen Dichter deshalb als Pfuscher hinstellen zu wollen. Aber künstlerische Ausbildung verlangte er auch vom Dichter.

Vierunddreißigstes Epigramm a und b (oder 34 und 35). Dank an die Götter, die ihm alles gewährt, was er zu seiner Zufriedenheit bedurfte, und an den Herzog für seine fürstliche Gnade und Huld. Daß beide Gedichte zu derselben Zeit entstanden, läßt sich durch nichts beweisen. Erst in C folgen sie unmittelbar aufeinander, in B das zweite sieben Blätter früher als das erste. Ein Lobgedicht verspricht Goethe dem Herzog schon den 10. Mai 1789, und in einem bald darauf folgenden Briefe, und zwar in seinen Liebesgedichten (den Erotica); höchst unwahrscheinlich ist es, daß dort ein anderes zu verstehen sei als unser Epigramm. — 34a.***) Strehlke hat sich von Heller ein-

*) 30, 1 hatte Goethe ursprünglich geschrieben: „Schöne Knaben habt ihr im Arme". 4 stand noch in 1 „man unter dem Schleier sichs denkt". 31, 1 hat A eignes, 32, 2 hat B geschwätzig. In C folgte hier das Epigramm: Einen zierlichen Käfig (S. 28).

**) Noch in 3 standen 1 alle Künste und treibt.

***) 34a 1 war erklärt Druckfehler von 5 und 6 statt erklärtet. Ursprünglich hatte Goethe geschrieben: Oefter habt ihr euch schon als

eden lassen, dieses Epigramm sei nach dem des Martial, X, 47 ebildet, worin er die Dinge aufzählt, welche das Leben angenehmer nachen. — Die Mehrheit Götter nach verbreitetem dichterischem Sprachgebrauch, den Goethe und Schiller auch gläubigen Christen ur Bezeichnung der Gottheit in den Mund legen. — 13. Gut, um Ausdruck, daß er mit der Aufzählung seiner Wünsche fertig ei. — 34b, 5. nach außen. Karl August hatte große Anstrengungen gemacht zur Gründung eines gegen Oesterreichs Herrschsucht gerichteten Fürstenbundes. Goethe bedauerte freilich iese Wendung des Herzogs nach außen, erkannte aber, daß dies ils Trieb seiner nach weiter Wirkung treibenden Natur sei. — — 4. Ein Fest, eine Lust. — 8. In der frühern Fassung*)

———

Freunde des Dichters erklärt (erkläret). — 2 stand noch in 2 „Mäßig st es", 5 schwätzen. 8. A: dir statt und. 9. A: „hören können und lesen er Völker Gewerbe", erst in 2 verändert. 11. Noch 1: „Wollt ihr mir Ansehn eim Volke, mir Einfluß bei Mächtigen geben." Als ursprünglich in B geschrieben wird angeführt: „Wollt ihr ihm Ansehn hernach zum Ueberfluß." 14. In den Handschriften: „Völlig schon fertig; denn ihr gebt mir dies alles ja schon" n 1 mit der Abweichung Ehstens (statt völlig schon) und das meiste (statt ies alles). — 7 hatte Schlegel Anstoß genommen an der Veränderung von verlang' in wünsch', wodurch zwar der Abschnitt im vierten Fuße gehoben vorden, aber der Vers nun ohne eine merkliche Cäsur sei; auf seinen Vorschlag erbitt' ich vor allen ging Goethe nicht ein, und hielt in 4 verlang' bei. — In C folgten nach 14 noch die von A in anderer, vom weimarischen Herausgeber nicht mitgetheilter Fassung sich findenden Verse:

Mehr hat Horaz nicht gewollt, er fand es, weniger wollen
Kann man mit größerm Verdienst, und man erhält auch nicht das.

*) In den Handschriften hieß es 1: „Fürsten der Deutschen, mein Fürst, ich gesteh' es", 3—6 fehlten, 7 begann mit Aber, 8 lautete: „Stand, Vertrauen, Gewalt, Garten und Wohnung und Geld", 9 stand: „Keinen braucht ich zu bitten als Ihn", 11: Mich hat, das Schlegel nicht mißbilligte, da mich in der ersten Arsis lang werde, aber Goethe änderte doch, 12 noch oft (?) statt wie schwer!

deutete Stand auf die äußere Stellung, Garten und Wohnung auf die Gartenwohnung, Geld auf Geschenke hin; in der spätern fällt auf, daß Muße zwischen das zusammengehörende Neigung, Vertrauen tritt; Felder bezieht sich auf den Garten, das Haus auf die für ihn angekaufte Stadtwohnung. — Zu 11 f. habe ich schon früher auf Martials Aeußerung XI, 3 hingewiesen, seine Gedichte würden bei den Geten und Britannen eifrig gelesen, aber sein Beutel wisse nichts davon; welche andere Gedichte würden ihm gelingen, hätte er einen Augustus und einen Mäcenas! Heller vergleicht nun auch Martials Gedicht an den Leser, der seine Gedichte in ganz Rom preise (V, 16); er wisse nicht, wie theuer es ihn zu stehn komme, daß er ihm gefalle, da er nichts damit verdiene, wie er so leicht als Advokat könne. — 13 f. Werthers Leiden waren auch in Frankreich und England in Uebersetzungen gelesen worden; Werther ist „der zerrüttete Gast“. — 15 f. Auf einem ostindischen Kauffahrer, der 1779 bei Glückstadt anlandete, befanden sich mehrere chinesische Glasbilder aus Werthers Leiden. — 17 f.

---

13 schloß ursprünglich in B ließ mich passiren, 14 hieß es ursprünglich: „England wiederholt in tausend Bildern mein Buch“, dann, wie auch in C, „Und wie gefällig empfing England den leidenden Gast!“ 15. B hatte Und statt Doch, ihm statt auch. Statt fördert es mich hatten die Handschriften hilft es mir, 16 Malt mit geschäftiger, 17 „Nie hat nach mir ein Kaiser gefragt, nie hat sich ein“. Zu 18 hatte Schlegel bemerkt, um müsse eigentlich nach mich kurz sein, aber die erste Arsis entschuldige die Länge. 4 hatte 3 wär' es, was wohl hergestellt werden sollte. In C folgt hier das Epigramm Was auch Helden gethan (vgl. S. 28), dann ein nicht mittheilbares von drei Distichen, das beginnt Sauber hast du dein Haus. Irrig gibt die weimarische Ausgabe an, das Epigramm fehle in H 59; sie selbst führt die Lesart derselben an.

bilden den schärfsten Gegensatz zum ersten Verse.*) Da seit der Quartausgabe 34b als 35 gezählt wurde, so weichen die cottaschen Ausgaben, denen wir hier folgen, von der Zählung der Ausgabe letzter Hand von 75 an ab.

Fünfunddreißigstes Epigramm. So wenig wie im Leben, darf man sich in der Dichtung durch Tadel stören lassen, doch muß ruhig fortdichten, im Vertrauen, daß manche das Gedichtete genießen werden. Wenig ist das Leben des einzelnen Menschen, bald ist es damit zu Ende, aber sein Wirken kann von vielen beurtheilt, seine Dichtung von vielen genossen oder getadelt werden.

Sechsunddreißigstes bis fünfundvierzigstes Epigramm. Sämmtlich gehen sie auf den Gaukler mit seinen vier Kindern, unter denen die reizende Bettine unsern Dichter ganz besonders fesselte. Vgl. oben S. 23 f. 36. Am 4. Mai schreibt Goethe an Herders Gattin, er habe an den Gemälden in Venedig sich fast krank gesehen und müsse nun eine Woche pausiren. Schon am 23. April sandte er die Epigramme 36—39. 42—45. 47 und zwei im Druck weggelassene (vgl. S. 24) an Knebel**), dem er schrieb, Epigramme wüchsen ihm hier wie die

---

*) 1. Nur 2 hat 1 ist wenig statt was ist's? Uebersehen hat v. Loeper diese Abweichung in seiner eigenen und in der weimarischen Ausgabe. — 4 tadlen in den Handschriften.

**) 4. In B ursprünglich 4 „Und es sehnte mein Blick sich nach lebendigem Reiz." 5. Noch in 2 „das Urbild der Bübchen" (ursprünglich Kinder). Goethe versuchte später „die Bübchen im Urbild". Schlegel nahm an dem doppelten in Anstoß, und schlug vor „von (oder zu) den Bübchen das Urbild". Goethe nahm das zweite in 3 auf. 7 f. wurde in B zugesetzt, die ursprünglich mit Die uns begannen; statt getäuscht stand betäubt. Das Wunder wird hier als eine Täuschung bezeichnet, da Goethe an eine wirkliche Verwandlung nicht glaubte.

Pholaden. In Bettinen erschienen ihm die reizenden Kindergestalten der Meister der venediger Schule. Giovanni Bellini, das Haupt der ältern Schule, zeigt uns allerliebste, kindlich unschuldige Engelgestalten; auf Paolo Veroneses jetzt im Louvre befindlichem, großem Bilde der Hochzeit zu Kana bringen ähnliche dem Bräutigam den Trank. — 37—44. Das liebliche, unschuldige Kind Bettine, das durch die wunderlichsten reizend ausgeführten Körperstellungen und Bewegungen allgemeines freudiges Staunen erregt, zieht den Dichter lebhaft an, in dessen Darstellung sich reiner Antheil an dem schönen Mädchen mit Bewunderung der ihm zur Natur gewordenen Kunstfertigkeit verschlingt, ohne daß er seine Schalkhaftigkeit zurückhalten kann. — 37. In dem Vergleiche mit einem künstlich geschnitzten Figürchen und einem glieder- und gelenklosen Weichthiere bedient sich der Dichter der lebhaften Abkürzung. Bettine erregt nach allem, was er von menschlicher und thierischer Gelenkigkeit gesehen, seine Bewunderung, aber dabei zieht ihn ihre reine Kindlichkeit an. Lag ihm hier wohl die Vorstellung im Sinne, daß der Mensch zwischen Thier und Engel in der Mitte steht? Die merkwürdigen Meergeschöpfe hatte er auch jetzt wohl wieder betrachtet. Vgl. oben S. 56. — Du bist alles zugleich, hast die Fertigkeit von ihnen allen.*) — 38. 39. Die schalkhafte Bemerkung, daß der wol-

*) B 1, 1 ursprünglich: „Wie aus gemessenem Draht die lieblichen Glieder gezogen", 1 künstlichsten, künstlichsten wurde noch in 3 in künstlichen verändert, 4 künstlichsten auf Riemers Vorschlag hergestellt, aber 6 trat wieder künstlichen ein, das auch die Quartausgabe fortpflanzte. 5 hatte noch 2: „Vieles kannt' ich, Menschen und Thiere und Vögel und Fische", wofür in 3 „Menschen und Thiere hab' ich gekannt, so Vögel als Fische". 4 brachte die jetzige Fassung. 6 nach 2 „Kannte manches Gewürm". B schloß ursprünglich der Vers: „Du bist

lüstige Jupiter, sehe er sie die Beine zum Himmel strecken, sie, wie einst den Ganymed, rauben werde, erhält ihren glücklichen, auf ihre Unschuld deutenden Gegensatz.*) 40. Auch daß ihr Hälschen etwas schief ist, fällt ihm an Bettinen nicht unangenehm auf; erinnert es ihn ja an ihre reizende Stellung, wenn sie auf dem Kopfe steht, wodurch es eben etwas schief geworden.**) — 41. gedenkt er ihrer sinnverwirrenden, jeden Augenblick sich verändernden Bewegungen und der Freude, wenn sie dann wieder fest auf dem Boden steht, wobei er sich dreier Vergleiche bedient.***) Peter Breughel führt von seinen schrecklichen Teufelsgestalten den Namen Höllenbreughel. Bei Dürer schwebt die Darstellung derApokalypse in fünfzehn Bildern vor. Der Vergleichungspunkt liegt in der hinreißenden Gewalt. Eigenthümlich werden statt eines vergleichenden wie die Gegenstände des Vergleichs mit dem Verglichenen durch so als wirklich neben einander gestellt. 1 sollte nach dumpf Komma stehn oder

---

nur was neues", 8 hatte noch 2 „Denn du bist alles zugleich und bist ein". Goethe nahm Schlegels prosodische Verbesserung an.

*) 39 begann noch in 2 „Kehre nicht, o Kind".

**) Ursprünglich stand in B die viel rohere Fassung: 1 „Krumm steht der Hals ein wenig, mich kann es nicht wundern, es trägt (?)", 3 „Mir ist gar nicht zuwider, ein wenig gekrümmt dich zu sehen". 2 fand sich doch statt nur, 4 krummte. Schon hier fand sich als Verbesserung die jetzige Fassung, aber 3 noch Körpers statt Köpfchens.

***) Noch in 2 findet sich 1 seltnen statt dumpf, 2 dunkel statt trüb, 6 „Tönend die Neugier mit Macht", 8 „Glaubt, und vorwärts", 9 „wenn sie die Glieder verwechselt". Die beiden letzten Veränderungen nahm Goethe von Schlegel an. In B und C standen 3 apokalyptischem Wahnsinn, 4 Schlangengestalt statt Grillen zugleich, 5 Scillen statt Sirenen, 9 wenn sie die Glieder verwechselt. B hatte ursprünglich 9: „So verwirrst du uns auch und ängstest uns wechselnd die Glieder", 10 erfreust du.

dumpf=. 4. Grillen sind phantastische Gestalten. 6. Nach Singend sollte das in 4 weggefallene Komma nicht fehlen. — Macht von hinreißender Gewalt.*) — 42. Gern läßt er sich von ihr beim Anfange der Vorstellung zurückdrängen.**) Far bottèga [nicht bottegha, wie Goethe in einer zu diesem Epigramm gemachten Anmerkung bemerkt, den Kram anfangen] heißt bei Taschenspielern und Gauklern, die zudringenden Zuschauer vor Anfang des Spiels nach Verhältniß entfernen und sich den nöthigen Raum verschaffen, den einige vorher mit Kreide bezeichnen. — 43. Im Munde der um Bettinen besorgten, aber doch von ihren reizenden Bewegungen zurückgehaltenen Alten spricht sich die Anmuth Bettinens, sodann des Dichters inniger Antheil in der Lust über deren Aeußerung aus. Zur Erläuterung des Epigramms bemerkt Goethe im Briefe an Knebel: „Anime hat bei katholischen Christen den Nebenbegriff erlöste, zur Seligkeit bestimmte Seelen, mit denen man also solche frevelhafte Possen nicht treiben sollte." Die vier Kinder nennt sie Seelen, ähnlich wie wir Christenseele brauchen. Der Vater wirft sie herum, wie man es mit Bündelchen Wäsche wohl thut, die keinen Schaden leiden können, wie sie auch fallen mögen. Von allen vieren erregt besonders Bettine, die das schwierigste Kunststück zu machen hat, die Sorge der Alten, die sich entfernen will, um nicht das Unglück ihres Sturzes anzusehen; da diese aber sich rasch und anmuthig, wohl auf dem

---

*) Hier folgte in C „Vier gefällige Kinder" (vgl. S. 23), wo statt meine Güter beidemal zuerst meinen Reichthum geschrieben war.

**) Ursprünglich stand in C starker statt breiter und „Wenn du bottèga dir machst, drängst du." Dort folgte darauf das Epigramm Amerikanerin nennst (vgl. S. 26), das auch in B steht.

Kopfe des Vaters, erhebt, kann sie ihr Auge nicht von ihr abwenden, endlich sieht sie mit Lust, wie sicher und reizend sie oben steht.*) — 44. Wenn Bettine das Kunststück auf seinem Kopfe gemacht hat, nimmt er sie und wirft sie herab, wo sie denn in Folge des Schwunges sich künstlich überschlägt, wieder auf die Beine zu stehn kommt und lustig fortläuft, als wäre nichts mit ihr geschehen.**) — 45. So schalkhaft als malerisch bezeichnend schildert das Epigramm, wie, wenn am Schlusse Bettine mit dem Tellerchen umgeht, selbst der Schiffer rauhe Herzen und karge Hände sich aufthun,***) die Venetianer so bewegt werden, als wenn man sie bei den größten Wundern um eine Beisteuer anflehte, wie dann arme Kinder aller Art sich zu ihr drängen und sich freuen, daß sie, gleich der lieblichen Künstlerin, Kinder sind, sie also ihren eigenen Triumph in ihr feiern.†) Anton. Der in

*) Hier folgte in C ein Epigramm aus zwei Distichen, von dem nur der Anfang bekannt ist: Auszuspannen die Schenkel befiehlt der Vater (S. 29), dann Ich empfehle mich und Zürnet nicht ihr Frauen (S. 24), endlich eines aus zwei Distichen, das beginnt: „Was ich am meisten besorge, Bettina", und schließt „Spielt mit dem artigen Selbst, achtet der Männer nicht viele." Sie finden sich auch schon in B, aber von einander getrennt, auf verschiedenen Blättern.

**) Noch in 2 fehlt 1 so, 4 steht „eben als wär' nichts geschehn". Nach Schlegels Vorschlag nahm Goethe 3 ob nichts wär' statt eben als nichts wär' auf.

***) 3. Das erste dir im Sinne von für dich. — 7. Der Schiffer, der Höke, der Bettler, dessen Vater ein Schiffer eines dieser drei Gewerbe treibt.

†) Noch in 2 hat 1 „entrunzeln sich alle Gesichter", 2 „Sorg' und Armuth, sie", 3 „Wangen, die", 4 „Thun sich kärglich dir zwar, aber sie thun", 6 f. „bei den fünf Wunden des Herrn, Bei dem Herzen der seligsten Jungfrau, beim heiligen Anton". 2 setzte Höker für Höke, 3 in 2 „Armuth und Sorge". 4 Thut und aber er thut. 6 hieß ursprünglich in B „hättst du zu ihm bei

Padua gestorbene heilige Antonius genießt in ganz Italien sehr bedeutende Verehrung. Fegt deutet auf das Fegefeuer hin, dessen Feuer in den schrecklichsten Abbildungen dargestellt wurde, besonders am Allerseelentage, wo man um Todtenmessen bettelt, per le povere animе del purgatorio.

Sechsundvierzigstes bis neunundvierzigstes Epigramm. Schalkhafter Uebergang zu den politischen Epigrammen. — 46. Je mehr das Büchlein wächst, desto mehr schwindet mir das Geld. Launig betrachtet er als Zweck seines Aufenthaltes das Dichten. Vgl. den Vorspruch der Epigramme.*) — 47. Launige Entschuldigung, daß er von Bettinen zu singen nicht aufhören könne: Dichter und Gaukler seien ja nahe verwandt, da beide zur Unterhaltung etwas der Welt vormachen.**) —

den fünf Wunden gefleht", aber schon hier geändert in „flehtest du laut bei den fünf Wunden des Herrn". 7 rieth Schlegel den heiligen Anton in den Pentameter zu bringen. Goethe endete in 3, demnach 6 „bei den Mirakeln Antons" und genehmigte Schlegels zweiten Vorschlag, „Bei des Herrn fünf Wunden, dem Herzen der seligsten Jungfrau", nicht den unreinen anfangenden Daktylus Bei den fünf.

*) Erst 4 schrieb Goethe „ein lustig Metier" statt „ein lustiges Handwerk". Schlegel hatte lustig Gewerb vorgeschlagen. In B schloß Goethe „kostets am meisten".

**) 1 hat sich der Druckfehler die (statt dich) Müßigen von 1800 bis zur Ausgabe letzter Hand erhalten, ist erst in der Quartausgabe gewichen. Ursprünglich stand „dich im Müßiggang?", 3 „bald will ich die Könige singen" 4 „Handwerk und sie besser", 5 „Unterdessen sing' ich Bettinen". In B lautet 4 ursprünglich „Wie sie ihr Handwerk verstehn. Tadeln ergötzte mich nie". 6 lautete in den Handschriften „und die Verwandtschaft zieht an", in 2 „ziehen sich überall an". Nach Schlegels Vorschlag schrieb Goethe in 3, um die im Epigramme 26 befolgte anapästische Messungen von überall auch hier zu gewinnen, „suchen und finden sich gern".

48. Wenn er auch als Dichter etwas der Welt vormacht und leichtfertig scheint, so ist er sich doch seines vernünftigen Strebens bewußt, das auch einst vom höchsten Richter anerkannt werden wird, dem er allein dafür verantwortlich ist. Diese launige Vertheidigung, die er schon am 28. April mit vier andern Epigrammen an Charlotte von Kalb sandte, kleidet sich in einen Scherz auf das Wort des Heilandes (Matth. 25, 32 ff.), an jenem Tage werde des Menschen Sohn alle Völker vor dem Stuhl seiner Herrlichkeit versammeln und sie von einander scheiden, wie der Hirt die Schafe von den Böcken; die Schafe werde er zu seiner Rechten stellen und die Böcke zu seiner Linken, jene in sein Reich aufnehmen, diese in das ewige Feuer verstoßen.*) In der unvollendet gebliebenen Brockenszene des Faust, in welcher der Satan auf dem Gipfel des Brockens den Thron einnimmt, parodirt dieser auf andere Weise das Wort des Heilands. Der Schluß läuft keineswegs, wie v. Loeper meint, auf Aristoteles hinaus, dem die Tugend die Mitte zwischen zwei Extremen ist, wie dem Cicero das rectum, das *ὀρθόν, κατόρθωμα* der Stoiker, das Horaz in den allbekannten Versen Est modus in rebus seiner ersten Satire näher bezeichnet. Hier ist nicht von der Mitte, sondern von der Stellung dem Heiland gegenüber, statt zur Seite, als einer Ehrenstelle die Rede. — 49. Lustige

---

*) A beginnt: „Geht zu meiner Linken ihr Böcke, so sagte der Richter, Und ihr Schafe". Schon in B änderte Goethe „wird künftig der Richter Sagen und Schäfchen". C hat Guten statt Schafe. 3 steht in A „eines verschweigen die Evangelisten (B und C „verschweigt der Evangeliste"), dann sprach er". In C wurde die jetzige Lesart von Goethe als Verbesserung übergeschrieben. 4 stand ursprünglich in die Mitte zu stehn statt grad gegenüber zu stehn. Erst 3 führte die jetzigen Lesarten ein.

Erklärung, daß die Entfernung von der Geliebten ihm Muße zum Dichten gebe.*) In ähnlicher Weise scherzte er sonst mehrfach, er werde eine ihm am Herzen liegende Dichtung, mit der es im Getriebe des geschäftigen Lebens nicht fort wolle, rasch zu Ende führen, wenn er eine Zeitlang auf ein Schloß eingesperrt würde, wie Luther auf der Wartburg.**)

Fünfzigstes bis neunundfünfzigstes Epigramm. Eine Salve politischer Ergießungen. — 50. Der allein ist zum Herrscher bestimmt, der für alle zu wollen und seinen Willen durchzusetzen weiß. Die, welche sich für Freiheitsmänner ausgeben, suchen nur Willkür für sich, die Menge hat nicht die Kraft, selbst zu wollen, sie folgt nur ehrgeizigen Führern, die sie verführen. Dem Dichter schwebte der Gedanke vor, daß Freiheit nur in gesetzlichen Schranken möglich sei.***) — 51. Im Staate wollen alle Parteien das Gute, aber herrschen soll nur derjenige, der das gewünschte Gute auszuführen vermag. Könige und Demagogen behaupten das Gute zu wollen, die Menge hat keinen Willen, da sie sich durch Demagogen führen läßt. Es kommt nur auf die Kraft an, das erstrebte Gute auszuführen. Das Gute ist eben die Freiheit, daß keiner gehindert werde, das zu

---

*) 1 schloß noch in 3 „euch Epigramme zu Schaaren", wurde erst nach Riemers Vorschlag geändert. In 2 stand Komma nach Fertige.

**) Hier folgt in C „als 18b" (Epigramm 50 steht dort II, 79), ist aber durchstrichen:

Wie der Mensch das Pfuschen so liebt. Fast glaub' ich der Fabel
(verbessert „dem Mythus"),
Die mir erzählet, ich selbst sei ein verpfuschtes Geschöpf.

***) Riemers Vorschlag „All die Apostel der Freiheit" nahm Goethe nicht an. 2 stand bis 2: „Denn es suchte doch nur jeder (1 ein jeder) die Willkür für sich". 4 hatte 1 beschwerlich für gefährlich.

thun, was er wollen darf; das ist nur bei gesetzlicher Beschränkung möglich.*) — 52. Schon auf der schlesischen Reise gedichtet. Gegen die politischen Schwärmer, wobei freilich, was zum Ueberfluß die erste Fassung**) zeigt, die Kreuzigung des Heilandes vorschwebt, deren politische Berechtigung der Dichter ebenso zugiebt, wie die Verurtheilung des Sokrates. Wenn man Fichte in Jena das Wort sagen ließ, man solle alle mit dem dreißigsten Jahre todtschlagen, so war dies schon deshalb eine Uebertreibung, weil Fichte selbst, als er nach Jena kam, das dreißigste Jahr überschritten hatte; er wird also jedenfalls ein späteres Alter genannt oder sich unbestimmt ausgedrückt haben; doch möchte das dreißigste Jahr aus unserm Epigramm stammen. Auf jenes Wort Fichtes deutet Goethe selbst, wenn er den Baccalaureus im zweiten Theil des Faust sagen läßt: „Am besten wär's, euch zeitig todtzuschlagen", was dieser dann weiter

---

*) Das erste Distichon lautete ursprünglich:

Was hat Joseph gewollt und was wird Leopold wollen?
Menschen sind sie wie wir, Menschen wir sind es wie sie.

Der gleich Joseph II. menschenfreundliche Kaiser Leopold II. gelangte kurz vor Goethes venediger Reise zur Regierung. Anfänglich zeigte er große Freisinnigkeit, aber die Schreckensszenen in Frankreich machten ihn stutzig, und so wehrte er sich gegen das Eindringen der falschen Freiheitsideen. Im Jahre 1791 mußte die Beziehung auf den neuen Kaiser wegfallen. — 3 f. stand in B recht ungefüg:

Viele verstehen wohl nicht für sich zu wollen, ich weiß es,
Doch für uns viele versteht wohl zu wollen, wer ist's?

Die jetzige Fassung findet sich schon in C.

**) Ursprünglich begann das Epigramm: „Kreuzigen soll man jeden Propheten vom (vor'm?) dreißigsten Jahre." Der zweite Vers lautete in der ersten Fassung: „Kennt er die Welt erst, so wird aus dem Betrognen ein Schelm". Die jetzigen Lesarten standen schon in der Sammlung der Herzogin und wurden in 1 gedruckt.

ausführt. Beim zweiten Vers kann man an das Wort der Frau von Deshoulières denken: On commence par être dupe, on finit par être fripon. Daß die Betrogenen später Betrüger werden, sagte Goethe selbst anderswo. Vgl. zu Antiker Form sich nähernd 25. — 53. Die französische Umwälzung sollte die Menge belehren, daß nichts schlimmer ist, als wenn sie selbst zur Gewalt gelangt. Ursprünglich bestand das Epigramm nur aus dem Distichon:

Frankreich hat uns ein Beispiel gegeben, nicht daß wir es wünschten
Nachzuahmen, allein merkt und beherzigt es wohl.

Die jetzige Fassung und Erweiterung erhielt es erst in 3.*) — 54. Schon viel Tolles habe ich erlebt und ich selbst habe auch mitgetollt. Er denkt hier ohne allen Zweifel an seine eigene Begeisterung für die Freiheit in seinem Götz und Werther. In der Vision des Gedichtes Ilmenau (1783), klagte er, daß er „unklug Muth und Freiheit gesungen und Redlichkeit und Freiheit (?) ohne Zwang, stolz auf sich selbst und herzliches Behagen".**) — 55. Die Fürsten sollten die Ungeschicklichkeit und Wildheit des entfesselten Volkes nicht benutzen, um es zu betrügen, sondern durch redliches Wirken für sein Bestes es zum Genusse der Freiheit heranbilden.***) Betrogen sind sie eben durch

---

*) Nur 1 stand es mögens Große bedenken und 3 schloß wer aber schützte? In 4 wurde auf Riemers Vorschlag die Großen mögens bedenken und doch wer beschützte eingeführt.

**) Ursprünglich stand unklug statt thöricht, das schon in 2 sich findet.

***) In C findet sich:

Denn der Mensch ist ein Mensch,
Fürsten und Pfaffen schon lang machten ihn (noch?) nicht zum Thier,

wo der Schluß heißen soll, sie entwürdigten ihn, doch noch lange nicht

die Fürsten. Vgl Epigrammatisch 59. 60.*) — 56. Auf der schlesischen Reise gedichtet, aber mit umgekehrter Folge der beiden Distichen. Wie die Fürsten das Volk durch den Silberschein der Münzen täuschen, so thun es die politischen Schwärmer das Volk durch ihre falsche Freiheitslehre.**) — 57. Freilich sind jene Freiheitsprediger toll, aber sie sprechen in ihrer Tollheit die Wahrheit: worin diese besteht, wird nicht gesagt, kann aber nur darin liegen, daß die Fürsten bisher das Volk betrogen, es nur zu ihrem Zwecke ausgebeutet haben. Vgl. Epigramm 53. Der alte Polonius im Hamlet bemerkt, dem Tollen begegne oft das Glück treffende Antworten zu geben, während es dem Verstande und gesundem Sinne nicht gelinge. „Kinder und Narren sagen die Wahrheit.“ lautet das Sprüchwort. Aber hier wird der Grund hinzugefügt: weil sie sich frei fühlen, sprechen sie, was sie denken. Wenn hier im Sinne von während.***) — 58. Mit sarkastischem Doppelsinne bemerkt der Dichter, die Fürsten, die

---

zum Thier. Vorangingen in A—C die beiden Distichen: Dich betrügt (vgl. 34 f).

*) Ursprünglich begann das Epigramm: „Schweig, du weißt es besser! wir müssen den Pöbel betrügen“. „Sieh nur, wie ungeschickt wild, er sich sein Leben lang zeigt“. Auch: „Sieh, wie ungeschickt wild, sieh nur, wie dumm“. 3 „Ungeschickt scheint er und dumm, weil ihr ihn eben betrüget“. 4 „redlich, und er, glaubt mir, ist menschlich und klug“. Die jetzigen Lesarten führte 3 ein.

**) Ursprünglich stand 1 (3): „Lavater prägt den“, 2 (4) „Wer den Probierstein nicht hat, nimmt“, 4 (2) betrog statt betrügt. Die jetzigen Lesarten schon in 2, nur seit 3 Geist statt Geistes. Voranging das Epigramm Guten schreibt er (vgl. S. 23).

***) 1. Ursprünglich Rednern und Sprechern, aber schon verbessert in heftigen Rednern. 2 jetzt laut, wofür schon C so hat. Im ersten Druck steht 2 Plätzen statt Straßen. 3. Erst 4 gab Mir auch statt Auch mir.

immer die französische Sprache gesprochen, dürften nicht erzürnt sein, daß jetzt das Volk gleich ihnen die Sprache der Franzosen angenommen habe.

Neunundfünfzigstes bis zweiundsechzigstes Epigramm. Uebergangsepigramme. — 59. Die Epigramme vertheidigen sich gegen den wegen des letzten sarkastischen Ausfalls gemachten Vorwurf der Frechheit damit, daß sie nur die Wahrheit sagen,*) wobei sie auf die Wortbedeutnng des griechischen Wortes (Ueberschrift) anspielen.**) Den Namen Ueberschriften hatten schon Opitz und Wernike ihren Epigrammen gegeben; die des letztern hatte Ramler 1786 neu herausgegeben. Andere, wie Lessing, brachten so die richtigere Uebersetzung Aufschriften oder Beischriften. — Buchs, der Epigramme. Vgl. 60. 69. 80. — 60. Sie sprechen alles so aus, wie es dem Dichter erscheint. Auf dem aus geöffnetem Himmel zu Petrus herniederfahrenden Gefäße, „wie ein großes leinen Tuch, an vier Zipfeln gebunden", waren „allerlei vierfüßige Thiere der Erde und wilde Thiere und Gewürme und Vögel des Himmels" (Apostelgesch. 10, 11 f.). Schon 1775 bediente sich Goethe des Vergleichs mit diesem Tuche „voll reiner und unreiner Thiere". Vgl. 3. Mos. 11.***) — 61. 62. Die Menge hält die Epigramme

*) Noch in 3 begann das Distichon: „Epigramme, seid nicht so frech". 4 änderte: „Seid nicht so frech, Epigramme". 5 schob doch nach seid ein. Im zweiten Verse hatte C gab statt hat.

**) Der weimarische Herausgeber berichtet etwas unklar: „Daselbst [in C II, 58] folgt Buch II, 82 ein Distichon: Jungfer rief ich das Mädchen, dann ohne Nummer ein Distichon:

Fürchte nicht, liebliches Mädchen, die Schlange, die dir begegnet,
Eva kannte sie schon; frage den Pfarrer, mein Kind.

***) 1 stand noch in 2 so vor zeigt.

für die besten, welche ganz platt sind und die Schadenfreude befriedigen, an der man, wie Schiller sagt, die Menschen am sichersten faßt.*) Unser Dichter freut sich, einen feinen Gedanken im Epigramm auszusprechen, von dem er jeden persönlichen Spott ausschließt, während man gewöhnlich gerade auf diesen den Werth eines Epigramms legt. Mit Erstaunen lesen wir hier bei v. Loeper: „Im Sinne von H. Heine's: ‚Nur wenn wir im Koth uns fanden, So verstanden wir uns gleich.‘“

Drei- und vierundsechzigstes Epigramm. Ablehnung der zudringlichen selbstsüchtigen Liebe. — 63. Chloe schwört, sie liebe den Dichter, was sie durch einen Dritten, der sie kennt und sie beurtheilen zu können meint, ihm versichern läßt; dieser aber ist nicht so thöricht, daran zu glauben. Vgl. Lied 48. Der gangbare Name Chloe ist ohne besondere Beziehung gewählt, wie schon die Ablehnung eines persönlichen Namens in 61. 62 zeigt. — 64. Philarchos, der keinen Menschen liebt, stellte sich in den Dichter verliebt, um seinen Zweck zu erreichen.**) Der Name ist eine Bildung Goethes; nur Phylarchos (Stammherrscher) kommt vor. Goethe nahm das Wort wohl im Sinne heftig

*) 61 begann in der Handschrift C und noch in 3: „Ob ein Epigramm wohl gut sei? wer kann es entscheiden?“ Der Schluß des Verses ward in 3 geändert: „Kannst du's entscheiden?“ 4 hatte: „Ein Epigramm, ob es gut sei“, wo durch Versehen wohl nach es ausgefallen war; 5 setzte dieses wohl irrig nach ob ein, was sich in 6 erhielt. Seit der Quartausgabe wurde es wohl auch geschrieben. Freilich ist ob es als zwei Längen zu lesen etwas hart, aber das eingefügte auch dürfte ungehörig sein. Dem Verse könnte man aufhelfen, wenn man „wer kann es entscheiden?“ wieder herstellte. — In 62 hatte noch 3 V. 1: „Je gemeiner es ist, je“, 2 Desto. Die jetzigen Lesarten hatte Riemer vorgeschlagen.

**) In 2 steht Philarchos am Schlusse des ersten Verses.

liebend, wirklich bedeutet es herrschsüchtig, nicht Liebesherrscher, wie v. Loeper sich einbildete. Man hat bei Philarchos irrig an den Capellmeister Reichard gedacht. Heller scheute sich nicht vor der Albernheit, hier einen Hieb auf Schiller zu sehn, auf den er auch den Pfuscher von Epigramm 78 widersinnig bezieht. Wie konnte Heller Goethe die Niederträchtigkeit zutrauen, Schiller in seinem eigenen Musenalmanach zu verspotten? Die Entdeckung v. Loepers, eine Chloe deute dem Dichter an, eher würde er durch Eifersucht ihre Liebe gewinnen, ist mißlungen.

Fünfundsechzigstes Epigramm. Auf der schlesischen Reise gedichtet. Das Verhältniß des Menschen und der Welt zu Gott ist ein offenbares Geheimniß, das niemand aussprechen darf, wie schon Goethes Faust klagt: „Wer darf das Kind beim rechten Namen nennen? u. s. w."*) Gott ist für uns unfaßbar, aber wer dies ausspricht, wird gottlos gescholten. Lavater lehrt: „Entweder Christ oder Atheist", verwirft jede andere Gottesanschauung als gottlos.

Sechsundsechzigstes Epigramm. Des Dichters vier unüberwindliche Antipathien, die ihn ganz außer sich setzen.**) Schon in der ersten Auflage habe ich bemerkt, daß Alfred Nicolovius von Goethes Sohn vernommen, sein Vater habe erklärt, das Kreuz am Schlusse habe nichts mit dem Christenthum zu thun, sondern es beziehe sich auf einen üblen Geruch, den er

*) Bis 3 begann das Epigramm „Ists denn so großes?" Riemers Veränderung „Ist denn so groß das" hat sich von 4 bis 6 erhalten. Die Quartausgabe hat das Ursprüngliche hergestellt. In der ersten Fassung stand die Welt und der Mensch und 2 keiner mags gern. Schon 2 schrieb niemand, erst 3 gerne.

**) Noch in 2 stand hier Tobacks, wie Goethe früher immer das Wort schrieb. Vgl. zu Epigramm 18, 3.

Politika 4 zu Ende, wo der Reim das Wort ergibt, durch Punkte andeute, so daß alle vier Dinge auf üblen Geruch sich beziehen. Dem widerspricht aber, daß in der einzigen Handschrift, worin wir das Epigramm besitzen, der von Goethe selbst geschriebenen C, statt des Kreuzes Christ steht und gleich darauf ein wider die Christen gerichtetes Epigramm folgt.*) Die richtige Lösung scheint mir zu sein, daß hier wirklich ursprünglich das Kreuz den crepitus ventris bezeichnen sollte, Goethe aber bei der Abschrift sich zu der unglücklichen Aenderung hinreißen ließ. Mit ruhigem Muth, er weiß sie zu ertragen; wie es der Gott ihm gebeut, der ihn sich bezwingen heißt. — Zu Gift und Schlange vgl. zu den Elegien S. 134.

Siebenundsechzigstes bis zweiundsiebzigstes Epigramm. Sämmtlich auf die den Fremden gefälligen Mädchen, für die er, um den eigentlichen Namen zu vermeiden, den gefälligen der Lacerten wählt. Strehlkes Behauptung, dies und die folgenden Epigramme seien an vielen Stellen Ovid und Martial nachgebildet, beruht auf nichts. — 67 führt diese Bezeichnung anmuthig ein.**) Die Eidechsen begleiten als lustige Hausthierchen den Reisenden durch ganz Italien; rasch laufen

*) Noch in 2 begann das Epigramm Lange hätt'. In A steht gerne. Alle Handschriften lesen 3, „gleich, sie haben vier Füße", 4 „lang schleppt sich das Schwänzchen hernach". Erst 4 gab hier die Schwänzchen. 5 verbesserte der weimarische Goetherevisor in das unprosodische sie sind in Nun sind sie.

**) Ein Epigramm aus zwei Distichen, die begannen: „Warum willst du den Christen des Glaubens selige Wonne". Daß die in der Handschrift wenig gelungenen folgenden drei Verse fehlen, war ein entschiedenes Unrecht gegen Goethe, wie scharf auch der Spott sein mochte. Darauf folgte noch die Entschuldigung seines Angriffes:

Helden, herrlich zu sein, beschädigen Tausende. Tadelt
Nicht den Dichter, der auch wie ein Eroberer denkt.

sie überall hin und bewegen auf den von der Sonne erwärmten Steinen traulich und neugierig ihr Köpfchen hin und her. Juvenal sagt einmal (III, 231): Herr einer Eidechse sein im Sinne „das kleinste Haus als Eigenthum besitzen". Goethe verdankte das Bild kaum dem Boccacio, der einmal sagt, in Pisa glichen fast alle Frauenzimmer den Eidechsen, worauf v. Loeper hingewiesen hat. Ganz unglaublich ist es, wie dieser das im Bilde von den Schlängelchen Gesagte, auf die Schleppen der Mädchen bezogen hat. Freilich schwebt das Nachrauschen des Gewandes vor (vgl. 68, 4), aber die Schwänzchen sind nicht die Schleppen der Mädchen, sondern die wirklichen der Schlängelchen. — 68 entspricht dem vorigen Epigramm Vers für Vers, nur wird am Schlusse auf den Ort hingedeutet, wohin diese Lacerten die ihnen folgenden Fremden locken. Der Enge der verworren durcheinander laufenden Straßen Venedigs gedenkt Goethe genauer im Briefe der italienischen Reise vom 29. September 1786.*) — 69. Erklärung des Wortes Spelunke (italienisch spelonca) am Ende des vorigen Epigramms (ähnlich wie Osterien in Elegie 15 gelegentlich erklärt), worin die Freundlichkeit der lockenden Wirthin anschaulich hervortritt.**) Buch (epigram-

*) Noch 2 gibt 3 schwätzen. A hat 3 fahren statt gleiten. Erst 1 setzte den (statt der) Eilenden. 6 hatte B und lang statt so bald. 7 stand noch in 3 „die Winkel, die Gäßchen und Treppchen nicht scheuest". In B lautete ursprünglich der Schluß: „Kennst du aber die Winke, die Winkel, die Gäßchen und Treppchen, Folgst du, so lockt sie dich klug in die Spelunke hinein."

**) In B begann ursprünglich: „Was Spelunken sind, das soll ich sagen." Noch 2 fand sich 2 dunkle und sinds 3. Die Handschriften hatten Coffee. In B und C folgte noch in sieben, mit „Seid ihr ein Fremder, mein Herr" nhebenden Distichen die Beschreibung der Aufnahme in der Spelunke.

madum). Vgl. 95. — 70. Eine eigenthümliche Erscheinung zweier immer zusammen erscheinender Lacerten, zwischen deren Lieblichkeit die Wahl schwer fällt. — 71. Daß er sich nicht mit Abscheu von den Lacerten abwende, wie auch Christus Sündern und Sünderinnen wohlwollte und mit ihnen verkehrte (Luk. 7, 36—50. 19, 2—8), spricht das Epigramm schalkhaft aus.*) Auch sagt man (von dem, was allgemein bekannt ist) entspricht dem heitern Tone.**) — 73. Im engen Anschluß an das vorige Epigramm spricht der Dichter sehr bezeichnend aus, daß in manchen zu solchem Gewerbe heruntergekommenen Mädchen echter Familiensinn, die reinste Frömmigkeit des Herzens lebe. Das Dirnchen bezeichnet hier eine noch tiefere Stufe; es ist ein Mädchen, das auf der Straße singt, und zwar meist gemeine Lieder.***)

Drei- bis fünfundsiebzigstes Epigramm. Sie schließen sich enge an 72 als Uebergang zur folgenden Epigrammenreihe. — 73. Scharfe Zurückweisung derer, die sich im Gegensatz zu jenen Verkommenen auf ihre Tugenden etwas einbilden. Die meisten Menschen sind doch Schufte. Das Epigramm geht von der Liebe der Menschen zu Hunden aus, die ihm selbst zuwider waren (vgl. Elegie 17), mit Bezug auf den verächtlichen

---

*) In den Handschriften stand 1 der zierlichsten Dirnen, Sähst. Letzteres wäre richtiger beibehalten, dagegen wär' statt wird gesetzt. Für schien sollte auch schien' stehn.

**) 1. Statt Weise 1 schrieb der Dichter in 3 Heilige. Erst in 4 änderte Riemer „sie wollten, so sagt man" statt „sagt man, sie wollten".

***) B hatte 1 ursprünglich Hausweib, 3 gleichgültigen und Hürchen. In 2 stand noch „Treu und froh wollt' ich sein". Auf unser Epigramm folgen Koffee wollen wir trinken (vgl. S. 28) und Wagst du deutsch zu schreiben (vgl. S. 29).

Gebrauch des Wortes Hund zur Bezeichnung schlechter Menschen. Die rücksichtslose Bitterkeit des Spruches verletzte niemand tiefer als Frau von Stein. Und doch zeigt 74, wie wenig der Dichter diesen Ausruf des Unmuths für allgemein gültig halten konnte, obgleich er bei aller seiner Menschenfreundlichkeit oft und bitter genug die Wahrheit des Wortes erfahren haben mochte.*) Auch Hundegebell gehörte zu Goethes natürlichen Antipathien (Epigramm 66). Vgl. Elegien I, 17, 1 ff. Schopenhauer nahm sich der Hunde in dem Gegenepigramm an:

Wundern kann es mich nicht, daß manche die Hunde verleumden;
Denn es beschämet zu oft leider den Mensch der Hund. —

74. Das Epigramm, in welchem Schlegel Klarheit vermißte, räumt die Frechheit des vorigen Spruches ein (vgl. Epigramm 60), findet sie aber bei seinem Unmuthe erklärlich, und er selbst darf sich darauf berufen, daß sein Herz fromm und treu, also von dem Vorwurfe frei ist, den er in seiner Verbitterung' allen Menschen gemacht. Das wissen nicht allein die Götter, auf welche er sich in gangbarer Weise beruft, sondern auch andere, die sein Herz kennen. Wen sollte diese menschlich schöne Berufung auf sein Herz nicht mit der Bitterkeit des vorigen Epigramms versöhnen! — 75. Freilich habe ich auch gute Gesellschaft gesehen, nicht bloß Gaukler und Volk und die gemeinen Mädchen, die einen großen Theil der Epigramme füllen, aber zu einem Epigramm bietet diese eben keinen Stoff.**)

Sechs= bis neunundsiebzigstes Epigramm. Der Dichter kommt auf sich selbst, auf seine dichterischen und natur=

---

*) B hat armer statt erbärmlicher.

**) 2 stand noch in 2 und statt ja.

wissenschaftlichen Bestrebungen. 77—79 stehen noch nicht in A und B. — 76. Die Absicht, einen Dichter aus ihm zu bilden, wäre der Natur ganz wohl gelungen, hätte ihm die Härte der Sprache nicht unwiderstehliche Hindernisse entgegengestellt. Auch hier spricht in dem ersten allgemeinen Satze, wie in der Klage über die deutsche Sprache, bitterer Unmuth. Vgl. zu Epigramm 29.*) — 77. Eben so bitter erklärt er sich gegen diejenigen, welche ihn auf die Dichtung als sein eigentliches Gebiet, einschränken wollen, da doch Erkenntniß der Natur sein höchstes Glück bildet. Er selbst sprach es in seiner merkwürdigen Selbstschilderung von 1796 (Goethe-Jahrbuch XVI, 20 ff.) aus, der poetische Bildungstrieb sei Mittelpunkt und Base seiner Existenz aber auch seine übrigen Tendenzen seien nicht unfruchtbar. Sein früher zufälliges und unbestimmtes Streben in der Wissenschaft übe er jetzt mit mehr Bewußtsein und der ihm gebotenen Beschränkung aus. Bei den Pfuschern denkt er an die vielen Dichter, die ohne Kenntniß der Kunst (vgl. Epigramm 33) sich der größten Erfolge bei der Menge rühmen dürfen. 2 erwartete man allen statt vielen, da allen vorhergeht. — 78. 79. Gegen Newtons Zusammensetzung des Weißen aus verschiedenen Farben. Vgl. Gott und Welt 17—22. Das erste Epigramm spielt mit weiß und weis machen, das zweite deutet darauf, daß, wer sich einmal in eine bestimmte Theorie hereingedacht, nicht mehr merke, wie er die Naturerscheinungen verzerre (martere), um sie zu erklären (darnach zu gestalten). Die wirk-

*) Noch in 2 begann 1: „Einen Dichter meint' es zu bilden; es wär'". In 3 nahm Goethe Schlegels Vorschlag zur Vermeidung des weiblichen Abschnitts im vierten Fuße an. Ursprünglich stand wünscht, später in dacht verbessert, statt des schon in C gesetzten meint.

lichen Erscheinungen werden nach der einmal beliebten Lehre zurecht gemacht. In den beiden Beiträgen zur Optik (1790. 1791) hatte er sich gegen Newton erklärt; den Gegnern wollte er hier zu ihrem Aerger gelegentlich beweisen, daß er auf seinem Widerspruch verharre. Im ersten jener Beiträge hatte er erklärt, eine Theorie sei nur dann schätzenswerth, wenn sie alle Erfahrungen unter sich begreife und der praktischen Anwendung zu Hülfe komme.*) In den Tabulae votivae des Musenalmanachs auf 1797 finden sich noch folgende auf Newton bezügliche Sprüche (31. 38.):

Die Zergliederer.

Spaltet immer das Licht! wie öfters, strebt ihr zu trennen,
Was euch allen zum Trutz eins und ein einziges bleibt.

Die Systeme.

Prächtig habt ihr gebaut. Du lieber Himmel! Wie treibt man,
Nun er so königlich erst wohnet, den Irrthum heraus!

Aus Goethes Nachlaß ist das Distichon bekannt geworden:

Neu ist der Einfall doch nicht; man hat ja selber den höchsten,
Einzigsten, reinsten Begriff Gottes in Theile getheilt.

Achtzigstes bis vierundachtzigstes Epigramm. Uebergang zu seinem beglückenden Liebesverhältnisse. 82—84 fehlen noch in A und B, 81 auch in C. — 80. Mit dem hübsch gewendeten Wunsche, daß der Jüngling und das Mägdlein des Büchleins sich erfreuen mögen, leitet er die Liebesepigramme ein.**) Sich winden, von den verschlungenen Pfaden, die er

---

*) 1. Erst 4 schrieb erklärt statt erkläret, was prosodisch keine Verbesserung ist. 2 trat erst in 3 uns statt mich ein.

**) In B begann 2 ursprünglich „Nehm' er dies Büchlein mit sich", was schon hier ausgestrichen und geändert wurde.

durchwandern muß. Tröstlich ist es, indem es das Glück des Genusses ihm zeigt. Dereinst, in Zukunft. Aehnlich Klopstock, Wingolf 3, 9 ff. der Abschied Str. 18 f. Man kann es Heller zugeben, daß das zweite Distichon an Prop. III, 2:

Ut tuus in summo iactetur saepe libellus,
Quem legat expectans sola puella virum

anklinge; jedenfalls hat das erstere mit dem Anfange von Mart. I, 3 nichts zu thun, wo der Dichter dem Leser sagt, sein Buch solle ihn überall auf der Reise begleiten, so möge er es im Laden kaufen. — 81. Das Epigramm wünscht, die Musen möchten ihm auf der Reise kleinere Gedichte gewähren, später aber größere Gunst ihm erzeigen, wobei die hübsche Vergleichung auf ein vertrauliches Liebesverhältniß deutet.*) — 82. Schlußgedicht des zweiten Buches von C. Die Liebe wird allen Unmuth aus seiner Seele verscheuchen. Der Vergleich ist vortrefflich ausgeführt. Bei trüben Tagen sind wir selbst trübe gestimmt, suchen dem Regen und Sturm zu entgehn, aber wenn die Sonne wieder glänzt, dann vergessen wir den Trübsinn und sind heiter, wie die sich immer wieder herstellende Natur.**) — 83. In seiner Ausgabe bemerkt v. Loeper, von hier an sei Weimar der Schauplatz und die folgenden Epigramme fielen als Darstellung der Entwickelung der Liebschaft (?) mit Christianen in die Jahre 1788 und 1789! — Der wahre Liebesgenuß ist gleich entfernt von Frechheit wie von Ernst. Frechheit läßt keine reine

*) Der erste Vers lautet in 2 und 3: „Wie die Winke des Mädchens, das keine Zeit hat, und eilig".

**) Noch in 3 stand Dunst und Wolken, das nach Riemers Vorschlag verändert wurde. C hatte ursprünglich 2 „Dränget uns der Regen", 5 „Aber kehret die Göttin zurück, so".

Befriedigung aufkommen, Ernst erdrückt die Lust.*) — 84. Die Sehnsucht nach beglückender Liebe läßt ihn nicht schlafen. Morpheus erscheint den Alten als geflügelter Greis, der aus einem Horne Mohnsaft gießt. Goethe giebt ihm Mohnbüschel.**)

Fünfundachtzigstes bis hundertundzweites Epigramm. Das ihn beglückende Liebesverhältniß. Die Beziehung auf die nordische Geliebte (96) paßt eben so wenig, als die Vorstellung, er habe bisher der Liebe Glück noch nicht genossen (91). Das ganze Verhältniß zu der venediger Geliebten ist rein erdichtet, schon nach der Kürze der Zeit, die er in Venedig lebte; es schildert uns sein Liebesglück mit seiner Christiane und einzelne dieser Epigramme werden wohl dem Jahre 1789 angehören. Wie er in den Elegien sein Liebesleben nach Rom verlegt, so in den Epigrammen nach Venedig, deutet aber zugleich

---

*) 1. Ursprünglich „die Freuden der Liebe Rein ohne Reue" (doch in C schon verbessert am Schlusse mit „reinem Gemüth"). 2 noch in 2 „O so laß". Auf Schlegels Vorschlag fiel so weg. Busen statt Herzen 1. 3. Noch 2, Jene statt Die, dieser statt der, nach Schlegel, der die Worte gesperrt zu drucken gerathen. 4. C: „Siehe da lächelt ein Gott beiden das Gegentheil zu". 1 änderte lispelt, 2 lächelt der. Nach des weimarischen Herausgebers unklarem Bericht scheint Goethe versucht zu haben „Beiden das Gegentheil lächelt der zärtliche Gott". Schlegel bemerkte, im Beiwort zärtlich liege etwas, als wenn Amor mehr auf die Seite des Ernstes sich neigte. Deshalb schrieb Goethe dafür schelmische, entschloß sich aber später zur Aufnahme von Schlegels Vorschlag: „Siehe, das Gegentheil lächelt da beiden der Gott" (weist lächelnd beider Absicht zurück).

**) 2 lautete noch in 1: „Dieses Auge bleibt wach, drückt mir es Amor nicht zu", und so steht auch noch in 2, während in 1 „schließt es nur" (Druckfehler für mir?) steht. In der Schlegel vorliegenden Abschrift stand bleibe, worin Schlegel mit Recht einen Schreibfehler vermuthete. Auch das dort stehende liebliche war verschrieben statt lieblichen.

an, daß seine herzlich Geliebte im Norden wohne und er nach ihr sich sehne. Die meisten der folgenden Epigramme stehen nur in C; 94 fehlt auch in dieser Handschrift, 93. 94 und 88 finden sich schon im Nachheft der schlesischen Reise, 95—99. 101—103 in der Sammlung der Herzogin Mutter, in A 96. 100, in B 96. 99—101. 103.

85—90. Einleitung des Verhältnisses. — 85. Er traut der Geliebten noch nicht recht. Das Epigramm ist nicht persönlich an sie gerichtet. — 86. Auch hier zweifelt er noch, ob er sich ihr ganz anvertrauen dürfe.*) Die Fackel des Amor, die ihn das Mädchen finden ließ, ist nun erloschen, wo er ihrer herzlichen Liebe sich versichern möchte.**) — 87. Nur, wenn er eine Nacht an ihrem Herzen geruht, werden sie sich ganz vertrauen („das andre gibt sich"), während jetzt noch etwas Fremdes zwischen ihnen liegt, doch lebt er der frohen Ueberzeugung, daß er bald bis zum Morgen, ja bis zum Sonnenaufgang bei ihr ruhen wird. Vgl. Epigramm 89. Elegie 13, 33 ff. Das gangbare Nacht und Nebel ist hier umgestellt. Die Freunde von dem Liebespaare, das sich nun ganz vertraut. — 88. Dringender Wunsch endlich die sehnsüchtige Bitte um ihre höchste Liebesgunst zu erhören. Habe sie ihn nur zum Besten gehalten, so möge sie ihn lassen.***) — 89. Auf ihre Klage über sein Schweigen wirft sie

*) 1. Ja. Die ältere Handschrift hat hier Ha!, 2 dunkeln, 3 f. führt v. Loeper andere überlieferte Lesart als die der Horen an, bald führest du uns und verschwunden ist sie. In 3 führt v. Loeper falsche statt Falsche an.

**) In C folgt hier noch ein Epigramm von zwei Distichen, das beginnt: „Hat dich Hymen geflohn?" Der Herausgeber oder die Redaktion hat es für unbedenklich gehalten, den Schluß dem deutschen Volk zu entziehen.

***) Das Epigramm begann noch in 2: „Ist es Ernst, so zaudre nicht

ihm vor, sie achte nicht auf seine Seufzer, auf seine schmachtenden Blicke; wenn einst Aurora ihn an ihrem Busen finde (vgl. 87), werde sein Herz in einem Jubelhymnus sein Glück preisen, wie die Memnonssäule vor den Strahlen der aufgehenden Sonne töne. Vgl. Elegie 13, 29 ff.*) 3. Nach vermag sollte noch mir stehn. — 5. Den frühen Göttern, mit dem freien Gebrauche des Beiwortes (den Göttern in der Frühe), wie Epigramm 95 „das nächtliche Schiff". — 90 glaubt er sein Herz auch zuweilen von anderen Schönen angezogen, immer kehrt es wieder zur Geliebten zurück.**) Es schwebt ein wohl in Venedig gesehenes Knabenspiel vor, wo man ein Rad bald weiter im Seile laufen läßt, bald wieder einzieht; man muß aber das Seil zur Zeit einziehen und es nicht aus der Hand gehn lassen. Darauf deutet wohl auch die Stelle des Horaz carm. III, 10: Ingratam Veneri pone superbiam, ne currenti retro funis eat. Dagegen sagt v. Loeper, das erste Distichon beschreibe „das in der Revolution aufgekommene Joujouspiel". Joujou heißt Spielzeug, wie jouet, besonders Rollrädchen.

91—102. Schilderung des endlich erlangten unendlichen Liebesglückes. — 91. Früher achtete er auf alle Jahreszeiten, deren eigenthümliche Reize ihn anzogen, jetzt, wo

---

länger und mache". 3 gab „zaudre nun länger nicht; mache", 4 fügte dir nach es ein.

**) In 1 steht Punkt nach dich (1). 4 lautete: „Nur Aurora, die uns traulich umschlungene weckt", ward erst in 2 geändert, uns umschlungene kühn, wie 5, 2 die . . . viele befrachtete. Eine (3) war noch in 2 gesperrt gedruckt.

***) Schon in B und noch in 1 und 2 fehlt sonderbar das erste Distichon. Mit dem vergleichenden Seht, so konnte das Epigramm unmöglich beginnen. B hatte 4, wohl durch Versehen, bald statt gleich.

ihn die Liebe voll beglückt, blüht ihm ewiger Frühling.*) — 92. In seiner Liebe fühlte er sich so glücklich, daß er, auch wenn er tausend Jahre alt würde, immer so zu leben wünschte. Vorschwebt das Wort Rousseaus vom Liebhaber (im fünften Briefe der Heloise): „Er wird wünschen Hanf zu brechen (zu den Füßen seiner Geliebten sitzend), heute, morgen und übermorgen und sein ganzes Leben". Er selbst hatte danach in Wetzlar gewünscht, „Johannistrauben zu pflücken und Quetschen zu schütteln, heute, morgen und übermorgen und sein ganzes Leben". Im zwölften Buche von Wahrheit und Dichtung gedenkt er gleichfalls der Stelle Rousseaus. Schlegel wünschte auch hier mehr Klarheit. Leben vom glücklichen Leben, wie Elegien II, 1, 15. — Hundert und (wieder) hundert, wie tausend und tausend im Amyntas (Elegien II, 5) 29. — 93. Auf der schlesischen Reise gedichtet. Sein Dank an die Götter (vgl. Epigramme 74) läuft in den Gedanken aus, daß man sich selten erinnert, wie glücklich man ist. Vgl. Epigramm 34a.**) Aber hier ist wohl nicht daran zu denken, daß er nur Mäßiges verlangt. Nach v. Loeper meint Goethe, „der Regel gegenüber erschienen die Göttergaben als Ausnahmen." — 94. Gleichfalls schon im schlesischen Notizhefte.***) Jetzt begrüßt er frühmorgens in den himmlischen

---

*) Noch in 2 stand 3 „kein Sommer, kein Winter, seitdem".

**) Im Notizhefte stand ursprünglich begehrt, aber schon in erfleht verbessert. Regel war unterstrichen, der erste Vers als zu verbessern angemerkt.

***) Dort stand 2 Lange statt Frühe und schauen den (statt grüßen, dich), 3 den Blick, 4 hast du mich nächtig geweckt, 5 erscheint ihr, verbessert in erscheinen und Morgens die (verbessert in Ihr), 6 Meines Mädchens mit übergeschriebenem Geliebten (ohne Veränderung von Meines). 1 schrieb 4 hervor statt heraus, 2 Tags statt Morgens. Ueber den Epi-

Augen der Geliebten (vgl. Elegien I, 13, 45) den Morgenstern und die Sonne, die ihn aus ihrem Bette treibt, erscheint ihm immer zu früh. Vgl. S. 87. Der Gegensatz zu der Lust des Jünglings, den Sonnenaufgang von Bergeshöhen zu genießen, prägt sich anmuthig aus. Vgl. Klopstocks Ode Der Kamin. — 95. Das Epigramm fehlt in den Handschriften, findet sich erst in 1. Das nächtliche Meerleuchten, auf welches ihn die Geliebte hinweist, erinnert ihn an seine eigene Liebesglut; ist ja auch Amor ein Sohn der Meergöttin Aphrodite.*) — 96. Schon in A.**) Als er das Schiff bei günstigem Winde auf dem glänzenden Meere nach Süden fahren sieht, fühlt er sein Herz nicht vom Verlangen nach dem herrlichen Süden erregt, sondern es zieht ihn nach dem Norden. Ein Wortspiel mit der gangbaren Bezeichnung der Geliebten als Schatz, woran v. Loeper denkt, liegt dem Dichter fern; das hinzugefügte „ein großer Magnet" nähme sich dann seltsam aus. — 97. Sehr hübsch wird an die Sorge für die zu Wasser verreisende Geliebte die Qual der Eifersucht angeknüpft, sie möchte auf der Fahrt einem andern ihre Liebe zuwenden.***) Der von ihm angeflehte Windgott ist es selbst, der ihn auf die größere Gefahr hinweist, daß Amor zur

---

gramm steht „Hast du mich nachts geweckt" und als anderer Versuch „früh . . . ., Mädchen . . . w . . . . . .".

*) In 2 stand 1 „Ihr erstaunt und zeigt", 2 leuchtend (statt flammend), 3 „dies Meer", 4 Flamme? Seit der Quartausgabe drang der Druckfehler verwundet statt gewundert 4 ein.

**) Noch in 1 findet sich 3 „wendet mein Auge", 4 „Gebirgs, rückwärts, den schmachtenden Blick", 5 „Welche Schätze liegen mir südwärts doch", 6 starker statt großer.

***) Mit der Handschrift las 2 noch in 3, 2 Thörigter und „Gott zu", 4 „Fürchte das Lüftchen".

Geliebten fliege und in ihr neue Liebe errege. Den wüthenden Stürmen treten Amors leicht bewegte Flügel entgegen. Die bei Properz und Ovid, auch bei Horaz (carm. III, 27) mehrfach erwähnte Seereise der Geliebten schwebt ganz allgemein vor, beim König Aeolus wohl dessen Darstellung im ersten Buche des Aeneis. Mein König wird Aeolus angeredet, weil die Geliebte jetzt ganz in seiner Gewalt ist. Heller wirft dem Dichter Mangel an Logik vor; er versteht aber eben das Epigramm ganz falsch, wenn er meint, Aeolus sage, er habe für sich, nicht für sein Mädchen „die Stürme der Liebe zu fürchten". Daß die Furcht für sein Mädchen auch die Furcht seines eigenen unersetzlichen Verlustes einschließt, merkt Heller nicht. — 98. Schon auf der schlesischen Reise gedichtet.*) Noch immer gefällt mir mein Mädchen. Mit lustiger Anwendung eines von der Armuth der Geliebten hergenommenen Wortspiels. Vgl. Elegien 6, 5. 13.**) — 99. Seine Zweifel an der Herzlichkeit der Geliebten hat er jetzt als irrig erkannt; sollte aber sein jetziges Vertrauen ihn täuschen, so wünscht er, diesen Irrthum sein Leben lang nicht zu erkennen. Viel schärfer spricht den Wunsch, von der Treulosigkeit der Geliebten nichts zu wissen, Shakespeares Othello (III, 3) aus.***) Klüger sind die Götter, weil sie einsehen was ihm frommt. Vgl. Iphigeniens Gebet III, 1 nach Orests Ent=

---

*) Ursprünglich begann der Dichter: „Daß ich ein armes, ganz nacktes", aber gleich darüber verbesserte er „Arm und kleiderlos war sie, als ich das Mädchen geworben". 3 schrieb, „war das Mädchen, als ichs geworben".

**) In C folgten hier die Distichen Köstliche Ringe (vgl. S. 28), doch scheint das vierte zu fehlen; denn des Herausgebers Bemerkung kann ich nur reimen, wenn übergegangene Druckfehler ist statt übergangen.

***) Erst 4 schrieb 3 dieses statt das.

fernung. Kalt heißt hier das „Gestad“ der Unterwelt im Gegensatz zum glühen Leben; das Beiwort ist gewählter als schwarzem, dunkelm sein würde. — 100.*) Alle seine Gedanken werden dem verliebten Dichter gleich zu einem Gedichte, was seine launige Besorgniß erregt, die Geliebte selbst könnte ihm zuletzt in ein Gedicht aufgehen, wie die Götter dem Midas auf seinen Wunsch alles, was er angriff, in Gold verwandelten.**) Die Befreiung des Königs Midas von seinem Unglück im Flusse Paktolus läßt Goethe zur Seite. Die andere Geschichte vom Barbier des Midas hatte er am Ende der Elegien geschickt benutzt. Willkürlich macht er den phrygischen König zu einem Greise und nimmt seinen Zustand als fortdauernd an. — 101. Daß Goethe dieses und das folgende Epigramm an seine Christiane vor der Weihnachten 1789 erfolgten Geburt seines August gedichtet, möchten wir bezweifeln, da die um diese Zeit gedichteten Elegien ganz anderer Art sind. Ich selbst habe früher, und so auch v. Loeper, an 1789 gedacht, wonach dann 101 in die erste Hälfte des Jahres 1789 fallen müßte. Es scheint mir für Goethe sehr bezeichnend, daß er vor der Geburt seines Sohnes nur römische Elegien, erst nach dieser auf Christianen bezügliche Liebesgedichte schrieb. Das Schwellen des Halses deutet der Dichter als erste Berührung der Liebesgöttin.***) Er verkündet der Geliebten

---

*) Noch in 2 steht 3 „Lustiger geht mirs auf ähnliche Weise“ (seit 3 „in ähnlichem Fall“), 5 „Gern ertrag' ich das (in 1 „dies“) Schicksal, ihr Musen“, 6 „ich sie“ und „mir nicht“.

**) Hier folgten in B die auch in A stehenden Epigramme Alle Weiber sind Waare, Lange sucht' ich ein Weib (vgl. S. 23), Ob erfüllt sei (vgl. S. 27) und Nackend willst du nicht (vgl. S. 27).

***) B hatte ursprünglich 1 mein Liebchen (statt die Beste), änderte es aber in mein Weibchen. C stellte Liebchen her, das noch in 2 überging.

in anmuthiger Weise die bald eintretende, von ihm so sehr ersehnte Veränderung, die freilich ihren Körper auf einige Zeit entstellen, aber auch die gewünschte Frucht bringen werde; darum solle sie diese ebenso freudig über sich ergehen lassen, wie den Gärtner freudige Hoffnung erfüllt, sieht er die reifen Blüthen fallen. — 102. Unendlich schöner Ausdruck des Glückes der Erwartung des geliebten, schon die deutlichsten Spuren erwachenden Lebens verrathenden Sprößlings ihrer Liebe, mit dem Wunsche, daß, was ihm auch nach dem unabänderlichen Willen des Schicksals begegne, Liebe ihn beglücken möge, der er auch entsprossen sei.*) V. 4 ist sich zugleich auf nährend und bewegt zu beziehen. Auch bei unserm und dem folgenden Epigramme konnte Bronner sich nicht enthalten, nach Vorbildern Goethes zu suchen, die er ohne Mühe in Ovid. Am. I, 13. 14 fand, ja auch den Ardinghello ruft er zu Hülfe. Es sind beide Gedichte ihm erotische Hinwürfe, welche der Elegiendichtung vorangegangen.

Hundertunddrittes Epigramm. Anmuthig gefühlvoller Abschluß der in Venedig, fern von den Freunden, ge-

---

Schlegel fand den Vers nicht tadelfrei, wagte aber keine Aenderung. 2. Die rheinische Imperativform vernehme (vgl. Elegien II, 4, 108. 102) ward in 3 in vernimm geändert. A und 1 hatte mein statt das, nicht, wie v. Loeper angibt, 3. Die Handschriften hatten 4 verstellt statt entstellt. 6 stand bis 3 nirgend statt nirgends, und in C letzte statt neuste. 7. Die Handschriften haben zeigt statt deutet.

*) B und C, die allein unser Epigramm enthalten, haben 1 begierlich statt verlangend; 6 „Oeffnet die Pforten des Lichts!" 7 „noch ein wenig". Die jetzigen Lesarten schon in 2, nur stand 9 noch wolle statt will. Schlegel hatte diesen Vers „noch nicht ganz tadelfrei" gefunden, „wagte aber doch keine Aenderung vorzuschlagen", etwa weil er die persönliche Beziehung ahnte. Goethe änderte in 3 einfach des Verses wegen will. Aber das zweite dir ist störend und das gangbare was auch will scheint zu gewöhnlich.

dichteten Epigramme, welcher nicht undeutlich das glückliche eben geschilderte Liebesverhältniß daselbst als bloße Erdichtung bezeichnet.*) Die Trennung von den weimarischen Freunden empfand Goethe bei dem fremden Volke tief schmerzlich; davon zeugen seine Briefe in die Heimat: „Mein sehnlichster Wunsch ist, Weimar bald wiederzusehn und die schönen Jahreszeiten mit den Freunden zuzubringen," schreibt er an Herder. Dessen Gattin berichtet er, in Venedig habe er jetzt schon mehr gesehn, gelesen, gedacht und gedichtet, wie sonst nicht, wenn ihn die Nähe der Freunde und des guten Schatzes ganz behaglich und vergnügt mache. Gegen Frau von Kalb bedauerte er, daß er diese sechs Wochen keinen Freund und keine Freundin um sich gehabt, er auch nicht mehr allein und außerhalb des Vaterlandes sein möge. Die Erinnerung an die süßen, mit der Geliebten verlebten Stunden, die ihm sein Kind geschenkt, und die Hoffnung, derselben sich bald wieder zu erfreuen, seien Würzen, wie es keine schöneren für ihn giebt. Neptunische Stadt heißt das dem Meere abgerungene Venedig, wie in der ersten Epistel 57.**)

*) 1. In allen Handschriften und Drucken stand Freuden; erst 4 wurde Freunde geschrieben. 2. Statt neptunischen Stadt war ursprünglich in B Venedischen Phul geschrieben. 3. Erst 3 wurde ich würzt' es statt würzt' ich gesetzt.

**) Hier folgte noch in C das schon am 4. Mai 1790 an Herders Gattin geschickte Epigramm Weit und schön ist die Welt (vgl. S. 27), das sich auch in A und B und auf einem Einzelblatte (wo 4 bringt es ihm nur steht) mit der Bezeichnung 236. 237, welche auf die Zahl der Distichen geht. Das Buch der Epigramme enthält jetzt 233 Distichen.

Weissagungen des Bakis.

Seltsam ist Propheten Lied,
Doppelt seltsam, was geschieht.

Der Vorspruch vom Jahre 1814 entschuldigt die Seltsamkeit dieser Prophetensprüche mit der noch größern dessen, was wirklich geschieht. Dies kann nicht auf die damaligen großen Begebenheiten der Zeit gehn, sondern bezieht sich auf das tolle Treiben der Welt, die sich nicht belehren lassen will. Das Wort des Propheten klingt seltsam, weil es orakelhaft ist, sich nicht offen ausspricht, sondern in Dunkelheit und Zweideutigkeit sich hüllt; das Treiben der Welt ist seltsam, weil sie blind ihrem Trieb folgt. Diese harte Beschuldigung der Welt ist eben so wenig in strenger Allgemeinheit zu fassen, wie so viele zum Theil sprichwörtliche Aeußerungen über die Welt. Erstaunt liest man bei Baumgart, der Vorspruch spreche in knappster Kürze treffend den Plan des Ganzen aus, den Dichter-Seher darzustellen gegenüber der Zeitgeschichte"; der Sinn soll sein: „Die Räthselhaftigkeit der Dichtung dient zur Rechtfertigung des verborgenern Räthsels der Tagesgeschichte; der tiefe Sinn verlangt das dunkle Wort." Eine solche Auslegung ist die schiefste Unterlegung. Wo steht denn hier ein Wort von einem „verborgenen Räthsel der Tagesgeschichte"? Goethe sagt nur, „noch wunderlicher als seine Weissagungen sei das Treiben der Welt": von einer Erklärung des Räthsels der Tagesgeschichte kein Wort! Bakis hieß ein schon von Herodot (VIII, 20) erwähnter böotischer Wahrsager, von dem manche in Hexameter gefaßte dunkle, ja zweideutige Weissagungen bekannt waren; auch wurde der Name zur Bezeichnung von Wahrsagern allgemein gebraucht. Die spätere zweite Abtheilung der zahmen Xenien ist „mit Bakis' Weissagungen vermischt".

Schon in der ersten Auflage ist bemerkt, daß Goethe unsere Gedichte im Sinne hatte, wenn er am 26. Januar 1798 an Schiller schrieb, er habe für den Almanach einen Einfall, der noch toller sei als der der Xenien.*) Wie die Epigramme dem ersten Jahrgange des Musenalmanachs, die Xenien dem zweiten, die Balladen dem dritten eine besondere Anziehung verliehen, so schien ihm für den vierten, da polemische Gedichte ausgeschlossen werden sollten, ein räthselhaftes Spruchbuch äußerst versprechend. Er hielt sich die Redaktion dieses „abermaligen Nachtrags“ vor, aber wollte diesen erst vollendet Schiller vorlegen, der dann entscheiden möge, ob er ihn aufnehmen wolle oder nicht. Es waren die Weissagungen des Bakis, die Goethe in den folgenden Wochen neben so vielem andern Augenblicke beschäftigt haben werden. Erst den 20. März kam er nach Jena. Den 23. verzeichnet das Tagebuch: „Weissagungen des Bakis“ als zweiten Gegenstand der Unterhaltung bei Schiller, bei dem er mittags speiste. Er wird wohl in der absoluten Stille des Schlosses ihm die vollendeten 32 mitgetheilt haben. Die Handschrift der Weissagungen, die Schiller nach Goethes Brief vom 16. April 1800 bei seinem Umzug nach Weimar unter seinen Papieren gefunden hatte, scheint die im

*) Als möglich bezeichnet dies auch Vollmer im Register zum Briefwechsel. Baumgart erklärt es ohne Grund als sicherlich unwahr.

Goethearchiv erhaltene zu sein. Eine andere Zeit, in welcher Goethe diese Schiller mitgetheilt haben könnte, ist kaum denkbar. Freilich erwähnt das Tagebuch am 26. Juli noch einmal der Weissagungen, aber Goethe scheint damals noch an eine Fortsetzung derselben gedacht zu haben, da Schiller die Aufnahme der unvollendeten Dichtung abgelehnt hatte, aber er gab sie bald ganz auf, und trotz der Noth des Almanachs ist von den Weissagungen nicht mehr die Rede gewesen.*)

Goethe hatte, wie er später Riemer sagte, die Absicht gehabt, auf jeden Tag des Jahres einen derartigen Spruch zu machen, damit die Sammlung eine Art Stechbüchlein, in der Weise der Spruchkästlein werde, wie fromme Seelen, auch Goethes Mutter, der Bibel oder des Gesangbuches als eines solchen Orakels sich bedienten, indem sie dem zufällig aufgestochenen Spruche eine Beziehung auf ihre augenblickliche Lage beilegen.**) Goethe dachte bald nicht weiter an die Weissagungen, von denen er keine Abschrift besaß. Da aber Schiller zufällig die Handschrift in seinen Papieren zu der Zeit fand, wo Goethe mit

*) Es ist ein starkes Stück, wenn Baumgart behauptet, die Angabe Riemers, der überhaupt nicht sehr zuverlässig sei (?), beruhe sicherlich auf Mißverständniß. Welche Art von Mißverständniß mag er sich vorstellen? Eine Verwechslung, wie sie sonst auch wohl Riemer begegnen mochte, ist hier kaum denkbar; fern liegt jeder Grund zu einem Verdachte, da Baumgarts Auffassung der Weissagungen ein bloßer Wahn ist.

**) Was v. Loeper in Schnorrs Archiv XIII, 77 über die Entstehung der Weissagungen sagt, beruht auf einem starken Versehen von diesem und eigener Unkenntniß, wie ich schon in der Kürschners Nationalliteratur (Goethe III, 2. 243), noch vor der Veröffentlichung der Tagebücher gezeigt habe. Er übersieht und mißversteht deutliche Zeugnisse, und kümmert sich nicht um die Geschichte des Musenalmanachs, für die Goethe die Weissagungen ursprünglich bestimmt hatte.

der Herausgabe seiner neuen Gedichte beschäftigt war, so entschloß er sich, sie auf die Epigramme folgen zu lassen, an deren Vollendung er noch nicht dachte. Als er sie am 20. März 1800 an A. W. Schlegel zur prosodischen Reinigung sandte, bemerkte er: „sie sollten eigentlich zahlreicher sein, damit die Masse selbst verwirrt machte, aber der Humor, der zu solchen Thorheiten gehört, ist leider nicht immer bei der Hand". In der Ausgabe von 1800 (1) nahm Goethe drei prosodische Aenderungen von Schlegel auf, mehrere machte er selbst. Sechs Jahre später brachte die zweite Ausgabe der Werke (2) manche andere Verbesserungen und Berichtigungen, aber auch neue Druckfehler stellten sich ein.*)

Zur Erklärung geschah von Goethes Seite nichts, ja, als ihm im Jahre 1827 eine handschriftliche Deutung dieser Sprüche zugegangen war**), äußerte er unmuthig gegen Zelter, die deutsche Nation stolpere über Strohhalmen: so quälten sie ihn und sich mit den Weissagungen, wie früher mit dem Hexeneinmaleins im Faust, und so manchem andern Unsinn, den

*) Wir bezeichnen die auf zwei Bogen in Folio von dem Schreiber Geist gemachte, mit Aenderungen von Goethes Hand versehene Abschrift von 1798 mit A, Riemers Abschrift der drei ersten Sprüche von 1805 mit B, den ersten Druck von 1800 in den neuen Schriften mit 1, den zweiten in der zweiten Ausgabe der Werke mit 2, die von 1815 und 1827 mit 3 und 4. Das Epigramm Die Burg von Otranto hat Goethe auf einem Quartblatt mit lateinischen Buchstaben geschrieben und in der Ueberschrift als Fortsetzungs (so?) Weissagung bezeichnet.

**) Riemer berichtet, Goethe habe ihm von einem Kommentar der Weissagungen gesprochen, den er sich der Seltsamkeit wegen ausgebeten, doch wisse er nicht, ob er ihn erhalten. Nach den Blättern für literarische Unterhaltung 1858 war es der Landschaftsmaler Dietz, der eine naturphilosophische Auslegung der Sprüche gab.

man dem schlichten Menschenverstand anzueignen gedenke. Goethes Ablehnung der Deutung einer ihm selbst fremd gewordenen Dichtung war sehr natürlich, da es ihm unbequem fiel, sich über den Sinn seiner Dichtungen zu äußern; nur in den seltenen Fällen, daß es ein ihm selbst am Herzen liegendes Gedicht galt, besonders ein solches, dem er größere Beachtung wünschte, wie bei den Geheimnissen, der Ballade vom Grafen (Balladen 2), der Harzreise im Winter (vermischte Ged. 12), wo er über die Entstehung der Gedichte Bedeutendes mittheilen konnte, ließ er sich dazu bestimmen. Wir wissen, wie sehr man ihn mit der Deutung seines Märchens quälte (Erläuterungen XV, 54 f.), und wie es ihn anwiderte, als man in dem Unsinn des Hexeneinmaleins einen tiefen Sinn witterte. Bei den Weissagungen dürfen wir uns durch Goethes Unmuth um so weniger von dem Versuche einer Deutung abhalten lassen, als er selbst (Spruch 15) von Schlüsseln zur Lösung der Räthsel des Lebens spricht, und wir unmöglich annehmen können, daß er, um die Leser zum Besten zu halten, 365 sinnleere Sprüche habe schreiben wollen. Wenn er die Weissagungen einen noch tollern Einfall nannte als die Xenien, so dachte er daran, daß man sich über den Sinn derselben noch toller zerrathen werde, als bei den Xenien, die aber auch durch die ganz deutlichen Angriffe auf bestimmte Personen einen wahren Sturm erregten. Bei der Deutung müssen wir uns freilich um so mehr bescheiden, als das Räthselhafte beabsichtigt war, und wir nicht den zehnten Theil der im Plane liegenden Sprüche besitzen, von denen einer auf den andern Licht geworfen hätte. Den ersten Versuch zur Deutung hatte nicht ganz ohne Glück Viehoff gemacht; wir folgten ihm auf dieser Bahn, wie manches wir auch noch im

Dunkel lassen mußten. Diesmal glauben wir bei einigen weiter gekommen zu sein. Ein großer Theil dieser Sprüche ist politischer Art, durch die traurigen Weltzustände veranlaßt, da der Uebermuth der Franzosen, die sich nun auch mit Gewalt der Schweiz bemächtigten und zu einem Kampf auf Tod und Leben mit England entschlossen schienen, keine Schranken kannte. Mehrere beziehen sich auf naturwissenschaftliche Forschungen. Eine größere Zahl gibt Lebensregeln und Beobachtungen. Wenn auch zuweilen ein paar Sprüche in näherer Beziehung zu einander stehen, so wählte Goethe doch mit Absicht im allgemeinen eine bunte Folge, um die „verwirrende“ Räthselhaftigkeit dadurch zu vermehren. Viele sind rein allegorisch gehalten und nicht immer tritt die Beziehung klar hervor; dagegen findet sich eine große Anzahl glücklich eingekleideter und bezeichnend dargestellter Gedanken.

So schrieb ich in der zweiten Auflage. Im Goethe-Jahrbuche I, 505—222 hat M. Ehrlich den Versuch gemacht, die Weissagungen auf Begriffe zurückzuführen, welche dem Geiste des Dichters am meisten geläufig gewesen. Diese Methode hat v. Loeper durchaus gebilligt; zum Verständnisse der „tiefsinnigen Dichtung“ müsse man neben den Zeit- und Lebensbeziehungen auch Goethes Kunst- und Naturansichten heranziehen. Sehr weise! nur darf man sie nicht hineingeheimnissen und muß die absichtliche Räthselhaftigkeit berücksichtigen. v. Loeper bemerkt mit Bezug auf Goethes Aeußerung an Schlegel (vgl. S. 96), man habe einen absichtlich verwirrenden Bestandtheil in Kauf zu nehmen. Goethe gesteht, daß sie (wie alle Weissagungen) verwirren sollen, wozu sie aber nicht zahlreich genug seien. Im Jahre 1886 erschien die anspruchsvolle Schrift von Prof. Baumgart

„Goethes Weissagungen des Bakis und die Novelle, zwei symbolische Bekenntnisse des Dichters“. Daß weder die eine noch die andere ein symbolisches Bekenntniß sein soll, beweist das, was Goethe selbst über sie sagt. Die Weissagungen sind auch noch kein Zehntel des beabsichtigten Stechbüchleins. Unser neuer Mystagog, der sich verwundert, daß niemand gesehen, die Dichtung sei als Ganzes zu nehmen, wovon das gerade Gegentheil wahr ist, hat entdeckt, daß die durcheinander gewürfelten Sprüche des Stechbüchleins ein großartiges einheitliches Gedicht von erstaunlicher Tiefe seien, die vier einleitenden das Grundthema angeben, daß die wahre Prophetie die echte Dichtung sei, 5—14 Goethes Stellung zu den die Welt bewegenden Fragen bezeichnen, 15—18 als Einleitung zum zweiten Theile lehre, im Verständniß des Tages liege die Lösung der Räthsel der Geschichte, 19—28 auf Goethes Stellung als Dichter der politischen und nationalen Bewegungen seiner Zeit sich beziehe, die vier letzten es als Anfang und Ende der Kunst und des Kunstverständnisses darstellen, die Einheit der Idee in der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen zu sehn und von der Einheit immer auf jene Vielheit zurückzukehren. Um aus diesem abgebrochenen Stechbüchlein, das Schiller wohl nicht aus politischen Gründen vom Almanach ausschloß, ein solches systematisches Vademecum zu machen, welche Gewalt mußte Baumgart der armen Dichtung anthun, wie vieles falsch auslegen und nicht vorhandene Beziehungen ausklügeln. Daß Goethe selbst sagt, zu solchen Thorheiten gehöre Humor, was zu unserer Beziehung des Briefes an Schiller von dem noch tollern Plane als der der Xenien ganz stimmt, nicht weniger Riemers Stechbüchlein und daß Goethe selbst die Verse auf Walpoles Schloß von Otranto als eine Fort=

setzung bezeichnet, er die Verwirrung des Lesers als beabsichtigt andeutet, dies alles kann den philosophischen Erklärer, der einmal sich in die Tiefsinnigkeit verrannt hat, nicht stören. Alle einzelnen Sprüche bestehen aus zwei Distichen, also Vierverse, Quatrains, wie auch die Weissagungen (prophecies) des Nostradamus, die in centuries, Abtheilungen von hundert Versen, getheilt waren; freilich waren dies fünffüßige, jambische, wechselnd reimende Vierverse. Nach dem ersten Distichon ist immer ein starker Sinnabschnitt. Einmal (1, 4) fällt der Schluß der ersten Hälfte des Pentameters in die Mitte eines Wortes. Wie in den Epigrammen, wird auch hier zuweilen die dialogische Form gewählt.

Erster Spruch. Diese Einleitung gedenkt der Abneigung, auf mahnende Weissagungen zu hören, da man ja sogar die Lehren der letzten Vergangenheit nicht achte. 1 f. Kalchas weissagte den Griechen auf der Fahrt nach Ilion (spätere Form für Ilios), daß sie erst im zehnten Jahre die Stadt einnehmen würden (Il. II, 301 ff.). Ebenso verkündete Kassandra auf der Rückreise dem Agamemnon, dem sie als Beute zu Theil geworden, das seiner wartende Unglück. Bekannter ist, daß Kassandra nicht gehört wurde, als sie ihren eigenen Landsleuten die Zerstörung Trojas vorhersagte.*) Dem Dichter schwebte wohl die Stelle der Ilias vor, wo es von Kalchas heißt (I, 70), er habe die Gegenwart, die Zukunft und die Vergangenheit gekannt. Vgl. Spruch 16. — Eh — zog, vor dem Zug nach Ilion. — Wenn — kommt, nach der Rückkunft. — 3 f.

*) 1 lies 1 Cassandern, was auf den Mannsnamen Cassander führen könnte. — 4. Der Gedankenstrich nach gesprochen fehlt in den Handschriften; ein Komma genügte.

Morgen und Uebermorgen, die geweissagte nächste Zukunft. Offenbar muß Gestern und Ehegestern geschrieben werden, wie Morgen und Uebermorgen. Zu gesprochen zu ergänzen worden, geht nicht an. Keiner kann das Morgen und Uebermorgen hören, die noch nicht erschienen sind, da niemand auf die schon erschienene Vergangenheit hört. Anstößig ist, daß Ehegestern in den zweiten Theil des Pentameters übergeht. In den Anmerkungen zu seiner Ausgabe, noch nicht im Texte, folgte mir v. Loeper; als Herausgeber der weimarischen Ausgabe hatte er dies wieder vergessen. Der Sinn des Spruches ist klar, der Symboliker Baumgart aber findet hierin den Sinn: „Der ist der rechte Dichter, dem das Wesen der Dinge, der vergangenen und gegenwärtigen, sich enthüllt", obgleich kein Wort auf den Dichter deutet und nur von der nächsten Zukunft und der Vergangenheit die Rede ist. Baumgart behauptet ohne weiteres: „Was von der Prophetie gesagt ist, gilt, wie zumal mit dem folgenden Spruche sich zeigt, für die Dichtung." Daß beide Sprüche zusammengehören, ist eine Täuschung, wie schon der zweite Spruch sich nicht auf die Dichtung bezieht. — Den zweiten Spruch bezieht Viehoff auf den Lebensweg, aber unmöglich kann von einem Wege die Rede sein, den eben jeder gehn muß und auf dem nicht alle eine und dieselbe Art des Gehens beobachten, die hier geschildert wird. Der eine Weg deutet wenigstens noch auf einen andern; wohl unzweifelhaft schwebt die Einkleidung der Paramythie des Prodikus von den Wegen der Tugend und des Lasters vor. Und wie können die Schlangengewinde, die man, eben weil man diesen Weg geht, nothwendig sich nachzieht, die „Leidenschaften und verwickelten Lebensverhältnisse" bezeichnen, wie können diese zur Blume

werden die man dem Ganzen dahin gibt? Und ist denn ein jeder Lebensweg so von Leidenschaften und Verwicklungen gehindert? Der lange und schmale Weg ist der der Erfahrung in der Naturwissenschaft im Gegensatz zum bequemen der Schule; je weiter man in der Erfahrung kommt, desto breiter wird er, insofern man an Einsicht gewinnt; die Schlangenwindungen, die man sich nachzieht, sind die Angriffe von Seiten der unfehlbaren Schule; kommt man ans Ende der Bahn, so werden diese zu einer Blume, weil man alle Verfolgungen im Bewußtsein der Wahrheit überstanden, und man gibt sie dem Ganzen dahin zur Mahnung, daß die Ueberzeugung der Wahrheit alle Verfolgungen siegreich bestehn lasse. Mit Viehoff stimmt v. Loeper überein; es sei derselbe Gedanke, der im Spruch 22 anders ausgedrückt erscheine, ja die „mit jedem Schritte weiter werdende Lebensbahn“ und der „weiter wallende Strom“ des Gesanges (gesellige Lieder 5, 33 f. 6, 49 f.) werden herangezogen. Beim Schlangengewinde wird an das italienische Sprichwort erinnert: „Lange Sachen werden Schlangen“. Noch weniger erläutern andere Anführungen. Ehrlich versteht hier Beobachtung und Selbstbeobachtung. Baumgart läßt Goethe sagen, der echte Dichter sei derjenige, „der im symbolischen Bilde es seinem Volke zu erquickenden Genuß vor Augen stellt“; dabei wird hervorgehoben: „aus der entzückenden Blüthe entwickelt vor der ernstern Betrachtung der Verstehenden sich die edelste Frucht“. Die Schlangenwendungen seien die furchtbaren Kreise des Schicksals, die Blume die Darstellung des gewaltigen Schicksals in der tragischen Kunst. Man lese nach dieser Auslegung den Spruch selbst, um ihre Unmöglichkeit zu erkennen. — Dritter Spruch. Zur Auffassung der Sprüche bedarf es eines empfänglichen Sinnes. Bakis verkündet nicht

bloß die Zukunft, sondern deutet auch auf das Verborgene, wie es Wünschelruthen thun. Aber nur wer von der Natur dazu bestimmt ist, zeigt sich als wahrer Rhabdomant; nicht wenn der Stab noch an der Haselstaude sich befindet, zeigt er auf die Stelle, wo Verborgenes in der Erde ruht, sondern wenn eine von der Natur mit dieser Fähigkeit begabte (fühlende) Hand ihn hält. Das Stillverborgene bezeichnet hier wahre Lebensweisheit, die wenigen gegeben ist. Baumgart erkennt hier das Verständniß der eigenen Zeit.*) — Vierter Spruch. Dieser erste in eine Allegorie sich hüllende Spruch besagt, daß der wahren Einsicht, die Bakis lehrt, Glück folgt.**) Der mit Menschenantlitz begabte weissagende Schwan ist die Einsicht, die im Nachen fahrende sich entschleiernde Schöne die Zukunft, die sich in Folge der Weissagung entschleiert, wodurch sie reiches Glück gründet. 1 bezeichnet die Verwandlung des Halses und Kopfes des Schwanes in die eines Menschen. Die umgekehrte Verwandlung Hor. carm. II, 20, 9—12. Nach der Sage singt der Schwan vor seinem Ende (vgl. Divan IX, 19), hier nimmt er, wenn er die Wahrheit verkündet, ein Menschenantlitz an. Der Schwimmende ist der prophetische Gast, der vor der

---

*) 4. Die Handschriften haben Nur, das in 2 hergestellt wurde. In 1 steht „Nun, in der fühlenden Hand", wo nun erklärt werden müßte, wenn er abgebrochen ist.

**) Ursprünglich stand menschlichem Antlitz, was Goethe schon in der Handschrift in Menschengesichte änderte. 3 war Kahn dann noch in 1 erhalten; auf Riemers Vorschlag schrieb 2 Nachen. 4. Statt schwimmenden sollte stehn Schwimmenden. Das Semikolon nach bestrebt bezeichnet den Schluß des Vordersatzes; vor ziehen (4) ist ein es zu denken. v. Loeper meint, V. 3 sei auch bedingend; freilich hat er in seiner Ausgabe stillschweigend die Satzzeichnung verändert, nach 2 Komma gesetzt.

Verwandlung als Schwan bezeichnet war, dem der Nachen mit der Schönen folgt.*) Der silberne Schleier, den die Schöne getragen, wird auf dem Wasser in fließendes Gold verwandelt.**) Den Sinn der Allegorie hat Viehoff schon erkannt. Ehrlich bezieht den Spruch auf den Drang nach Erkenntniß, der sich zu menschlich klarer Anschauung der Idee über die im ewigen Fluß befindlichen Ideen erhebt. Nach v. Loeper folgt die Muse in der Wasserfurche des sich zu Tode singenden (?) Schwans unmittelbar. Der Dichtung Schleier sinkt hinab und das Gold der Poesie schwimmt im Strome. Baumgart sieht hier eine freie Ausdichtung der Sage von den Schwanjungfern; es begegnet ihm aber das Mißgeschick, daß er Goethes Spruch so wenig genau vor Augen hat, daß er behauptet, „statt des dahinsegelnden Schwanes im Nachen ziehe die Schöne über den Spiegel der Flut und weithin folge goldene Furche dem schwimmenden Kahn". Und aus dieser falschen Angabe des Inhalts „tritt hell und klar die Idee hervor; wie diese immer aufs neue die Gedanken und Empfindungen zu nach allen Seiten sich ausbreitenden Konsequenzen anregt, so ziehen dem schwimmenden gleich goldene Ströme sich nach". Da haben wir's!

---

*) Das überlieferte dem schwimmenden vertheidigt v. Loeper. „Der Schleier liegt doch näher, selbst der Kahn", meint er, ohne zu bemerken, wie sehr dadurch das schöne Bild verliert. Der Schwan ist als Geist auf dem See erschienen, auf dem die Schöne wie gewöhnlich, im Nachen fährt. Bei dessen Ankunft läßt diese den Schleier fallen, der, in Gold verwandelt, dem vorbeischwimmenden prophetischen Schwane folgt. Auf dem prophetischen Schwane beruht der Schwerpunkt der Allegorie.

**) Daß der Schleier silbern, glänzend weiß, heißt, ist ohne eigentliche allegorische Bedeutung; der silberne Schleier wird zu Gold als er den Wasserspiegel berührt. Wir haben uns wohl einen See zu denken.

— Fünfter Spruch. Viehoff hat ihn richtig auf den Kampf zwischen der herrschenden Continentalmacht Frankreich und der Seemacht England bezogen. Freilich ist das erstere durch „Felsen und Land“ dem andern als „Felsen und Wellen“ etwas sonderbar gegenübergestellt, aber Wellen deuten auf die englische Meerherrschaft und Bakis darf sich etwas dunkel ausdrücken. Viel seltsamer wäre es, wenn Felsen, wie Viehoff will, hier felsenfesten Sinn bedeuten und England so allein durch Wellen bezeichnet werden sollte. Man dachte damals an eine Landung der Franzosen in England, aber die neu ausgerüstete Flotte war für Aegypten bestimmt. Goethe wagt nicht zu sagen, wer von beiden den Sieg davon tragen werde; das könne nur der Erfolg (die entscheidende Parze) zeigen. Der scheinbare Widerspruch zwischen 1 und 4 erklärt sich daraus, daß dem Anschein nach Frankreich damals am mächtigsten war. Baumgarts Scharfsinn war es vorbehalten zu entdecken, dem Dichter habe hier der „alte immer wieder hervortretende Antagonismus zwischen der gallischen und der germanischen Nation“ vorgeschwebt; „hier erscheine der Germane als der größere“. Wie schwach es mit dem in sich zerrissenen Deutschthum stehe, und wie zufrieden man war, wenn die Franzosen Deutschland nur in Ruhe ließen, war Goethe und Schiller zu wohl bekannt, als daß sie in nächster Zeit einen Kampf gewünscht haben könnten. Beim folgenden Spruch weist Baumgart selbst darauf hin! Und unmöglich können hier zwei andere Nationen gemeint sein als die beiden größten, die sich damals wirklich feindlich gegenüber standen. Hier wird es ausgesprochen, daß der Erfolg eines Kampfes zwischen zwei ungefähr gleich starken Nationen nicht vorauszusagen ist, aber beide sich dabei aufreiben werden. —

Sechster Spruch. Das Glück des Volkes beruht auf dem Zusammenwirken von Fürst und Volk. Hat das Volk seinen Fürsten vertrieben, der nun, da er, wie der junge König in Goethes Märchen, heimatlos umherirrt, auf kalter (ganz eigentlich zu fassen im Gegensatz zum warmen Pfühle) Schwelle, wie der Bettler, der kein Heim hat, sein Haupt niederlegen muß, so möge die Göttin staatlicher Bildung, wie sie Schiller in seinem Festhymnus das eleusische Fest gefeiert hatte, (nicht als Friedensgöttin), sich seiner annehmen, den Kranz still um sein Haupt flechten, damit er sanft ruhe, und seinen Schlaf beschützen. Dann werden die Hunde verstummen (seine kläffenden politischen Gegner zum Schweigen gebracht), ein Geier (die Reue seines Volkes*), nicht der Krieg oder die Noth) ihn wecken und mit seiner Rückkehr das zur alten Thätigkeit zurückgeführte Land sich des Wohlstands erfreuen. Freilich liegt hier der Gedanke an Frankreich sehr nahe, aber der Spruch ist ganz allgemein gehalten, wie Goethe überall der Vertreter der Legitimät war. Ehrlich hat die Beziehung auf Frankreich so weit getrieben, daß er Anspielungen auf den ältesten Bruder Ludwig XVI. ausspürt, bei der kalten Schwelle an Kurland denkt, wo Ludwig XVIII. seinen Aufenthalt nehmen wollte. Baumgart hat auch hier etwas ganz Neues gefunden. Der Spruch geht ihm auf den Nationalitätsgedanken. Der wandernde Fürst selbst ist dieser Gedanke, der von Frankreich aus seine Wanderung durch die Völker antrat, obgleich man diese geschmacklose Bezeichnung eher von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit sich gefallen lassen könnte. Die wahrhaft prophetische Verkündigung ist nach

*) Der Geier ist als gefräßiger Raubvogel bekannt, wie in den Sagen von Prometheus und Tithonus.

Baumgarts Vision: „Kommt dieser durch die Revolution angeregte und in Umlauf gesetzte Gedanke (der Nationalität) an die deutsche Schwelle, so ist diese Schwelle eine ungastliche für ihn, eine „kalte Schwelle"; er kann da zunächst keine Aufnahme finden, er ruht, schläft!" Aber unser Deuter vergißt, daß jener wandernde Fürst wirklich in der Nacht schlafen will, nur nirgendwo Aufnahme findet, auf der Straße übernachten muß. Ebenso ungeschickt wird des Dichters Wunsch zerdeutet: „Schlinge Ceres den Kranz stille verflechtend um ihn!" Baumgart findet darin „höchst treffend" den Gedanken ausgedrückt: „In unmerkbarem Fortschreiten des friedlich sich vollziehenden Werkes ziehen sich die Bande wirthschaftlicher Vereinigung immer enger und fester zusammen." Da muß der arme Fürst lang mit seinem Haupte auf der kalten Schwelle ruhen! Die verstummenden Hunde sind die Ideen, die sonst eifrig und wachsam ihn abgewendet. „Es wird ein Geier ihn wecken", das unmittelbar mit dem Verstummen der Hunde verbunden ist, bedeutet nach Baumgart: „So wird es bleiben, bis einst die Stunde kommt, wo eine große Gefahr, eine furchtbare kriegerische Aktion den nationalen Gedanken ins allgemeine Bewußtsein rufen wird. Und daß in gewaltigem Kampfe die deutsche Einheit zur Wirklichkeit wird, besagt der Schluß, „und ein thätiges Volk freut sich des neuen Geschicks", was an den Schluß des Märchens erinnert. Wir finden in dieser Verballhornung des schönen Spruches den Gipfel der Willkür gegenüber der einfach sich ergebenden Deutung. — Siebenter Spruch. Er geht auf die falschen Berather der Fürsten und des Volkes, die den Umsturz herbeiführen, indem sie jeden Gedanken an drohende Gefahr fern halten. Nicht die Verhüllten, sondern die mit offenem Gesichte (die An=

zahl beider ist gleich groß) sollten von Volk und Fürst gefürchtet werden, da sie die eigentlichen Verräther sind. Die Verhüllten können nur die ernsten, sorgenvollen Rathgeber sein, denen das Wohl derjenigen, die sie berathen, am Herzen liegt, dagegen die mit offenem Gesichte die, welche mit leichtfertiger Heiterkeit die Ihrigen in sorglose Ruhe wiegen, sich beliebt zu machen suchen, aber dadurch eben das Verderben veranlassen. Die bestimmte Zahl sieben scheint ohne besondere Bedeutung, beidemal sollte nur die gleiche Zahl genannt werden; es ist eine beliebte Zahl, wie bei den sieben fetten und magern Kühen, den sieben vollen und dünnen Aehren, die auf so viele Jahre hindeuten (1. Mos. 41)? Vielleicht wirkte mitbestimmend, daß dieser Spruch gerade der siebente ist. Aeußerst leer und nichts weniger als schön scheint mir v. Loepers Deutung: „Nicht die sieben todten Nächte, sondern die sieben Tage, die klaren, gleichsam mit Licht maskirten Tage bieten das größere Geheimniß. Der Tag bringt nicht bloß das Geheimniß, sondern löst es auch.“ Das wären ja zwei Sprüche. Weshalb gerade nur von einer Woche gesprochen werde, sieht man nicht. Ehrlichs Beziehung auf Wahrheit und Irrthum scheint mir dem weit ausgeführten Spruch nicht gerecht zu werden, die Beziehung auf die sieben Buchstaben beider Wörter gar läppisch. Gestützt auf das Vorurtheil innerer Verbindung aller Sprüche, erklärt Baumgart: „Diese so gefürchteten großen politischen Entwicklungsprozesse vollziehen sich keineswegs durch geheime Machinationen und im Dunkel schleichende Verschwörungen, sondern durch die Gewalt der Thatsachen, die am hellen Tage vor aller Augen sich vollziehen und die gerade darum so schwer erkannt und durchschaut werden.“ — Achter Spruch. Die von den Franzosen ver=

sprochene Freiheit ist weder da, noch wird sie in nächster Zeit erscheinen; wir gehn ohne ihren Besitz ins neue Jahrhundert hinüber.*) Bei den Feinden schweben hier die Schweizer vor, deren die französische Republik sich gerade damals mit Gewalt bemächtigte. Baumgart will in diesem Spruche und den beiden folgenden die drei Stichwörter der Revolution in umgekehrter Folge sehn, also hier die Brüderlichkeit. — Neunter Spruch. Wenn das Unmögliche geschieht, dann wird dem Müssigen, der alles gehn läßt, wie es geht, das Glück von selbst aus der Erde wachsen. Er bedient sich in volksthümlicher Weise dreier Unmöglichkeiten, wie solche auch in der Bibel und bei den alten Dichtern von Archilochus an so allgemein gebraucht werden, daß die alten Grammatiker sie als besondere Redeweise *ἀδύνατον* benannt haben. Aus Vergil und Horaz ist er allbekannt, nur Baumgart muß sie nicht kennen, da er eine Erklärung dieser Unmöglichkeiten verlangt, sie albern findet, wenn sie nur eine wirkliche Unmöglichkeit ausdrückten. Mäuse werden nie auf offnem Markte zusammen laufen, ein Reisender nie mit vier klappernden Krücken kommen, Tauben nie rasch hintereinander an der Saat vorüberfliegen. Die beiden ersten Fälle werden frei hingestellt, der dritte als Vordersatz mit dem Schlusse verbunden. Den Namen Tola nahm Goethe wohl vom Richter Thola (Richter 10, 1. 2), von dem (seiner Abkunft wird auch sonst gedacht) nichts weiter erzählt wird, als daß er zu Samir gewohnt, dreiundzwanzig Jahre Israel gerichtet habe, dann gestorben und zu

---

*) Als Anfang des neuen Jahrhunderts betrachtete man damals das wörtlich ein neues Jahrhundert bezeichnende Jahr 1800. So edel, mit einer so edlen Versprechung selbst an die Feinde. Hand und Mund, hier in eigenthümlichem Sinne, vom Besitze und Genusse.

Samir begraben sei, während wir von seinem Nachfolger wenigstens hören, daß er dreißig Söhne und dreißig Städte besessen.*) Baumgart meint, gestützt auf seine Deutung der drei Unmöglichkeiten, der Spruch beziehe sich auf die Unmöglichkeit der versprochenen Gleichheiten. Die Ungleichheit der natürlichen Existenz sei nicht fortzudeuten, die geträumte und verheißene égalité, die Gleichmäßigkeit des Erwerbes, die Stabilität des Besitzes und damit des Standes ganz unmöglich. — Zehnter Spruch. Er deutet auf die Wahrheit, deren Darstellung keines äußern Glanzes bedarf. Sie ist das Gegentheil der Jungfrau, die zu Hause in einfachem Kleide sich begnügt, aber draußen in allem Glanze erscheint. Das Gold und die Seide deuten hier auf Ernst und Tiefe der Forschung, das schickliche Kleid, zu dessen Auswahl sie keines Spiegels bedarf, auf die Darstellung, die sich von selbst demjenigen ergibt, der das Richtige erkannt hat.**) Viehoff und Baumgarten beziehen den Spruch auf die Freiheit, v. Loeper auf die Idealisirung des Schatzbegriffs, Ehrlich auf die Idee, von der Goethe anderswo sage, sie trete als Gast in die Erscheinung. — Elfter Spruch. Alle Klagelieder über die verheerende Zerstörung helfen nichts; sie geht ihren Gang. Daß der

*) An das Sprichwort: „Doll oder Toll ist glückselig" hat v. Loeper erinnert, Baumgart an den Bauerknecht Tulla, der dumm, aber ein fleißiger Arbeiter ist. Möglich liegt auch hier der biblische Thola zu Grunde, von dem man nichts Besonderes zu berichten wußte. In derselben Weise braucht Goethe hier den Namen des biblischen Richters von Samir zur Bezeichnung eines Mannes, der, wie das Sprichwort sagt, Gott einen guten Mann sein läßt. Wahrscheinlich fand er diesen Gebrauch schon im Volksmunde.

**) Hier hat Baumgart eine ganz unmögliche Verbindung angenommen, worin er sich auch durch das nach belehrt stehende Komma nicht stören läßt, wenn er auch zugesteht, dies fiele besser weg.

Spruch auf die politische Zerstörung geht, bedurfte keiner Andeutung. Das Bild einer von Zeus gesendeten Ueberschwemmung findet sich schon bei Homer (Il. XVI, 384 ff.). Beim harfeniren schweben wohl die Klagegesänge von Jeremias vor.*) Viehoff freilich sieht in dem einen, „der in die Verwüstung hinein singt", den Dichter im allgemeinen und bemerkt wunderlich, der reißende Strom jener Zeit habe doch Goethes Lieder nicht hinweggenommen, und so sei seine Prophezeihung von dem Untergange derselben nicht eingetroffen. Baumgart hat eine ganz falsche Beziehung hereingetragen, wenn er hier einen Spott auf die Dichter entdeckt, die ihre Lieder zum Echo des wechselnden erbitterten Kampfes der Gewalten und Meinungen werden ließen. — Zwölfter Spruch. Gewalt kennt kein Recht.**) Der Spruch geht auf das „übermächtige" und „übermüthige" französische Volk, über dessen „Succeß" sich Posselt in seiner Weltkunde „tief bis in die Eingeweide freute", dessen „Politik so gewaltsam wie ihre Literatoren zahm" war, dessen „beweglicher, glücklich organisierter und mit Verstand und Ernst geführter Masse niemand werde widerstehen können" (Aeußerungen Goethes in den Briefen an Schiller vom Januar und März 1798). Viehoff bezog den Spruch auf Napoleon, der aber damals noch nicht so bedeutend hervorgetreten war, daß man ihn für den Träger der französischen Vergewaltigung halten konnte. Freilich hatte Wieland ihn schon damals als künftigen Diktator bezeichnet, aber niemand

---

*) Harfeniren ist mundartlich wie Harfenist. Der Dativ steht dichterisch statt der präpositionellen Verbindung (mit von). — 11, 4 setzte erst 2 hinweg statt mit fort.

**) 12, 4 wurde erst in 2 denn Gerechtigkeit auf Riemers Vorschlag statt die Gerechtigkeit denn gesetzt.

durfte diesen als denjenigen bezeichnen, der die Franzosen zum Ueberfall Deutschlands, Italiens und der Schweiz getrieben. Baumgart muß auch hier einen Zusammenhang mit dem folgenden Spruche annehmen. Nach ihm gibt Goethe hier sein abschließendes Urtheil über die blendende Erscheinung der alles Heil verheißenden, mit allen Vorzügen und Tugenden sich brüstenden republikanischen Staatsform. Aber kein Wort deutet auf die Staatsform, und über die republikanische, die in Frankreich ihr Wesen trieb, würde er sich in ganz anderer Weise geäußert haben. Persönlich stellt er die sich selbst vergötternde, große Nation dar, die bei dem prahlerischen Preise ihrer Freiheit die der andern Völker vernichtete. Großer Erfolge kann sie sich rühmen, aber unter allen Tugenden, die sie sich beilegt, fehlt die Gerechtigkeit. — Dreizehnter Spruch. Die von der Freiheit begeisterten Franzosen haben die alten Kerker, die Bastille, zerstört, aber neue für die nicht dem allgemeinen Taumel Folgenden gebaut, als ob die Welt immer ein Kerker und nur der Tolle frei wäre, der Ketten für Blumenkränze hält. Baumgart erklärt: „Altes Unrecht ist bestraft und neues wird begangen.“ Zu dieser dem Spruch durchaus nicht gerecht werdenden Auslegung wurde er eben durch die Annahme verleitet, er hänge mit dem vorigen zusammen. — Vierzehnter Spruch. Er richtet sich gegen diejenigen, die ihre äußern Güter schätzen und die für Träumer erklären, die im Seelengenusse ihr Glück finden. Die Einkleidung, daß der Vertreter der richtigen Ansicht erklärt, er schlafe, was nur auf das Verlangen gehn kann, seinen Gedanken sich hinzugeben, von der Außenwelt nicht gestört zu werden, ist absichtlich zweideutig, damit der andere dadurch zur Entgegnung veranlaßt wird, er sei wach, was jener dann bestreitet.

Sein Seelenglück findet er in der Liebe, die äußern Güter, auf die der andere sich beruft, hält er für nichts, wahrhafte Schätze bietet nur unser Seelenleben. Nach v. Loeper liegt der Gedanke des Spruches im Gegensatze: „Dem Idealen scheint der sichtbare Schatz werthlos, dem Realen der unsichtbare, die Liebe ein Traum". Wie bei allen diesen Sprüchen, liegt der eigentliche Sinn im Schlusse. Baumgart, der hiermit seinen gefabelten ersten Theil abschließt, behauptet, es handle sich hier nur um die dauernde Liebe des Volkes zu seinem Dichter und um den wahren Begriff dieser Liebe, der „wunderbar tiefsinnige" Spruch gebe, wie in Runenschrift das Thema an, dessen Ausführung der ganze übrige Theil der Weissagungen gewidmet sei. So legt er denn in die Rune des letzten Verses den Gedanken: „Das Werthvollste und Edelste war stets den Massen ein Geheimniß, ja selbst die weniger Eingeweihten bedürfen erst der letzten, höchsten Weihe, damit der Schatz sich ihrem gleichsam entzauberten Auge ganz enthülle", und was er weiter als neuer Bakis hereinträgt. — Funfzehnter Spruch. Dem Verständigen wird sich der Sinn der Sprüche von selbst enthüllen. Die Klügsten werden freilich derselben nicht bedürfen, die Räthsel des Tages aus eigener Einsicht sich ihnen lösen. Daß dies auch die Weissagungen thun sollen, ergiebt sich hieraus. Irrig zieht v. Loeper das Sprichwort Dies diem docet hierher. Noch irriger behauptet Baumgart, „hier und überall verstehe Goethe unter Tag die Summe der Pflichten und Aufgaben, die einem jeden jeder Tag nach seinen Kräften und nach seinem Platze entgegenbringt". Beidemal geht Tag auf die Gegenwart, die den Klügsten gleich durchschauen lasse, was geschieht. Baumgart spricht vom Wahrnehmen der Zeichen der Zeit. — Sechzehnter Spruch.

Aus der so oft mangelnden Einsicht in den Verlauf der Vergangenheit ergiebt sich die Gestaltung der Zukunft; beide schließen sich an die ins Leben getretene Gegenwart unvermittelt an.*) Er sieht darin die Fortsetzung und Erweiterung des vorigen Spruchs. — Siebzehnter Spruch. Nur das Lebendige vermag Leben in sich aufzunehmen; vom Stein (Felsen und Mauern) verdampft der Regen, dringt nicht ein, das Lebendige (Gras und Bäume) nimmt ihn in sich auf.**) Thun sich auf, öffnen sich, ohne Beziehung auf die biblische Vorstellung von den Thüren und Fenstern des Himmels. Man kann den Spruch, in welchem v. Loeper den Gedanken sieht, daß „die Geschenke des Himmels (also auch die Orakel) eine empfängliche Seele verlangen", darauf deuten, daß nur der Empfängliche Mahnungen und Weissagungen nutzt. Baumgart versteht die Voraussetzung lebendiger Erfassung der Ideen, der Erscheinungen, Reinheit des Blickes, Treue der Beobachtung und Liebe für alles Seiende! — Achtzehnter Spruch. Man darf nicht ängstlich alles einzeln berechnen, sondern muß mit entschiedener Kraft handeln, mit größern Einheiten rechnen, wie man bei bedeutenden Rechnung thut,

---

*) 1 stand in der Handschrift denn selbst, wo aber denn durchstrichen war. Nach Schlegels Bemerkung über diesen Vers muß er ihn selbst in der Abschrift gefunden haben. Um den weiblichen Abschnitt zu vermeiden, schlug er vor denn zu streichen, was Goethe annahm. 3 hatte Schlegel noch ja nach Ruht vorgeschlagen, was Goethe aber in 2 nicht einführte. 4 liest man 4 an (statt als) ein Vollendetes. Die weimarische Ausgabe hatte übersehen, daß 4 durch den Druckfehler an (statt als) ein Vollendetes entstellt wird. Erst, als dies von mir bemerkt worden, hat sie dies böse Versehen nachträglich im zweiten Bande bekannt.

**) 1. Die in A gemachte Aenderung zum Regnen sich auf ging nicht in 1 über. 4 hieß in der Handschrift: „Nur dem Lebendigen ist Gabe der Götter beschert."

als eine Einheit fassen, deren man sich zum Rechnen bedient, nicht immer wieder von eins zu zählen anfangen, und so endlich nach langem Zusammenzählen von den Zehnern zu Hundert und Tausend kommen.*) Nicht gerechtfertigt dürfte es sein, den Spruch zu deuten: „Gewisse allgemeine Begriffe darf man nicht erst zu begreifen suchen, sondern man muß sich ihrer als gegeben bedienen, will man im Reiche der Erkenntniß vorwärts kommen", oder die Lehre darin finden, „die Welt synthetisch, nicht analytisch zu ergreifen" (mit seltsamer Berufung auf den Satz des Pythagoras, „die Eins sei der Vater der Million" und zugleich darauf, daß die höhere Mathematik mit Zahlen operire, die sich der Zählung entziehen), oder die Forderung der Intensität statt der mechanischen extensiven Aufzählung, der bloßen Aufhäufung und Anreihung der Beobachtungen, noch weniger möchten wir ihn mit Viehoff gegen gewisse überängstliche Mikrologen gerichtet glauben. — Neunzehnter Spruch. Das einmal aufgeregte Meer beruhigt sich nicht so leicht; lange Zeit dauert es, bis alles zur ruhigen Ordnung zurückkehrt. Die politische Beziehung scheint hier eben so unverkennbar, wie bei Spruch 11. Gegen Viehoffs Deutung, es sei vergebliches Bemühen, die ganze Reihe der Erscheinungen zusammen zu fassen und überschauen zu wollen, um daraus erst ein Resultat zu gewinnen, spricht die ganze Fassung des Spruches. Nach v. Loeper wäre das Meer hier das Bild der ewig sich erneuernden Natur. Von einer Erneuerung ist im Spruche keine Spur. Geradezu verkehrt den offenen Sinn Baumgarts Deutung auf das rasche Ende der augenblicklich in der Dichtung herrschenden falschen

---

*) 4 las 2 nur statt zur. Erst 3 setzte Doppelpunkt nach Zehne.

Geschmacksrichtung. Davon, daß die Flut zu ebben beginne, finden wir das gerade Gegentheil. Man denkt am Schlusse eher an den Bauer des Horaz, der am Flusse sich niedersetzt, um dessen Vorbeifließen zu erwarten. — Zwanzigster Spruch. Er scheint auf den Wechsel der Neigung zu gehen. Der Dichter bespottet im Schlußverse das Schwanken der Mädchen bei der Wahl des Geliebten. Ich leugne nicht, daß der Spott über den Unbestand nicht recht zu der vorhergehenden Rede des Mädchens zu passen scheint, das durch verschiedene Rücksichten bestimmt wird. Beim ersten zieht die Schönheit es an, beim zweiten dessen Edelmuth und Güte, aber sie reizt nicht. Was am dritten es fesselt, den es am liebsten hätte, wird nicht ausgesprochen, aber sie glaubt nicht, daß es ihn bekommen werde. Nach v. Loeper „entschuldigt der Dichter die Leichtbestimmbarkeit des schönen Geschlechts", was mir nicht zu passen scheint, ebenso wenig Baumgarts Deutung: „Dieses leicht wechselnde Gefallen, dieses harmlose Anziehen und Abstoßen bleibt ein unnöthiges Spiel, eine erwünschte, liebliche Erscheinung, wenn es auch für alle Zeit immer nur an den auf der Oberfläche wirkenden Reiz geknüpft sein wird." Das ist keine treue Wiedergabe des Inhalts, steht mit dem, was der Dichter deutlich sagt, in Widerspruch. — Einundzwanzigster Spruch. Im Gegensatz zur schwankenden sinnlichen Liebe schildert der Dichter die Erhebung, die ihm ein edles leidendes, aber im Dulden geistige Hoheit zeigendes Mädchen erregt. Der Verfall des Körpers beschwingt die Seele. Eben der Mangel ist es, der den Menschen über seine sinnliche Natur erhebt. v. Loeper denkt an die Pflanze, Ehrlich an die künstlerische Idee. Baumgart findet die Lösung sehr leicht durch seinen geträumten Zusammen-

hang. Goethe meint „die ihm so äußerst genehme und an sich so bedeutsame Symbolik.“ Eher würde man mit Viehoff an die Bildhauerkunst denken dürfen; denn daß diese „nicht blaß und todt dem Auge erscheinen könne“, behauptet v. Loeper mit Unrecht. — Zweiundzwanzigster Spruch. Wenn du einen Theil eines Problems erkannt hast, ergiebt die Lösung des andern sich von selbst. Vor daß ist ein dadurch zu denken. Viehoff faßt seltsam die Bedeutung der beiden Veränderungen des Haares als die beiden Hälften des Räthsels. Nein, das Räthsel liegt in dem Grunde beider Veränderungen; wer den der einen erkannt hat, hat dadurch auch den der andern, da in der organischen Natur alles zusammenhängt.*) Mit Rücksicht auf Hufelands 1797 erschienene Makrobiotik sieht v. Loeper hier ein biologisches Gesetz: aus der normalen Entwickelung des Jünglings erkenne man die Gesundheit des Greises, oder (?), wie die Makrobiotik sagt, „um alt zu werden, muß man möglichst gesund bleiben.“ Das ist doch ein starkes Stück! Ehrlich denkt an „die Idee als Lebensgesetz in der Erscheinung“. Baumgart weissagt, „der Spruch enthalte in äußerst geschickter Räthselform die Darstellung der verschiedenen Stile der goethischen Dichtung, die bis zu einem gewissen Grade den Epochen seiner Dichtung entsprechen.“ — Dreiundzwanzigster Spruch. Gegen diejenigen, die Goethe ganz in das Gebiet der Dichtung, wie er sich einmal äußerte, einsperren wollten, es ihm nicht vergeben konnten, daß er sich mit naturwissenschaftlichen Dingen abgebe. Vgl. venediger Epigramme 77. Goethe erzählt selbst, Freundinnen

---

*) Zur veränderter Haarform vgl. Antiker Form sich nähernd 31. — Silbergediegen, wie von gediegenem Silber. Baumgart will uns weis machen, das „Gediegene des Silbers“ deute auf erhöhten innern Werth.

hätten ihm seine „ernsthafte Gärtnerei", seine Beschäftigung mit der Metamorphose der Pflanze, sehr übel genommen, da Pflanzen und Blumen, statt noch durch Gestalt, Farbe und Geruch anzuziehen, dadurch zu einem „gespensterhaften Schemen" geworden seien. Wer jene höhern Naturansichten für todt und wesenlos im Gegensatz zur Anschauung der wirklichen Erscheinungen hält, beweist nur, daß ihm jede Einsicht in das Wesen der überall nach unverbrüchlichen Gesetzen handelnden großen Mutter Natur abgehe. Vgl. die chinesisch-deutschen Jahres- und Tageszeiten 10. 11. Wer dies nicht erkennt, ist ein „betrogenes Gespenst", da ihm das Bewußtsein der nach ewigen Gesetzen wirkenden Natur abgeht.*) — Vierundzwanzigster Spruch. Die in den Stürmen der Natur, in Donner, Blitz und Wetter wirkende Gottheit weiß zugleich zu zerstören und zu erhalten. Des starken Keglers Kugel, die schonungslos mit voller leidenschaftlicher Gewalt unter die Kegel fährt, streckt viele von ihnen nieder, während die Gottheit zugleich Leben zu erhalten sucht. v. Loeper bemerkt, die kleinere Hälfte der Kegel falle, weshalb aber der starke Kegler gerade nur die viere trifft, hat er uns nicht verrathen, dagegen mich und Ehrlich darüber geneckt,

*) Noch in der weimarischen Ausgabe hat sich die falsche Satzzeichnung (Anführungszeichen nach 2, Punkt und Gedankenstrich nach 3) erhalten. Bereits die Handschrift hat Gedankenstrich und Anführungszeichen richtig nach 3, nur das Punkt fehlt. Schon Viehoff und Strehlke hatten Anstoß genommen, v. Loeper aber die unsinnige Satzzeichnung, auch in der weimarischen Ausgabe konservirt. Der Dichter spricht nur die Worte „Was erschrickst du?" und den Schlußvers. Nach 2 ist eine Pause zu denken, in welcher der Dichter den Erschrockenen in den Garten führt oder ihn einen Blick darein thun, wo er ihn wieder Blumen und Menschen im Garten sehn läßt.

daß wir ihn die vier Eckkegel zugleich treffen ließen. Ich hatte bemerkt: „Es sind wohl die vier Eckkegel gemeint, welche die rund herumgehende Kugel niederwirft.“ Den mir aufgebürdeten Unsinn habe ich nicht zu vertreten, muß dagegen v. Loepers Erklärung: „Wir sind keine Götter, nicht Kugel und Kegel, nicht wie Zeus im Gewitter, Eros in der Liebe, thätig und leidend“, für mehr als ungeschickt halten. — Fünfundzwanzigster Spruch. Nur eine unendlich kleine Zahl der Blüthen reift zur Frucht heran, so daß man sich nicht für unglücklich halten darf, wenn die meisten zu Grunde gehen, man nicht zwanzig Aepfel, sondern bloß einen von tausend Blüten erhält. Der Spruch deutet darauf, wie wenig, was Goethe einmal anderwärts sagt, die Kinder in der Art fortwachsen, wie sie sich andeuten; sonst würden wir lauter Genies haben, deren Zahl in Wirklichkeit außerordentlich beschränkt ist. Baumgart muß auch diesen Spruch auf die Dichtung beziehen, was nur mit äußerster Gewalt geschehen kann: „Außerordentlich wenige Blüthen, die der Dichter hervorzaubert, setzen Frucht an, welche den keimkräftigen Samen zur Reife bringen.“ — Sechsundzwanzigster Spruch. Die dem frischen Aufblühen schädlichen Thiere vernichten sich gegenseitig. Man denkt hier zunächst an die böswilligen, im Mißreden sich gefallenden Gegner. Vgl. den Spruch der zahmen Xenien V, 40: „Jeder solcher Lumpenhunde wird vom zweiten abgethan.“ Teufelsgezüchte. Nach v. Loeper ist der Spruch durch die Anekdote hervorgerufen, daß Friedrich der Große einen Preis auf Sperlingsköpfe gesetzt, im nächsten Jahre aber seine Gärten durch überhand nehmende Raupen verwüstet worden. Daß das Ungeziefer sich selbst gegenseitig aufzehre, ist ein bekannter Spruch. Doch der Sperling

frißt selbst wohl Ungeziefer auf, aber er ist kein solches, noch wird er von einem solchen vertilgt. Baumgart denkt sich unter den Feinden der Dichtung nicht bloß Rezensenten und Kritiker, sondern auch unberufene Dichter und macht den ungehörigen Versuch, die einzelnen Arten des Ungeziefers zu deuten. Der Teufel gilt als Schöpfer des Ungeziefers und aller schädlichen Thiere. Freilich kann man zweifeln, ob hieran wirklich gedacht, der Ausdruck nicht bloß ein Schmähwort sei, wie Teufelszeug, Teufelsbrut.*) — Siebenundzwanzigster Spruch. Grämliche Einbildung schreibt ihre eigene Tollheit selbstgefällig andern zu.**) Nach v. Loeper wäre es „eine moralische Zurechtweisung nach dem Gleichniß vom Splitter und Balken, wie häufig bei Goethe.“ Ganz andere Wege geht hier Baumgart. Da er den Spruch auf die Dichtung beziehen muß, lassen ihn die Thorheit und die Schellenkappe an die Karnevalsthorheiten denken, zu denen Goethe sich auch damals noch aufgelegt gefühlt. Der Gegner verstehe nicht, daß er auch, wenn er die satirische Geißel schwinge, sich in der vollen und ernsten Ausübung seines Dichterberufes fühle. Wir wissen, daß der Dichter seine Betheiligung an den Maskenzügen ganz anders auffaßte. — Achtundzwanzigster Spruch. Manche Freunde der Natur glauben durch den Genuß ihrer Schönheit in ihr Wesen gedrungen zu

---

*) A stand 3: „So den Maulwurf, die Wespe, die Würmer“. Teufelsgezücht war Druckfehler in 1.

**) 3. Druckfehler von 1 war eigne statt eigene. 4 schlug Schlegel vor am Ofen sich statt sich am Ofen, damit man nicht verleitet werde, Ofen dir als Daktylus zu lesen. Goethe nahm die Umstellung des sich vor, setzte es aber, um den Hiatus zu vermeiden, zwischen die und am.

sein.*) Höchst glücklich wird das Plappern über die Natur durch den Vogel eingeleitet. Als eines der vollendetsten Gedichte dieser Art bezeichnet v. Loeper unsere Zurechtweisung; er erklärt: „Jeder Spatz weiß sein völlig leeres, egoistisches Thun tiefsinnig aufzustutzen.“ Baumgart läßt den Dichter die, welche ihn loben und bewundern, begierig nach seinen Werken greifen, sie auch nach ihrer Weise genießen, als Spatzen abfertigen, die mit geschäftigem Pick von den Früchten naschen.**) — Neunundzwanzigster und dreißigster Spruch. Sie gehören zusammen, wie man allgemein annimmt. Der zweite scheint das erste erklären zu wollen (dieses, 30, 1 bezieht sich auf eines, 29, 1), aber es besagt in andern Worten dasselbe, fügt nur eine Warnung hinzu. Sie waren ursprünglich nur ein Spruch, so daß die Zahl der vollendeten Sprüche der der Tage des ersten Monats entsprach. Mir scheint die Deutung auf die Freiheit noch immer die richtige, und sie wird nicht dadurch widerlegt, daß auf sie auch ein früherer Spruch (8) geht. Die Freiheit wird verehrt, ja angebetet, aber verflucht, wenn sie, wie jetzt, zur frechen Willkür verkehrt wird, ungezügelt die Freiheit anderer, selbst im Denken vernichtet. Die Freiheit wird gepriesen (ich kenne sie, und mit fester Zufriedenheit spricht man das Wort

---

*) Hehr und herrlich werden hier nicht mit einander verbunden, wie v. Loeper sagt, sondern die Natur heißt hehr, ehrwürdig (wie σεμνός, almus), ihre Tiefen herrlich, wunderbar. Daß beide Wörter von demselben Stamme kommen, empfinden wir nicht mehr, ja es ist nicht einmal wahr. Herrlich ist von Herr abgeleitet, das freilich von demselben Stamme wie hehr kommen mag.

**) 29, 2. Die Handschrift hatte den Scheitel. Vgl. Antiker Form sich nähernd. 31, 4. Daselbst 4 war er statt es ein nach Goethes Tod eingeschlichener Druckfehler.

aus)*), aber gleich darauf wird der Name mit Abscheu genannt, da sie zur Unterdrückung geworden. Sie ist der höchste Gedanke, aber in Wirklichkeit wird sie zur frechsten Willkür, sie scheint das Schönste und ist das Häßlichste (Abscheulichste) in der Ausübung.**) Nur schlürfen soll man sie, am ersten Genusse dieses hohen Gefühls sich erfreuen, da die Hefe, die ihr folgende Willkür, bitter ist. Ehrlich dachte bei diesen Sprüchen an Pantoffel und Frauengunst, v. Loeper an die Polarität, Anziehen und Abstoßen. Baumgart glaubt des Räthsels Wort in der Popularität des Volkes gefunden zu haben. Aber er verirrt sich zu der Abgeschmacktheit, in 29 nicht bloß die Volksgunst des Dichters zu erkennen, sondern auch die Knabenliebe zu finden, obgleich es wider den offenen Wortlaut geht, unter dem einen etwas so himmelweit verschiedenes statt ein und dasselbe zu verstehen, wogegen 30 der Liebe des Volkes gelten soll, die der Dichter nicht suchen dürfe. — Einunddreißigster Spruch. Er gelt der Magnetnadel den Vorzug vor der Windfahne. Erstere ist stetig, weicht nur wenig ab, nur nach dem Horizonte hin, ernst, bedächtig, während die andere nach allen Richtungen der Windrose in ewigen Bücklingen lustig vom Winde getrieben wird. Die eine deutet auf den selbstbewußten, charaktervollen

*) Der Ausdruck ist neu und etwas auffallend. Statt und erwartet man das relative das. Fest bedruckt (auch hier hätte, wie sonst bei Goethe, das alte drucken, wo es nicht vom eigentlichen Drucken steht, den Umlaut erhalten sollen) es die Lippe, die das gern leidet, damit zufrieden ist. Gewöhnlich spricht man von dem Schweben auf der Lippe, wobei freilich nicht fest, sondern etwa froh, jubelnd oder etwas ähnliches stehn müßte. Hier sollte aber das feste Vertrauen auf den Bestand der verkündeten Freiheit bezeichnet werden.

**) Auffällt das wiederholte nun nach sogleich.

Mann, der stets seiner Gesinnung treu bleibt, muß er auch der Zeitströmung Rechnung tragen, die andere bezeichnet die Molluske, die sich zu allem mißbrauchen läßt, den geborenen Knecht oder den gesinnungslosen Menschen, wie wir Wetterhahn, Wimpel auf dem Dach, die Franzosen girouette brauchen. Die Windfahne nach der einen und nach der andern Seite hatte Goethe im vorigen Jahre im Walpurgisnachtstraum des Faust zur Bezeichnung der Stolberge verwandt, deren frühere freie Richtung bald in ihr Gegentheil umgeschlagen. Baumgart bezieht auch unsern Spruch auf Goethe als Dichter gegenüber den meisten andern Dichtern der Zeit, „die mit dem jeweiligen Winde gesegelt und seinen Stößen ihre gehorsamen Bücklinge gemacht“, aber von der Welt, die sie getragen, begraben worden, während das deutsche Volk zu Goethes und Schillers leuchtendem Doppelgestirn gläubig und dankbar heraufblicken werde, so lange es daure. Was wird hier nicht alles zwischen den Zeilen gelesen! Hier, wie überall, liegt die Pause im Schlusse; auch hier ist der Spruch auf das Leben, nicht auf die Dichtung zu beziehen. — Zweiunddreißigster Spruch. Wie sich die Gottheit nach Schelling „in der ewigen Metamorphose der Außenwelt verkörpert“, so müssen in der Kunst die Individualitäten einzelner zu idealen Gestalten verklärt werden. Das ist der Hauptpunkt, der Beginn und das Ende, „das Erste und Letzte“, das A und O (vgl. zu den geselligen Liedern 13) der Kunst. Seit dem Anfange des

---

*) Ursprünglich schloß 1 „er wendet sich ewig“. Schlegel schlug, um den weiblichen Abschnitt zu vermeiden, „ewig gewendet vor“, was Goethe schon in 1 aufnahm.

Jahres 1798 beschäftigte sich Goethe mit Schellings Schrift Ideen zu einer Philosophie der Natur*), wenn es ihm auch mißfiel, daß der Idealist die andern Vorstellungen, deren er sich nicht erwehren könne, bestreite. Auch hier liegt der eigentliche Gehalt des Spruches im Schlusse; er bezieht sich, wie die drei vorhergehenden, nicht auf die Dichtung, sondern auf das Leben. Dreiunddreißigster Spruch. Das Epigramm Die Burg von Otranto hat Goethe selbst auf dem besondern Blatte, das ihn enthält, trotz des verschiedenen Versmaßes (aber es war in zwei Distichen geschrieben) als Fortsetzung der Weissagungen des Bakis bezeichnet. Es erschien zuerst in der Quartausgabe, von den Weissagungen nur durch einen Trennungsstrich geschieden.

Sind die Zimmer sämmtlich besetzt der Burg von Otranto,
Kommt voll innigen Grimms der erste Riesenbesitzer
Stückweis an und verdrängt die neuen falschen Bewohner,
Wehe den Fliehenden! wehe den Bleibenden. Also geschieht es.

Es bezieht sich auf Horace Walpoles 1794 in Berlin nachgedruckten Schauerroman The castle of Otranto, der in Weimar den Damen so sehr gefiel, daß Goethe ihn von A. W. Schlegel sich noch einmal ausbat und er bekam das Buch so zerlesen züriick, daß er es vor der Zurückgabe neu binden lassen mußte. In diesem Romane kommt zuerst das Riesenschwert des frühern

---

*) Goethes Tagebuch erwähnt es schon am 1. und 22. Januar; am 3. versprach Goethe Schiller, es zu mancher Unterhaltung mit nach Jena mitzubringen, und noch vor seiner Ankunft schreibt er am 21. Februar, daß er weiter in Schellings Ideen gelesen, mit denen die Unterhaltung immer merkwürdig sei.

Besitzers durch den Plafond, dann dessen einzelne Theile nebst seiner vollen Rüstung; darauf setzen sie sich zusammen und sie beleben sich. Der ganz wieder zusammengesetzte riesige Ritter tödtet die unrechtmäßigen Bewohner, sowohl die bei seinem Erscheinen Fliehenden als die, welche ihm noch in die Hände fallen. Also geschieht es, spottet darauf, daß solche Schauergeschichten gefallen können.

Vier Jahreszeiten.

Alle viere, mehr und minder,
Necken, wie die schönen Kinder.

Der Vorspruch von 1814 soll nicht sagen, die folgenden Sprüche neckten den Leser, ehe er ihren Sinn erkennt, die vier Jahreszeiten selbst sind es, die, wie artige Mädchen, mit ihren Launen necken, sie nicht immer gleich sich treu bleiben, sondern uns oft den Genuß ihrer Gaben entziehen. Alle diese Sprüche bestehn nur aus einem Distichon. Obgleich es an griechischen Götternamen nicht fehlt, sind sie durchaus modern. Der Name Horen ist gemieden, obgleich auf griechischen Kunstwerken auch außer den drei, im allgemeinen das Blühen und Reifen bezeichnenden Horen, von denen Schiller den Namen seiner bildender Unterhaltung gewidmeten Zeitschrift hernahm, auch vier, unsern Jahreszeiten entsprechende Horen im klassischen Alterthum sich finden.

Erst seit Erich Schmidts Herausgabe der Xenien nach den erhaltenen Handschriften (1893) wissen wir, wie es sich mit der ältesten Ueberlieferung unserer vier Jahreszeiten (Jahrszeiten noch in der zweiten Ausgabe der Werke) wirklich verhält, wovon der weimarische Herausgeber der Gedichte nichts hatte ahnen lassen. Es haben sich zwölf Blätter goethischer Xenien (in weiterem Sinne), zum Theil von Goethes eigener Hand oder Diktat an den Schreiber Geist, erhalten (B). Auf der Rückseite von Blatt 9 steht das Diktat der später Vielen überschriebenen Xenien, jetzt 1. 3—5, 18; auf der Vorderseite von 10 die Fortsetzung 11 f. 6 f. 17. 16. 10 und zum Schlusse das später verworfene Epigramm: „Gänseblumen heißet ihr deutsch und Bellis lateinisch, | Giebt es doch Männer, für die ihr nur bellissimä seid.“ Die Rückseite beginnen sechs Sprüche anderer Art. Es folgen, wohl einige Zeit später geschrieben, die Distichen der jetzigen Eisbahn, auf derselben Seite noch 85—88, auf der nur zu zwei Drittel beschriebenen Vorderseite des elften Bogens die Fortsetzung, 93, ein nicht vollendeter Spruch, der beginnt „Trefflicher Jüngling“, dann 94 f. 97. Demnach sind die Epigramme der Eisbahn später gedichtet als die des Frühlings. Wann aber sind diese Blätter geschrieben? Schmidt hat diese Frage gar nicht aufgeworfen, obgleich sie sich bestimmt beantworten läßt.

Da die ältesten Xenienblätter (A) keines der hier gegebenen Xenien bieten, so muß Goethe später diese Sammlung seiner neuen Gedichte angelegt haben. Dies stimmt damit, daß Schiller am 17. Januar 66 Xenien schickt, die, ehe der an demselben Tage von Jena abreisende Goethe in Weimar ankomme, mit denen, die dieser schon fertig habe, fast achtzig betragen würden, 85 auf den vierzehn ersten Seiten des ersten Xenienheftes. Goethe begann nach seiner Rückkunft neue Xenien zu diktiren, theils selbst niederzuschreiben. Schiller sandte am 22. Januar eine kleine Lieferung von Epigrammen und fügte zwei andere am Schlusse hinzu. Jene kleine Lieferung waren wohl die zehn Epigramme, die Schillers Schreiber auf S. 15 der ersten Xenienhandschrift eintrug. Goethe fand darin „herrlichen Humor“ und wollte sie alle abschreiben lassen, da er versprochen hatte, eine vollständige Sammlung von seinem Schreiber anfertigen zu lassen. Auf Schillers Brief vom 22. aber schrieb er sogleich ein neues Epigramm, das auch auf dem ersten jener zwölf Blätter steht, die er nach seiner Rückkehr in Weimar anlegte. Hiernach kann es nicht zweifelhaft sein, daß der reiche Vorrath von Xenien, mit dem Goethe am 27. Schiller überraschte, in denjenigen bestand, die den Anfang jener zwölf Blätter bildeten, wobei wir es dahingestellt sein lassen müssen, aus wie vielen diese Sendung bestanden. Aus Schillers Aeußerung entnehmen wir, daß davon auch einige auf Newton waren; vier gegen ihn finden sich wirklich auf der Rückseite des ersten Blattes. Dagegen sandte Schiller am 27. „einige Pfähle ins Fleisch unserer Kollegen“, wahrscheinlich die zwanzig Epigramme, die auf den zwei letzten Blättern des ältesten Xenienheftes stehn, obgleich nicht alle unter diese Bezeichnung fallen. Schiller, der sich in diesen einzelnen

Spottversen ausgeschrieben hatte, suchte nun nach einem umfassendern parodischen Stoffe, er selbst hetzte Goethe gegen Reichardt auf, den sie bitter verfolgen müßten. Dieser, der durch das Theater und den Hof sehr bedrängt war, erwiderte erst drei Tage später: „Die Disticha nehmen täglich zu; sie steigen nunmehr gegen 200. Aus Ihren Briefen sehe ich erst, daß die Monatschriften Deutschland und Frankreich einen Verfasser (Reichardt) haben“. Wenn dieser sich von ihnen emancipire, so wollten sie ihm einen Bassa von drei brennenden Fuchsschwänzen zuschicken. Schon habe er ein Dutzend Disticha gewonnen, die nächsten Mittwoch anlangen würden. Unzweifelhaft ist das auf dem zweiten Blatte stehende Epigramm gegen Reichardt als Herausgeber jener Zeitschriften damals geschrieben, wie auch einige andere gegen ihn auf dem dritten und eine ganze Reihe, zum Theil aus den frühern wiederholt, auf dem fünften. Am 4. Februar sandte Goethe die eben erst fertig gewordene Abschrift aller Xenien; seine letzten seien, wie der Freund sehn werde, ganz prosaisch, was nicht zu verwundern, da ihnen keine Anschauung zu Grunde liege. Schiller aber freute sich, darunter auch einige politische zu finden. Reichardt sei gut recommandirt, doch müsse er es noch mehr werden, man müsse ihn auch als Musiker angreifen. Dies geschieht in schärfster Weise auf dem siebenten Blatte durch das Epigramm: „Dichter, bitte die Musen“. Die auf Reichardt gemünzten schließen erst auf dem achten Blatte, und sehr wohl würde die Aeußerung über die ganz prosaischen letzten Epigramme passen, wenn diese Abschrift mit den auf der Rückseite von Blatt 9 diktirten endigte. Seit dem 4. Februar scheint Goethe zunächst zu keinem Xenion aufgelegt gewesen zu sein, ausdrücklich erklärt er am 10. Februar, in diesen Tagen

habe ihn weder etwas Xenialisches noch Genialisches angewandelt; mehr als je warte er auf eine Ortsveränderung, um zu sich selbst zu kommen.

Der Besuch Jenas vom 16. Februar bis zum 16. März war auch für die Xenien bedeutend. Schon am 13. März meldet Schiller dem Verleger, in diesem Jahre werde er statt des Musenalmanachs in Verbindung mit Goethe ein Prachtwerk von 23 bis 24 Bogen in Quart herausgeben, für das sie 100 Louisdor Honorar verlangten, ja er bot dieses ihm an, ohne seines Inhalts zu gedenken. Wahrscheinlich noch ehe dieser Plan von 23 bis 24 Bogen in Quart sich gebildet hatte, diktirte Goethe den größten Theil der Distichen, die jetzt den Frühling der vier Jahreszeiten bilden; sie finden sich auf dem Ende der Rückseite des neunten und der Vorderseite des zehnten Bogens ohne Ueberschrift. Sie folgten aufeinander in nachstehender Ordnung der Distichen unseres Frühlings: 1 (verändert). 3—5. 18., 11 f., 6 f., 17. 15, 16. 10, 8—12, dann das schon S. 129 erwähnte Epigramm: „Gänseblumen heißet ihr deutsch und Bellis lateinisch; | Gibts doch Männer, für die ihr nur bellissimä seid.“ Die Rückseite des zehnten Blattes beginnt mit sechs verschiedenartigen Sprüchen. Dann aber trägt Goethe selbst eine Reihe von Epigrammen ein, die wir jetzt im Winter lesen, und zwar in folgender Ordnung: 85 f., 90—93 (das letztere ist unvollendet und beginnt: „Trefflicher Jüngling“) 95. 94. 97. 96. Diese und wohl manche andere, wie auch die vielen von Schiller, die er (seit dem Anfang, dem 27. Januar) gedichtet, wurden in die am 5. Februar erhaltene Abschrift eingetragen. Einiger Dutzend neuer Xenien, die er heut und gestern in einem Raptus zusammengebracht, gedenkt Schiller am 7. Februar. Leider fehlen uns über die

Zeit von Goethes Besuch alle brieflichen Mittheilungen, doch ein paar Tage nach Goethes Abreise hofft Schiller vor seiner Ankunft in Weimar noch einige Xenien zu Stande zu bringen. Erst am 20. April kehrte er nach Jena zurück, wohin ihm Goethe am 28. zu längerm Aufenthalt folgte. Bei Cottas Anwesenheit in Jena am 6. Mai wurde der Plan der Prachtausgabe der Xenien aufgegeben, der Musenalmanach sollte nun doch erscheinen. Wie es mit Xenien gehalten werden sollte, war noch unentschieden. Noch immer entstanden neue, durch welche der Schwarm immer mehr anwuchs. Als Goethe am 20. Mai auf einige Stunden nach Weimar mußte, sandte er mit den Abschiedszeilen „einige Xenien", und als er am 8. Juni Jena auf längere Zeit verlassen mußte, hatte Schiller die Redaktion der Xenien zum Druck übernommen, die in der zu Weimar begonnenen, in Jena fortgesetzten Sammlung vorlagen, Goethe einen neuen Beitrag versprochen. „Hier folgen die versprochenen Epigramme", schrieb er Schiller zurück; „es sind doch dreißig an der Zahl! Leider ist auch hier der Haß doppelt so stark als die Liebe. Sobald Sie mit der Zusammenstellung fertig sind, so schicken Sie mir das Ganze ja gleich. Dadurch wird manches Xenion, das noch unvollendet daliegt [auch solche hatte Schiller aufnehmen wollen], gewiß völlig fertig, und zu neuen gibt es wieder Anlaß. Das eine, der Gefährliche, habe ich nach Ihrer Idee gemacht; vielleicht nehmen Sie die Veränderung auf. Ueberhaupt wird mich beim Durchgehen der übrigen im allgemeinen der Gedanke leiten, daß wir bei aller Bitterkeit uns vor criminellen Inculpationen hüten." Während Schillers Xenienabschrift sich immer länger verschiebt, hat Goethe wieder einige Dutzend Xenien, nur gerade nicht von der nothwendigsten [der würdigen, ernsten und zarten]

Art gewonnen. Am 24. Juni konnte Schiller mittheilen, die Sammlung bestehe aus sechshundertdreißig bis vierzig Distichen, von denen wohl nur fünfzehn bis zwanzig ausgemustert werden dürften, des Zusammenhangs und der Vollständigkeit wegen würden wohl noch achtzig neue nöthig sein. Als er die Sammlung am 27. Goethe sandte, fehlten noch 80; unter den aufgenommenen waren gegen 100 neue, Goethe unbekannte; einige ältere werde dieser vermissen, aber alles möge er durchstreichen, was ihm aus einer Rücksicht anstößig sei, fehlende Ueberschriften, wo sie ihm einfielen, hinzufügen. Um die Zahl der poetischen und gefälligen Xenien zu vermehren, schlug er ihm eine Wanderung durch die wichtigsten Antiken und die schönen italienischen Gemälde vor. Morgen wollte er noch eine Anzahl freundlicher senden, die er eben noch mit einigen neuen vermehren wolle. Bei der Uebersendung bemerkte er, sie seien noch nicht in gehörigen Zusammenhang, da alle Versuche, die verschiedenen Gruppen zusammenzubringen, mißglückt seien; vielleicht helfe der Freund ihm, diese letzte Partie recht reich auszustatten. Goethe fand die neuen gefälligen Xenien sehr glücklich gerathen und hatte allerlei Aussichten zur Vervollständigung, wenn sich nur die Stimmung dazu finde. Aber leider war er mit Schillers gehaltvollen drei Briefen über das letzte Buch von Wilhelm Meister so vollauf beschäftigt, daß er für die Xenien keine Zeit fand. Er ließ Schillers Redaktion der Xenien durch Geist abschreiben (diese von uns mit C bezeichnete Abschrift findet sich im Goethearchiv) und den von Schiller gesandten Text (647—676) nachtragen. Die Urschrift sandte er am 9. Juli mit seinem verloren gegangenen Gutachten zurück. Im begleitenden Briefe äußerte er nur, die ernsthaften und wohl-

meinenden seien jetzt so mächtig, daß man den angegriffenen Lumpenhunden eine so gute Gesellschaft nicht gönne. Als er vom 16. bis zum 19. in Jena weilte, ward auch über die Xenien eingehend verhandelt. An Körner berichtete Schiller, man habe beschlossen, die Xenien stückweise dem Almanach einzuverleiben, Zusammengehöriges hintereinander zu geben, die polemischen mit Chiffern, die unschuldigen mit Namen zu bezeichnen. Aber von seinem Plane in einzelnen hatte er Goethe nichts gesagt, der voraussetzte, vor dem Drucke werde der Freund noch seine ihm mittlerweile gemachten Aenderungsversuche mit ihm durchgehen. Schiller muß seine Xeniensammlung noch einmal redigirt und eine neue Abschrift haben machen lassen, wie er dies im Briefe vom 26. Juni Goethe bemerkt hatte. Erich Schmidt hat diese neue Redaktion und Abschrift, die dem Drucke vorherging, übersehen. Goethe ahnte nicht, daß der Druck der Xenien sobald beginnen solle. Am 25. Juli bat Schiller ihn um Sendung dessen, was er noch von Xenien habe; denn jetzt gehe es mit dem Drucke sehr ernst. Goethe wurde davon unangenehm überrascht, da er so manches bei gelegentlicher Durchsicht der in seinen Händen zurückgebliebenen Abschrift verändert hatte. „Könnten Sie mir nicht“, schrieb er am 26., „wie Sie beim Almanach vorwärtsrücken, das Manuskript erst herüberschicken. Ich habe in den Xenien manche Stelle verändert, auch hie und da Ueberschriften gefunden; vielleicht wäre etwas davon zu brauchen.“ Offenbar wünschte Goethe die Bogen, auf welchen die Xenien erscheinen sollten, vorher in der Handschrift zu sehn, um auch von seiner Seite das Seine zu thun, daß sie in reinster Vollendung erschienen und nichts Ehrenrühriges hineinkomme. Aber Schiller, der etwas verlegen sein mochte, daß er nicht seine letzte Redaktion

dem Freunde zur Einsicht vorgelegt, sandte ihm diese jetzt. „Was ausgestrichen ist, bleibt theils weg, theils ist es schon gedruckt oder für den Druck herausgeschrieben. Aenderungen in dem Ausgestrichenen sind also entweder unnöthig oder auch schon zu spät. Die Namen unter den einzelnen Versen bedeuten nichts, und es ist auch nicht dabei geblieben.“ Schmidt sieht darin „kurze Kommandos“, da Schiller doch nur die Lage der Sache darlegt, die er nicht ändern könne, obgleich dies zum Theil noch möglich gewesen wäre, und es auffällt, daß er auf die gewünschte Einsicht des Manuskripts der einzelnen Bogen vor dem Drucke gar nicht eingeht, ja gesteht, einzelnes sei schon gedruckt oder in der Druckerei. Auch verschweigt er, daß eine Reihe Sprüche aus den Xenien unter Goethes, andere unter Schillers Namen gedruckt seien, dagegen gesteht er: „Die zur Eisbahn gehörigen Xenien (Mittelalter und Individualität abgerechnet) habe ich in ein Gedicht zusammengerückt und die einzelnen Ueberschriften [mit Ausnahme der ernsten] weggelassen. Dasselbe läßt sich im kleinen auch noch bei einigen andern thun und wird die Mannigfaltigkeit der Form vermehren. Vielleicht haben Sie noch Lust die Newtoninana so zu ordnen.“ In C standen die Epigramme, die jetzt den Winter bilden, hinter der Reihe von Schillers Flüssen in dieser Folge: 85 f. 90. 92. 91. 93. 95. 94. 97. 96. 87. 100. Die beiden letztern, Mittelalter und Individualität von Schiller überschrieben, waren auffallend genug von diesen ausgeschlossen, vielleicht aus Versehen. Goethe überging die Sache bei der Rücksendung (er hatte nur wenige Anmerkungen in der Handschrift gemacht), enthielt sich aber nicht zu bemerken, einen Augenblick habe es ihm wehe gethan, ihr schönes Karten- oder Luftgebäude so zerstört, zerrissen, zerstrichen

und zerstreut zu sehn; die Idee sei zu schön, zu eigen und einzig gewesen. Schillers Zusammenstellung im Almanach werde ihn schon wieder trösten, nur bitte er seinen Namen so wenig als möglich unter die Gedichte zu setzen. Die wenigen, die er die Zeit hervorgebracht, müsse er augenblicklich liegen lassen; er bringe sie bei seinem Besuche nach Jena mit, wo der neue Körper des Almanachs schon so lebendig und mächtig sein werde, um sie noch zu assimiliren. Schiller, der empfand, wie sehr Goethe sich verletzt fühlte, suchte ihn durch die Nachweisung zu beruhigen, die Ausführung des ursprünglichen Plans sei unter den vorhandenen Umständen unmöglich gewesen. Da die persönlichen Angriffe erst in der zweiten Hälfte des Almanachs erscheinen würden, so könne der Freund bei seiner Abwesenheit noch davon herauswerfen, was er wolle. In einem weitern Briefe bemerkt er, die ursprüngliche Idee werde doch erreicht werden, da die anfänglich allein beabsichtigten lustigen Xenien im zweiten Theile als ein eigenes Ganzes unter dem Namen Xenien sich anschließen würden, wie im vorigen Jahre die venediger Epigramme. Goethe erklärte sich jetzt mit der getroffenen Anordnung ganz einverstanden, ohne weitern Einfluß zu verlangen. Als Schiller ihm einen Strauß ernsthafter Xenien sandte, die er aus beiderseitigen zusammengebunden, damit doch auch die Absicht auf die ernsthaften Stücke, ihre Idee einer Vereinigung in etwas erreicht werde (es waren die Tabulae votivae), so äußerte Goethe nur noch den Wunsch, daß die paar fehlenden Ueberschriften gefunden werden möchten. Da nach Uebersendung der vier ersten Druckbogen des Almanachs, die unter andern seine von Schiller neugeordnete Eisbahn enthielt, sprach er den Wunsch aus, daß sie umgedruckt werde, was Schiller mit einigen andern Blättern

desselben Bogens zu thun entschlossen war. „Wie sie jetzt steht, verspricht sie ein Ganzes zu sein, das sie nicht leistet, und die zwei einzelnen Distichen am Ende (jetzt 87. 100) machen den Begriff davon noch schwankender. Ich schicke Ihnen hierbei, wie ich wünschte, daß sie abgedruckt würde. Die Distichen wurden durch einen kleinen Strich getrennt, und da ich noch einige hinzugethan habe, so machten sie eine Art von Folge und leiteten die künftigen ein, die ebenso stehn werden [die Blumendistichen]." Goethe hatte vier Distichen hinzugedichtet (88 f. 98 f.), die drei ersten Geist diktirt, das letzte selbst geschrieben; sie finden sich auf dem letzten Blatte von B. Schiller nahm die Eisbahn nach Goethes Vervollständigung auf dem sechsten und siebenten Bogen des Almanachs auf (zuerst hatte sie auf dem vierten gestanden) mit Goethes Namen, vor den Tabulae votivae, durch zwei Gedichte von diesen getrennt; die Zwischenstriche zwischen den einzelnen Distichen ließ der Gebrauch des Almanachs nicht zu.

Am 18. August kam Goethe zu längerm Besuch nach Jena, wo sie noch über seine im letzten Theile des Almanachs zu druckenden Beiträge mündlich verhandeln konnten. Unter der Chiffre „G. und S." erschienen die Tabulae votivae und die beiden Sammlungen Vielen und Einer. Die erstern sind meist von Schiller, standen nur zum Theil in C. Die Vielen überschriebenen Sprüche Goethes finden sich schon in B, dann mit Ueberschriften im Nachtrag zu C. Die meisten tragen als Ueberschriften die nur mit den Anfangsbuchstaben angedeuteten Vor- und Zunamen einer Dame oder dreier (3 L. B. 4. C. G. 5. L. D. 6. H. W. 7. N. Z. S. O. A. D. 8. A. L. 11. A. F. K. N. H. D. 12. W. R. L. K. N. J. 15. M. R. 17. C. F. 18.

L. W.)*) oder einen Blumennamen (9 Tuberose, 10 Klatschrose, 13 Geranium, 14 Ranunkeln, 16 Kornblume); die beiden ersten heißen An die Xenien und Mannigfaltigkeit. Sie scheinen von Schiller, vielleicht unter Einfluß seiner den Hof besser kennenden Gattin, herzustammen und den Leser necken zu sollen, ein paar absichtlich zuzutreffen. Im Almanach sind die Distichen von dem Geranium und der Ranunkel zugesetzt, wahrscheinlich erst als Goethe auch die Eisbahn weiter ausgeführt hatte. Die Distichen Einer finden wir erst in C, in der Folge 22 f. 25, dazwischen Schillers Distichen Der Homerus-Kopf als Siegel, 26 f., 29 f., 35 ff. Die drei beginnenden Distichen sind im Almanach hinzugesetzt, wohl gleichzeitig mit der weitern Ausführung der Distichen Vielen. Nach der gemeinsamen Unterschrift der Tabulae votivae und der Sprüche Vielen und Einer, G. und S. muß man zur Annahme geneigt sein, auch unter den letzten seien einzelne Distichen von Schiller und so hat dessen Gattin wirklich mehrere der Vielen (1 f. 7—9. 14) diesem zugeschrieben, worauf Hoffmeister baute, aber daß ihre Angaben, gleich denen über die Xenien, bloße Vermuthungen sind, ergibt sich aus den Eintragungen in B, und sie selbst hat auch kein Epigramm von Einer Goethe abgesprochen, obgleich

*) Boas hat sich vergeblich bemüht die Namen der unter den Chiffern gemeinten Damen zu entdecken. Freilich glaubte man in Weimar zur Zeit einige derselben deuten zu können, aber selbst damals war man weit entfernt, bei allen eine irgend wahrscheinliche Bezeichnung zu finden. Die Namen waren nur ein gelungenes Neckspiel. Ein arger Mißgriff Eckermanns war die Behauptung, die Distichen seien zu dem Redoutenaufzug vom 29. Januar (er meint 1795) gedichtet gewesen. Damals richtete Goethe nur ein Distichon an die Herzogin, das wir kennen. Vgl. meine Schrift über Goethes Maskenzüge S. 38 f. Ja er scheint diesen auch mit den vom 25. Januar 1798 zu verwechseln.

auch unter diesen, das G. und S. steht. Hoffmeister hat sich freilich dadurch nicht abhalten lassen, auch hier drei (17. 22. 23) Schiller zuzuweisen. Glücklicherweise verräth uns dieser Wardein, auf welchen nichtigen Gründen sein Urtheil fußt. Wenn Schiller auch an der Unterschrift G. und S. die Distichen Einer theilnehmen ließ, von denen er keines gedichtet hatte, so sollten diese Spruchsammlungen dadurch nur als gemeinsame Arbeit bezeichnet werden.

Als Goethe im Jahre 1799 die Sammlung seiner nach der ersten Ausgabe der Werke einzeln erschienenen Gedichte begonnen hatte, mußte ihm seine von W. v. Humboldt so vortrefflich gefundene Eisbahn der Aufnahme besonders werth scheinen, da darin eines der Hauptvergnügen des Winters zum Sinnbild des Lebens geschickt benutzt war. Einen gewissen Gegensatz dazu schienen ihm die Vielen überschriebenen Distichen zu bieten, die in ähnlicher sinnbildlicher Weise die Blumenwelt behandeln, und als dritte Gruppe stellte sich die schon durch die Ueberschrift im Almanach als Gegensatz dazu bezeichneten Distichen Einer dar. Statt aber diese drei selbständigen Dichtungen, wie sie waren, bestehen zu lassen, faßte er den unglücklichen Gedanken, sie zu einer Einheit zu verbinden, indem er die Eisbahn, obgleich sie nur eins der Wintervergnügen sinnbildlich verwandte, sie als Darstellung des Winters betrachtete, um die beiden andern für den Frühling und den Sommer mit noch geringerm Rechte in Anspruch zu nehmen. Als er die so zusammengestellten drei Gruppen (die meisten Veränderungen hatten die Distichen des Frühlings erlitten wegen des Ausfalls der Ueberschriften) Schiller vorlegte, rieth dieser ihm, noch den Herbst hinzuzufügen, wozu er gleichsam als gereifte Früchte die im ganzen Almanach

zerstreuten Weisheitssprüche benutzen möge, und er gab ihm das Recht, auch solche dazu auszuwählen, die ihm selbst angehörten. Vom Wunsche beseelt, den fehlenden Herbst zu gewinnen, ging Goethe den Almanach durch und wählte aus, was ihm zu passen schien. So sandte er denn am 22. März 1800 Schiller die vier Jahreszeiten zur Durchsicht. „Vielleicht falle dem Freunde etwas ein", äußerte er dabei, „das dem Ganzen wohlthue; er selbst fühle sich in keiner poetischen Jahreszeit." Schiller antwortete sofort: „Die Auskunft, die Sie getroffen, ist sehr gut, und wenn Sie allenfalls unter die zum Herbste zusammengestellten Distichen noch eins oder das andere einstreuen wollten, das eine leicht faßliche Beziehung auf den Herbst hätte, so würde nichts mehr zu wünschen sein. Die Distichen will ich indessen noch genauer ansehn [in Rücksicht auf Prosodie], und mündlich wollen wir uns dann darüber besprechen." Das geschah dann wohl bei dem Besuche, mit dem Schiller noch an demselben Tage den leidenden Dichter erfreute. Auch A. W. v. Schlegel wurden die vier Jahreszeiten, wie die übrigen distichischen Gedichte, zur prosodischen Reinigung vorgelegt. Am 10. April 1800 wurden auch sie zum Druck abgeschickt, und so erschienen sie bald darauf im siebenten Bande der neuen Schriften (2). Die Distichen waren 1800 irrig als hundert gezählt, da bei der Zählunng die Nummer 49 übersprungen war. Das Versehen ging auch in die Ausgabe letzter Hand über. Wirklich waren es nur 99 Distichen, aber nicht unmöglich wäre es, daß Goethe 100 hätte liefern wollen, aber sich verzählt hätte. In der zweiten Ausgabe der Werke (3) und in der letzten (5) traten noch einige Aenderungen ein, nachdem die dritte 1815 (4) noch einen neuen, in 5 nicht verbesserten Druckfehler gebracht hatte. Erst nach dem Tode des Dichters in

der vierzigbändigen Ausgabe wurden aus dem Nachlaß noch sieben Distichen eingeschoben, was freilich kaum ganz zu billigen sein dürfte.

Schon aus der Entstehung dieser Gedichte ergiebt sich, daß an eine innere sachliche Verbindung der einzelnen Distichen nicht zu denken ist und man, um eine solche herzustellen, zu gewaltsamen Mitteln zu greifen, manches zu mißdeuten genöthigt sei. Dies Loos ist unsern Gedichten gefallen in dem von Goldschnitt prangenden Büchlein: „Vier Jahreszeiten von Goethe. Gedichtet 1796. Gedeutet 1860 von Martin" (Berlin 1860). Der Herausgeber wollte „den Beweis führen, welche reiche Deutung goethesche Dichtererzeugnisse zulassen und daß noch manches zu thun übrig bleibe, um diese immer mehr zum Gemeingute des deutschen Volkes zu machen", und er meinte den tiefen Gehalt und innern Zusammenhang der vier Jahreszeiten in höherem Sinne aufgefaßt zu haben. Die Pflicht eines gewissenhaften Erklärers ist es, das, was der Dichter wirklich gemeint, möglichst klar auszulegen, nicht willkürlich einen diesem fremden Sinn herauszupressen, wie leider so manches zum Lieblingsspruche gewordene Wort zu einem Sinne umgestempelt worden ist, den es an seiner Stelle nicht gehabt, wie selbst das Wort des zum Genusse des Besitzes sich anmahnenden Faust in einem wider den Wortsinn streitenden Sinn sich klassisches Ansehn bei allen Deutschen jetzt wider Fug und Recht erworben hat.

Gott behüte in Gnaden die übrigen Gedichte des Meisters vor einem solchen schlecht jeanpaulisirenden Gefasel, das an alles andere denkt, als an eine klare, bei der Sache bleibende Darstellung und Entwickelung des dichterischen Gedankens. Gerade unsere vier Jahreszeiten waren am wenigsten geeignet, für sich herausgegriffen und besonders gedeutet zu werden; denn sie

leisten so wenig, was der Name besagt, daß diese Zusammenstellung den schönen Distichen zum größten Schaden gereicht. Diese stellen weder die wirklichen Jahreszeiten dar, noch die vier Jahreszeiten des Lebens; denn die Blumengalerie, welche die Bilder verschiedener Frauencharaktere aufstellt, kann am wenigsten für sich allein den Frühling vertreten (manche der Blumen gehören ja erst dem Sommer an), die Darstellung von Liebesglück und Liebesbedrängniß hat mit dem Sommer nichts zu thun, ja wir denken uns lieber einen Liebesfrühling (auch war hier wirklich einmal ausdrücklich der Frühling genannt), und eine Sammlung von noch so glücklichen Sprüchen darf sich nicht für den Herbst ausgeben, wenn auch später auf Schillers Rath drei Beziehungen auf diese Jahreszeit (38. 48. 83) hinzugedichtet wurden.

Frühling.

Diese Ueberschrift paßt nicht zur folgenden Darstellung, da hier verschiedene Blumen als Bilder von Mädchen- und Frauengestalten bezeichnet werden. Vgl. S. 139*. 1. Zunächst fordert der Dichter seine persönlich in der Weise von Genien gedachten Distichen auf, als muntere, lebendige Knaben ihm Blumen aus Garten und Feld herbeizuholen, aus denen er einen dichterischen Kranz flechten wolle; ein solcher sind eben unsere Sprüche.*) 2. Dabei fällt dem Dichter auf, daß einige Blumen

*) Ursprünglich und noch in der zum Drucke bestimmten Abschrift der Jahreszeiten lautete das erste Distichon:

An die Xenien.

O ihr neckischen Jungen! was zerrt und schleppt ihr die Kränze?
Dornen? Bei Seite damit! Blätter und Blumen herbei!

Es war als Uebergang von den spottenden überschriebenen Epigrammen zu ernst anmuthigen gedacht.

durch Glanz und äußere Schönheit, andere bloß durch Anmuth gefallen; der Leser soll unter den folgenden Blumen die auswählen, deren Wesen er bezeichnet. Es ist eine Blumenausstellung.*) Schon hier liegt bei den Blumen die Vergleichung mit Mädchen und Frauen im Sinne. Zur folgenden Bezeichnung der einzelnen Blumen vgl. Ballade 8.

3. Die Rose ist das Sinnbild des blühenden Mädchens, das neben prangender Schönheit durch Bescheidenheit glänzt. Die Beziehung auf Lina von Beust, die gerade nicht durch Bescheidenheit hervorragte, ist haltlos; wenn sie im Redoutenaufzuge zur Feier des Friedens im Januar 1798 die Kunst dargestellt hatte, so beweist dies nichts für sie und dieses Jahr. — 4. Das Veilchen thut sich nicht einzeln hervor, es zeigt sich nur im Sträußchen und deutet so auf das häusliche Mädchen, dessen Werth in der Vereinigung vieler, im anspruchsvollen Leben übersehener Eigenschaften besteht.**) Wenn man später bei Schillers Ueberschrift C. G. an Goethes Christiane dachte, so übersah man, daß diese damals noch Christiane Vulpius hieß, und weder Schiller noch Goethe konnte wünschen die Vulpius im Musenalmanach einzuführen. C. wird man wohl eher Cäcilie,

---

*) In C irrig An die Mannigfaltigkeit, in 1 Mannigfaltigkeit überschrieben.

**) Noch in 1 begann das Distichon: „Viele Veilchen binde zusammen". Um die beiden an verschiedene gerichtete du und den Trochäus im Anfang zu vermeiden, schlug Schlegel vor: „Viele der Veilchen verknüpfet in eins!" (oder „zusammengeknüpft!"). Das letztere nahm Goethe in 2 auf. Sollte binde bleiben, so hatte er 2 vorgeschlagen: „ihr seid, häusliche Mädchen, gemeint". Auf dessen Vorschlag 2 zu beginnen „Blume nun erst" oder umzustellen „Es erscheinet als Blume Erst der Strauß", ging Goethe nicht ein. Schlegel selbst hatte hier Sträußchen niedlicher gefunden.

Caroline, Catharine oder sonstwie lesen. — 5. Bei der Lilie geht der Dichter von der Erinnerung an ein durch schlanke Gestalt und kindliche Unschuld hervorragendes weibliches Wesen au , wobei Goethe wohl, da er von der Vergangenheit spricht, seine Jugendgeliebte Friederike vorschweben konnte. Die Deutung der willkürlich gewählten Buchstaben L. D. als Louise von Darmstadt, also die Herzogin von Weimar, ist irrig. Vgl. zu 17. Es liegt hier das Wort des Heilandes im Sinne (Matth. 6, 28 f.): „Schauet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen. Ich sage euch, daß auch Salomon in aller seiner Herrlichkeit nicht so bekleidet gewesen ist als derselbigen eins", und es wird an Salomons viele Frauen gedacht. — 6. Die Aglei oder Akelei (Aquilegia) wird, seltener wie hier, männlich gebraucht. Wenn sie, die doch so schön ist, das Köpfchen senkt, so weiß man nicht, ob es ihr damit Ernst oder Spaß ist.*) Gemeint ist der rosenförmige Gartenaglei mit stark gefüllten, schön schattirten Blumen. Von der Last der Blumen sind die Stengel gesenkt. Höchst wahrscheinlich schwebt hier die reizende junge Hofdame Henriette v. Wolfskeel vor, die durch Anmuth und heiteres, zum Scherze geneigtes Wesen unsern Dichter, der sie sein Kehlchen, auch Kamerädle nannte, schon in jenen Jahren anzog. Vgl. zu den vermischten Gedichten 30. Die Buchstaben H. W. würden also hier zutreffen. Auch konnte es Goethe nicht unangenehm sein, daß man hier an sie dachte, ja vielmehr lieb, damit man auch unter andern Buchstaben wirkliche Damen suchte. — 7. Die

*) Schlegel schlug am Schlusse statt des ursprünglichen Wir wissen einen vokalisch beginnenden Satz vor, etwa Ihr rathet, was Goethe in 2 aufnahm. Nach dem weimarischen Herausgeber hätte Riemer den Vers angemerkt und in 3 Muthwillen vorgeschlagen.

Hyazinthe tritt anspruchsvoll hervor, entbehrt aber wahren Reizes; weder die vielen Glocken noch ihr Duft zieht an. Die drei ursprünglich angedeuteten Frauennamen sollten bezeichnen, daß es solcher Mädchen, die zu gewinnen suchen, viele gebe. Nach v. Loeper sollen die Buchstaben drei Kindernamen bezeichnen. Vgl. zu 15. — 8. Die Nachtviole weiß nur zu würdigen, wer in der Nacht ihren köstlichen Duft empfindet. Sie ist das Bild des Mädchens, dessen Herzlichkeit nur bei näherer Bekanntschaft sich erschließt. — 9. Den Gegensatz zu ihr bietet die Tuberose, die so stark riecht, daß wir nur im Freien und von ferne ihren Duft ertragen, sie aber vom Haupt und Herzen fern halten.*) Man hat dabei seltsam an Caroline Böhmer, die spätere Gattin von A. W. Schlegel, gedacht. — 10. Der Mohn glänzt von ferne**), aber kommt man näher, so tritt man enttäuscht zurück, wie von schönen Mädchen, denen es an Herz und Geist fehlt.***) Irrig ist die Beziehung auf die etwas verwachsene, durch Geist und scharfen Witz ausgezeichnete Hofdame Louise v. Göchhausen. — 11. Die Tulpen deuten auf heitere Lebenslust. Auch bei ihnen, wie oben bei den Nelken, wurden drei Namen angedeutet, die v. Loeper wieder

*) Noch in 1 begann das Distichon „Unter der Wange strahlest du vor, du". Die Aenderung wurde dadurch nöthig, daß der Name mit der Ueberschrift hier wegfiel.

**) Es ist hier der orientalische Mohn gemeint. Vgl. Goethes Brief an Schiller vom 19. August 1799. Farbenlehre § 54. Divan I, 10.

***) Der Mohn wurde hier erst in 2 genannt. Noch in 1 mit der Ueberschrift Klatschrose. Das Distichon begann: „Weit von fern erblick' ich dich schon." Auch hier war die Aenderung dadurch veranlaßt, daß die Ueberschrift der Klatschrose wegfallen sollte; es mußte der Name einer andern Blume an ihre Stelle treten.

auf Kinder und, wie er hinzufügt, auf „mitwirkende" bezieht. Zur Begründung werden „die Blumen mit ihren Kinderaugen" aus Tasso herangezogen. — 12. Die Nelken sind sehr schön (vgl. Ballade 8, Str. 7 f.), aber zu einförmig, sodaß der Dichter sich für keine entscheiden kann, obgleich sie sich gerade durch eine unendliche Anzahl von Spielarten auszeichnen. — 13. Der Spruch ward in 1 hinzugefügt. Dort stand Asters. Kann das Geranium sich an Farbenglanz mit manchen andern Blumen nicht messen, so duftet es um so lieblicher, erfreut inniger als jener Farbenpracht. Vgl. den ähnlichen Spruch der Nachtviole (8). Man weiß jetzt, da auch hier die Ueberschrift weggefallen ist, gar nicht, welche Blume gemeint ist. Goethe hat vergessen, darnach das Distichon zu ändern. — 14. Auch dieser Spruch hat in 1, da die Ueberschrift hier wegfallen mußte, so zugesetzt.*) Er stände besser nach 12, wo der Ranunkeln, wie in 11 der Tulpen, gedacht ist. Die charakterlosen Ranunkeln, welche nur bei ihrer Vereinigung im Beete durch reichen Farbenwechsel anziehen, deuten auf gewöhnliche Gesellschaftsdamen ohne besondern Reiz. — 15. Reseda erfreut nur durch den vollen, lieblichen Duft, der sie zu einer angenehmen Zimmerpflanze macht.**) Der Dichter deutet mit ihr auf eine zum herzlichen Familienleben geschaffene Seele, auf ein stillliebendes Gemüth, nicht, wie Martin meint, der bei Zimmer in seiner nach Beziehungen haschenden geschmacklosen Weise an Frauenzimmer denkt, auf eine fromme, deutsche christliche Hausfrau. Die Ueberschrift M. R. hat man auf eine Schwester der in 12 genannten W. R. bezogen. Es seien die Schwestern v. Reizenstein gemeint,

*) Dort schloß der erste Vers „ich möchte zu keiner mich wenden".

**) 2. Erst 2 schrieb bescheidenes statt und zierliches.

Kinder von 10 oder 11 Jahren, die beim Redoutenaufzug von 1798 Genien dargestellt. Jetzt erst merkt man, wie v. Loeper auf die Kinder gekommen, die er unter den drei Namen sucht, worüber man sich um so mehr wundern muß, als v. Loeper selbst erkannt hat, daß Eckermanns Beziehung unserer Distichen auf den Redoutenaufzug von 1798 ein starkes Versehen war. Er selbst muß an den Zug vom 29. Januar denken, aber auch jede Beziehung auf diesen ist ausgeschlossen. — 16. Kornblume, die blaue Cyane, ist so schön, daß sie dem Garten zur Zierde gereichen würde, aber ihr besonderer Werth liegt darin, daß sie die freiwillige Begleiterin der das Leben erhaltenden Saatfrucht ist. Freilich wird auch hier, da die Ueberschrift wegfiel, die Blume nicht genannt, aber sie ist bestimmt angedeutet. Sie deutet auf die rüstig schaffende, nur für andere thätige Hausfrau von gefälligem Wesen. Eine bezeichnende Probe von Martins Mißdeutung bietet seine Erklärung: „Sehr schön könnte eine solche Hausfrau am Ende auch sein: der Adel der Gesinnung verleiht oft äußern Reiz. Und sorgfältig könnte man sie pflegen und mit Pracht umgeben.“ Golden steht wie in der zwölften römischen Elegie 6. — 17. Das Vergißmeinnicht bezeichnet ein nicht durch den Glanz ihrer Erscheinung oder hohen Geist ausgezeichnetes, sondern durch holde Anmuth und innige Liebe sich unvergeßlich der Seele einprägendes, sie festhaltendes Wesen.*) Das C. F. bezogen die Gegner auf Christiane Vulpius, indem sie F. Füchsin deuteten und den Spruch als

*) „Deine liebliche Kleinheit, dein.“ Schlegel meinte, die Diphthonge in den beiden Kürzen heit und dein und das Zusammenstoßen des t und d machten einen sehr unreinen Daktylus. Aber seinen Vorschlag, und statt dein zu setzen, nahm Goethe nicht auf.

Worte Goethes an diese bei dessen Abreise nach Italien in den Mund legten. Andere verstanden darunter die Gräfin Constanze von Fritzsch. — 18. Die Deutung der Buchstaben L. W. als Louise von Weimar, wie oben 5, L. D. als Louise von Darmstadt, läßt sich nicht halten. Die Ueberschrift unseres Distichons L. D. widerspricht der Anrede im Distichon selbst (Eleonore). Erich Schmidt behauptet (Xenien, S. 195), nach der ersten Handschrift stehe in beiden Ueberschriften der Vorname E. Aber welche erste Handschrift ist das? Unmöglich die wirklich erste, welche gar keine Ueberschriften hatte. Schmidt hätte sie genau bezeichnen müssen. Ich zweifle an der Wirklichkeit. Eleonore nannte Goethe die edelste aller Frauen (nur diese allein redete er mit Namen in den Distichen an) nach der idealen Gestalt der Prinzessin des Tasso. Freilich hier wie dort schwebte das Bild der Herzogin vor.*) Die edelste Frau bedarf keines Blumenbildes, das Herz denkt sie sich als Inbegriff jeder Hoheit und Tugend, da ihr Eindruck ein unauslöschlicher ist. Martin bemerkt zur Deutung: „Wo sich Herz zum Herzen gefunden, gibt es keine Trennung mehr; es gibt ein Band bis über das Grab.“ Hier ist von keiner Liebe, sondern von Verehrung die Rede.

Sommer.

Diese neunzehn Distichen waren im Almanach, wo sie die Ueberschrift Einer führten, unmittelbar hintereinander gedruckt. Der Liebe Leid und Lust, welche die Einzige in der Seele des

*) Auch die zur Begründung seiner Ansicht von Schmidt gemachte Behauptung 651 und 652 (jetzt 5 und 18) seien im Almanach „Anfang und Ende der besonderen Blumendistichen“ ist thatsächlich falsch, da vor 5 noch 3 und 4 (L. B. und C. G.) stehen!

Dichters weckt, findet hier ihren herzlichen, bald klagenden, bald neckischen, bald innig bewegten Ausdruck. Selbst Frau von Stein, die damals noch so sehr gegen Goethe verstimmt war, fand in diesen Distichen schönes Gefühl. Daß der Liebende ein Dichter sei, tritt mehrfach hervor. Im Almanach waren unsere Distichen Einer unterschrieben **G.** und **S.**, obgleich keines derselben von Schiller ist. Vgl. S. 139.

19. Anruf der Musen*), ähnlich wie der Dichter oben in 1 die Distichen aufrief. Die Qual, die Amor in seiner Seele erregt und ihn zum Anrufe treibt, bezeichnet er glücklich als ein Spiel mit ihnen, im Gegensatz zu Amors Spiel mit ihm. Aehnlich wie spielen brauchen griechische und römische Dichter von Liebesliedern *παίζειν* und ludere. Vgl. auch 38. Es ist eben nur an einzelne Distichen zu denken; zu großen Gedichten hat er jetzt keine Zeit mehr. — 20. Solche hat er ihr früher gedichtet, wo die Geliebte sie abschrieb. Diese Abschriften, in denen sich die innerste Herzlichkeit verkörpert, da Liebender und Geliebte daran gleichen Theil haben, sind so einzig, daß weder die Bibliothek eines Königs noch die eines Gelehrten sich solcher rühmen kann. Während der Zeit der Liebe zu Frau von Stein hatte diese manche seiner Gedichte abgeschrieben. — 21. Die zuerst langsam keimende Neigung hat ihn rasch ergriffen.**) — 22. Alle Plätze, auf denen

*) Das Distichon begann noch in 1: „Grausam handelt an mir". Des trochäischen Anfangs wegen schlug Schlegel die von Goethe in 2 wirklich angenommene Fassung vor.

**) 1 stand noch in 1 das passendere Frühling statt Sommer, 2 schoßt statt reift. 2. Der Anstoß, den Schlegel an dem kurzen war genommen, bestimmte Goethe nicht zur Aenderung. Schlegel hatte so auch die oder also die vorgeschlagen.

er sich mit der Geliebten zusammen findet, erhalten für ihn Leben, werden ihm eigen, alle andern, wie lieb sie ihm auch waren, ihm immer nur ein Raum bleiben. — 23. Kant hat Recht, Raum und Zeit sind nicht Eigenschaften der Dinge, sondern Anschauungen a priori, Formen der Anschauung, da das Eckchen der Welt, wo der Dichter sich des Glückes seiner Liebe freut, ihm unendlich, nicht individuell beschränkt scheint. Das Eckchen, ähnlich wie Horaz carm. II, 6, 13. 14 terrarum angulus braucht, von jedem Flecke, nicht als Gegensatz von Raum, wie Martin will. Vgl. Lieder 66.*) Wielands Spott, die Schönen könnten daraus sehen, daß die Kritik der reinen Vernunft auch zum Tändeln mit dem Liebchen nutze, trifft nicht; die kantische Lehre leiht dem Dichter nur den Ausdruck seines Glückes. — 24. Liebe läßt uns noch weniger los als Sorge. Vorschwebt hier, wie auch im zweiten Theil des Faust, Akt V und am Schlusse von Schillers Siegesfest, die Stelle des Horaz carm. II, 16, 21. 22 (vgl. III, 1, 38—40). Aehnlich Lieder 56 zu Ende. Antiker Form sich nähernd 7.**) — 25. Neigung wird durch die Macht der Gewohnheit unüberwindlich.***) — 26. 27. Das erstere ist der Ausdruck inniger Freude über ein von der Geliebten erhaltenes herzliches Blatt†); das andere

---

*) Noch in 1 schloß 1 Formen des Denkens. Goethe hatte einmal Sinnes (Sinnens?) versucht, setzte aber in 2 Anschauns.

**) 1 hatte noch in 1 zu Pferde, 2 mir auf.

***) 1 lautete noch in 1: „Schwer zu besiegen ist schon die Neigung, gesellet sich aber“, 2 begann „Gar die Gewohnheit“. Die Aenderung trat in 2 ein. — Wurzelnd. Die Gewohnheit läßt der Neigung Wurzel fassen. Vgl. Elegien II, 5, 29 f.

†) Hier stand „zweimal, ja“ in 1; erst 2 führte zwei= ein.

bezeichnet das ihn daraus anwehende Entzücken, das ihn ganz hinreißt. Launig wünscht er diese Kunst der Täuschung allen Dichtern, Sängern und Schauspielern. Vgl. die andere Wendung venediger Epigramme 100.*) — 28. 29. Der Dichter kehrt zu seinen Gedichten an die Geliebte zurück. Mit seinem Gedichte wünschte er ihr zugleich den Genuß mittheilen zu können, den ein gutes Gedicht dem Dichter selbst beim Dichten macht. Die auf das vorige Epigramm bezügliche Klage, daß man in einem Distichon nicht viel herzliches sagen könne, weist die Geliebte mit der Berufung auf die noch größere Kürze eines Kusses zurück; nur auf die Empfindung komme alles an. Vgl. Elegien II, 2, 49 f. Die jetzt hart scheinende Elision des e (in herzlichs) hat Goethe selbst im Tasso. Martin mißdeutet auch hier, wenn er bemerkt: „Ein kurzes Gedicht ist schon herrlich, herrlicher ist der herzliche Kuß.“**) — 30. 31. Die verzehrende Lust unbefriedigter und die Seligkeit befriedigter Liebe.***) Das erste, den Gegensatz

*) Das Distichon begann noch in 1: „Wer mich entzückt, vermag mich zu täuschen.“ Jetzt ist 27 näher mit 26 verbunden. Seinen eigenen Versuch „lernetet ihrs meiner Geliebten doch ab“ hat Goethe nicht angenommen.

**) In 1 schließt unser Distichon: „ist denn nicht noch viel kürzer der Kuß?“ In der Abschrift, die Goethe Schlegel vorlegte, stand 29, 1 wie herzliche Dinge, 2 „Ist, mein Geliebter, denn nicht kürzer um vieles der Kuß?“ Goethe änderte in 3, stellte „etwas herzlichs“ her. Die Anführungszeichen fehlten hier, wie auch 35. Die Geliebte besiegelte ihre Erwiderung wohl mit einem Kusse.

***) Den Druckfehler der dritten Ausgabe versenkt statt versengt, hatte auch die letzter Hand nicht verbessert. — Erst in 3 folgte der Dichter dem jetzt allgemein gangbaren Gebrauch, Gift sächlich, nicht männlich zu setzen. Nur an wenigen Stellen hat sich das ältere der Gift in den Werken erhalten, wie selbst im Faust 1053, wogegen daselbst 1986 verborgnes Gift steht.

bildende Epigramm ist später gedichtet. Das zweite deutet sehr schön darauf, daß in der Liebe die Seelen sich einander hingeben. — 32. Keineswegs Antwort, weder des Liebenden noch der Geliebten. Die im Herzen lebende Liebe bleibt sich immer gleich, da sie von der innersten Neigung des anderen Theiles überzeugt ist.*) — 33. 34. Diese beiden Distichen beziehen sich nicht auf des Dichters eigene Neigung. Das erste spricht der Liebende, der alles nur deshalb besitzen möchte, um mit der Geliebten zu genießen (vgl. die Liebe des Divan, VIII, 15 und 16);**) das andere, etwas dunkle, nur in der Verbindung mit dem vorigen verständliche Distichon äußert die Geliebte im Gefühle, wie sehr sie das Herz des unglücklich Liebenden verwundet, und ihm doch nicht sagen darf, wie sehr sie in bedauert. Nach v. Loeper äußert der Liebende seine eigene schmerzliche Erfahrung. Geschärfter kaum zu billigen für schärfer.***) Rhadamant, der Richter der Unterwelt. Vgl. die vierte römische Elegie 13 ff. — 35. 36. Schöne Paramythie von der Vergänglichkeit der Schönheit und Liebe. Vgl. Herders Paramythe die Rose. Seltsam bemerkt Schmidt, sie habe ihren ersten Ansatz in Lessings Fabel Zeus und das Pferd, den weitern in Herders Gedicht die Kunst. Das wären gar wunderliche Ansätze. In C war 35 überschrieben Klage der Schönheit. Sie bildet die Einleitung zum Schlußdistichon (37), welches den herzlichen Wunsch ausspricht,

---

*) In 2 schrieb Goethe am Anfange „Wahre Liebe ist die", auch 3 stellte das Ursprüngliche wieder her.

**) In 2 stand durch Druckfehler um nach mit ihr.

***) Mit v. Loepers Bemerkung „Geschärfter wie verschärfter" ist nichts gethan. Selbst verschärfter wäre hier nicht zutreffend, keineswegs liegt die Steigerung einer frühern Strafe im Sinne.

nicht das Ende seiner Liebe zu erleben. Vgl. Klopstocks Ode Selmar und Selma.*) Leben steht nach bekanntem Gebrauche im Sinne das Leben genießen. Ganz willkürlich theilt Martin diesen Spruch den Liebenden zu. Auch ist es verkehrt, wenn er zu den auf die Vergänglichkeit bezüglichen Distichen bemerkt, der Dichter führe uns sehr sinnig vom Sommer fort, wie sich schon daraus ergibt, daß bei der Dichtung der Distichen Einer noch gar nicht an den Sommer gedacht war.

Herbst.

Von diesen Sprüchen des Herbstes besitzen wir Geists Abschrift auf 5 geschriebenen Folioblättern. Den Anfang bildete das venediger Epigramm 36 (Eines Menschen Leben), das durchstrichen und dafür unser Distichon 39 aufgeklebt ist, 38 fehlt, wie auch 48 (neu). Gleichfalls angeklebt sind 57. 62 (in neuer Fassung). 63. 64 (neu). 68. 69. 83 (neu). Die fehlenden müssen Ende März oder in den Anfang April gehören, die aufgeklebten, wenn sie nicht neu sind, erst jetzt weiter ausgewählt sein. Demnach bestand die erste Auswahl aus dem Musenalmanach in 39—47. 49—56. 58—62 (in der frühern Fassung). 65—67. 70—82 (seit 49 nach der richtigen Zählung von 99 Epigrammen). Nach Schillers Rath wurden 38. 57 und 83 eingefügt. Die jetzigen Epigramme 46—51 und 69 f. traten erst nach Goethes Tod aus dem Nachlaß hinzu. Die aus den Tabulae votivae,

*) In 1 stand 2 beide, in C richtig beiden, was 2 herstellte. Unwahrscheinlich ist, daß 1 beide die Fäden geändert habe, im Sinne von die beiden Fäden.

den Xenien und anderen Stellen des Almanachs genommenen Distichen werden wir im einzelnen bezeichnen.

38. Einleitung der folgenden Lebenssprüche als Früchte des Lebens, aus dem sie uns freilich selten so freundlich entgegenlachen, wie ein frischer Apfel vom lebendigen Zweige. Sie wurde später zur vollendeten Sammlung hinzugefügt. — 39 und 40 gehören zusammen. Dem schillerschen Spruche der Tabulae votivae (39) wurde der Goethes in den Xenien vorgesetzt. Beide waren An die Moralisten überschrieben. Die Liebesdichtung gehört nicht unter die Gerichtsbarkeit der Sittlichkeit. Der Stab ist seit ältester Zeit das Zeichen der Herrscher und Richter. Amor ist der Genosse der Musen, wie in 19. Zur Sache vgl. zu den vermischten Gedichten 1. — 40 beschränkt den Sittlichkeitslehrer auf sein Gebiet, das aller Achtung werth ist, im Bereich der Musen hat er keine Stimme.*) — 41. Nur wer von wahrem Menschengefühl durchdrungen ist, kann dichten, nur wer von der Macht der Liebe ergriffen ist, diese besingen.**) Prometheus, der den Menschen das Feuer vom Himmel gebracht, wird mit einer Fackel dargestellt. Wie im ersten Verse der Ausfall eines und auffällt, so im zweiten das etwas störende rasch

---

*) Im schillerschen Gedicht schrieb Goethe hier 1 „Das ziemet", 2 „sich nicht" statt nicht sich. Es folgten die beiden Distichen:

Nicht von dem Architekt erwart' ich melodische Weisen,
Und, Moralist, von dir nicht zu dem Epos den Plan.
Vielfach sind die Kräfte des Menschen, o daß sich doch jede
Selbst beherrsche, sich selbst bilde zum herrlichsten aus!

**) Das Distichon (wohl von Schiller) folgte in den Tabulae votivae unmittelbar auf den vorigen Spruch; es war überschrieben „An die Muse". 1 stand „o Muse, belebe". Die Umstellung geschah dem Verse zu Liebe; jetzt tritt die Anrede etwas später ein.

(gleich). — 42. 43. Nur Anlage und ernste Liebe können Tüchtiges schaffen. Der allmächtige Strahl ist der Blitz, der nicht bloß erschüttert, sondern auch befruchtet, wenn er im Gewitter niederfährt. In 43 werden sehr schön die zum Erlernen der Kunst nöthigen Eigenschaften als Vorzüge des Deutschen bezeichnet. Vgl. venediger Epigramme 33.*) Alle, hier nach älterm, bei Goethe auch noch später befolgten Gebrauche für Jede. — 44. Lob der fördernden Wechselwirkung gleichstrebender Freunde, die er jetzt in dem Herzensbunde mit Schiller im höchsten Grade genoß.**) Martin nimmt, wie er pflegt, Ungehöriges aus dem bildlichen Ausdruck als sachlichen Inhalt herüber. Auch durfte er den Spruch nicht auf den Austausch der Gedanken beschränken. — 45. Kann man sich selbst nicht zu einem vollendeten Ganzen entwickeln, so mache man sich nach einer Richtung tüchtig und wirke so mit andern zusammen.***)

---

*) Der erstere, in den Tabulae votivae (81) Genialische Kraft überschriebene Spruch hat dort noch das zweite auf den Blitzableiter deutende Distichon:

Pflanzet über die Häuser die leitenden Spitzen und Ketten!
Ueber die ganze Natur wirkt die allmächtige Kraft.

Der zweite Spruch schließt die Tabulae votivae und führt die Ueberschrift Guter Rath.

**) Tabulae votivae 14, Wechselwirkung überschrieben. In C stand Ballen der Wand zu. Das ältere Ballen (aus ballon) hat Goethe auch sonst, wie er seinen Elpenor sagen läßt: „Ich warf den Ballen weg, womit ich spielte", wogegen er in der Nausikaa Ball braucht. Das Ballspiel der Kinder war ihm auch sonst ein beliebtes Bild. An Herder schrieb er im Mai 1775: „Meinen Ballen spiel' ich wider die Wand und Federballen mit den Weibern."

***) Schiller nahm unser Distichon aus den Tabulae votivae (17) mit der ursprünglichen Ueberschrift Pflicht für jeden in seine Gedichte auf. Vgl. die Erläuterungen zu Schillers lyr. Gedichten III, 2, 150 f. Es gehört wohl

46—51 wurden nach Goethes Tode eingeschoben. Sie erschienen zuerst am 13. Juli 1830 im Chaos. Die weimarische Ausgabe bringt sie Bd. IV, 124 f. — 46. Ein wahrhaft edler Sinn freut sich auch des von anderen glücklich Entdeckten. Den Einfall das Distichon könnte Gries oder einem andern glücklichen Uebersetzer bestimmt gewesen sein, hätte v. Loeper unterdrücken sollen. — 47. Der Dichter wünscht einem Kinde, das höchste Gut des Lebens, Herzenswärme, die alle Lebensalter beglückt, sie möge ihm erhalten bleiben. Daß es ohne Herz keinen wahrhaft großen Mann geben könne, hat Goethe schon früher einmal gegen Lavater ausgesprochen. Martin bezieht den Spruch auf die Liebe, was nur in weiterm Sinne richtig ist. Seltsam sieht das Distichon v. Loeper aus, wie von einer jungen Freundin, etwa der Schwiegertochter oder deren Schwester Ulrike ins Stammbuch gestiftet, das glückliche Theil sei eben Liebenswürdigkeit, weibliche Anmuth. Sein Scharfsinn übersah, daß Kind das Lebensalter bezeichnet, wie vorher Jüngling, Mann und Greis. — 48. Ziehen auch Tugend und Alter sich gegenseitig an, am liebsten verbinden sich gleiche Lebensalter.*) Vgl. Lied 13. Goethe selbst liebte die Kinder, und wohlthuend empfand er ihre Zuneigung, besonders die seiner Enkel. — 49. Edle Männer sind wie Sterne, welche das Leben erleuchten. Goethe schrieb

---

Goethe an, obgleich noch Schmidt sagt, es weise in die Betrachtungen des fünften (sechsten?) ästhetischen Briefes hin.

*) Fr. Aug. Wolf hatte sich dieses als einen der Sprüche angemerkt, die Goethe auf der im Sommer nach Helmstedt mit ihm und dessen Sohne gemachten Reise in Stammbücher geschrieben. Bernays hat treffend vermuthet, unser Distichon sei es gewesen, das Goethe in das Stammbuch des jungen Theologen Weitze stiftete, den er auf dieser Reise als Hauslehrer in Nienburg bei dem Landrath von der Hagen fand.

am 12. Juli 1805 mit Bezug auf Fr. Aug. Wolf in seines Sohnes Stammbuch unser Distichon, nur stand Fest bewahre des Würdigen Bild und Theile. — 50. Steigerung des in 46 Gesagten. Goethe schrieb das Distichon im August 1805 in das Stammbuch seines Sohnes, nur stand dort an fremdem. — 51. Möge dir nie die erhebende Neigung der Bessern entgehn. Gleichfalls Sammbuchvers derselben Zeit.*) Beim Anfang schwebt die Horazstelle aus dem Briefe an die Pisonen vor: Multa ferunt anni venientes commoda secum. Multa recedentes adimunt. Auf diese spielt Goethe auch in den Wanderjahren II, 4 an, in den Worten an „die Jahre, die zuerst eine schöne Gabe nach der andern bringen, sie alsdann nach und nach wieder entziehen."

52. 53 (46. 47). Aus den Tabulae votivae, wo der erstere Spruch (22) Natur und Vernunft**), der andere (25) Glaubwürdigkeit***) überschrieben ist. Die Schwärmer sind nicht im Stande wahre Ideale zu fassen, sonst müßte gerade die Natur sie anziehen, die das höchste Ideal, Gott selbst ist. Bei den Schwärmern dachte Goethe vor allen an Lavater, der die Natur geschmäht hatte; der zweite Spruch besagt, daß nichts zuverlässiger als eigene Lebenserfahrung sei. Im Tasso heißt es: „Nur das Leben lehret jeden, was er ist." — 54 (48). Als eine Hindeutung auf die Jahreszeit erst 1800 hinzugedichtet. Wenn in der Natur die Blüten vergehn müssen, damit die Früchte sich

*) Die weimarische Ausgabe liest gern die Tugend.

**) Es folgt dort als Gegensatz das Distichon:

Wärt ihr, Philister, im Stand, die Natur im Großen zu sehen,
Sicher führte sie selbst euch zu Ideen empor.

***) Die Rede ist dort an mehrere gerichtet, wie 43, und so steht redliche Freunde, euch und Glaubt.

entwickeln, so giebt die Dichtung zugleich Blüte und Frucht, da ihre Blüten, das aus der bewegten Seele hervorgehende Gedicht, zugleich eine Frucht unserer in ihm zu lebendiger Klarheit sich entwickelnden Empfindung ist. Man könnte aber Frucht auch darauf beziehen, daß die holden Geistesblüten von andern genossen werden. Martin hat seine Deutung: „Die Kunst läßt die Blüten uns noch erblicken, wenn die Früchte da sind", bei seiner sonstigen Redseligkeit zu erklären unterlassen.

55 (49)—64 (57), mit Ausnahme von 63, sind aus den Tabulae votivae, wo die vier ersten fast unmittelbar hintereinander (26—30) stehen unter den Ueberschriften Was nutzt, Was schadet, Das Schoßkind und Trost stehen.*) — 55 (49). Die Wahrheit ist, auch wenn sie schadet, dem Irrthum, auch wenn er Nutzen bringt, vorzuziehen, da der Schmerz, den sie verursacht, durch die Einsicht geheilt wird, der Irrthum aber nothwendig verderblich wirkt, wenn er auch augenblicklich äußern Vortheil bringt.**) Von Rom schrieb er am 8. Juli 1787: „Ich kam neulich auf einen Gedanken, der mich sagen ließ: „Auch eine schädliche Wahrheit ist nützlich, weil sie nur augenblicklich schädlich sein kann und alsdann zu anderen Wahrheiten führt, die immer nützlich und sehr nützlich werden müssen, und umgekehrt ist ein nützlicher Irrthum schädlich, weil er es nur augenblicklich sein kann und in andere Irrthümer verleitet, die immer

*) Nach diesem findet sich das Distichon:

Zucht.

Wahrheit ist niemals schädlich, sie straft — und die Strafe der Mutter
Bildet das schwankende Kind, wehret der schmeichelnden Magd.

**) 1. Die Aenderung ich ziehe statt wie zieh' ich nahm Goethe von Schlegel an, der dies oder ich wähle sie mir vor gewünscht hatte, weil Wahrheit nur bei folgendem Vokal trochäisch stehn könne.

schädlicher werden. Es versteht sich dieses im großen Ganzen der Menschheit betrachtet.“ Sonst bemerkte Goethe, Wahrheit könne am Anfang schaden, auf die Dauer nutze sie immer, umgekehrt der Irrthum. — 56 (50). Nicht der einzelne Irrthum schadet, sondern das Irren, das Abweichen vom rechten Wege, das immer weiter abführt, so daß wir nur mit großer Mühe zur reinen Anschauung uns zurückfinden. Die von dem Irrthum ausgegangene Trübung erkennen wir erst in ihren Folgen, wenn wir glücklich am Ende der Bahn zur vollendeten Erkenntniß gelangt sind.*) Seltsam erklärt Martin: „Das Irren, das Prinzip, ist gottlos, ist, gleich der Lüge, vom Teufel.“ — 57 (51). Unser Irrthum ist uns werth, weil er in unserer Seele sich gebildet hat, unser eigenes Kind ist.**) — 58 (52). Wie zugänglich wir auch dem Irrthum sind, führt uns doch ein geheimer innerer Drang unmerklich zur Wahrheit zurück.***) — 59 (53). In den Tabulae votivae (51) Aufgabe überschrieben und unter diesem Namen von Schiller unverändert in seine Gedichte aufgenommen.†) Nicht alle können gleich bedeutend sein; strebe

*) Das Distichon begann noch in 1: „Ist ein Irrthum wohl schädlich?“ 2 „Immer ists schädlich.“

**) In 1 „Fremde Kinder lieben wir nie so sehr.“ Um den schlaffen trochäischen Anfang zu vermeiden, hatte Schlegel vorgeschlagen: „Lieben wir niemals doch die fremden Kinder wie eigne“ oder mit geringerer Aenderung: „Fremde Kinder, wir lieben sie nie so sehr als die eignen.“ Letztere Fassung genehmigte Goethe, obgleich Schlegel vor der zu häufigen Wendung gewarnt hatte, das Subjekt voranzustellen, und es nachher, wo es im Akkusativ stehn sollte, durch ein Pronomen zu ersetzen.

***) Noch in 1 begann der Spruch: „Nie verläßt uns der Irrthum.“ Ziehet statt zieht in der Ausgabe letzter Hand scheint Druckfehler.

†) Goethe veränderte die ursprüngliche Lesart: „Keiner sei gleich dem andern.“

nur jeder nach der höchst-möglichen Entwickelung der ihm verliehenen Kräfte. Vgl. die Erläuterungen zu Schillers lyr. Gedichten III, 2, 151. — 60 (54). Aus den Tabulae votivae (68), wo es die schwere Verbindung überschrieben war; auch von Schiller aufgenommen. Selten vereinigen sich geniale Kraft und Regel, weil jene sich nicht gern beschränken, diese nicht im Dienste eines Genies wirken will; nur wo das Genie sich der Leitung der Kunst fügt, entsteht Vollendetes. Vgl. die Erläuterungen zu Schillers lyr. Gedichten III, 2, 167 f. — 61 (55). In den Tabulae votivae (75), wo oben 42 darauf folgt, ist es vergebliches Geschwätz überschrieben. Der Verstand kann nichts schaffen, und so auch kein Kunstwerk hervorbringen. Vgl. 41. 42.*) Vernünftige Discurse, philosophische Abhandlungen. Vgl. Goethe-Jahrbuch VI, 357. — 62 (56). In den Tabulae votivae (84) Der berufene Leser überschrieben.**) Nur, wer sich ganz einer Dichtung hingibt, vermag sie völlig in sich aufzunehmen und richtig zu würdigen. — 63 (57) steht mit Goethes Namen auf dem dritten Bogen des Almanachs***) hinter Schillers Spruch Der Aufpasser:

Strenge wie mein Gewissen bemerkst du, wo ich gefehlet;
Darum hab' ich dich stets wie — mein Gewissen geliebt.

Nur den schätze ich als Freund, der mich durch lebendige Theil=

---

*) Seit 4 steht, wohl durch Versehen, vernünftge statt vernünftgen.

**) Vorangeht dort:

Der berufene Richter.

Wer ist zum Richter bestellt? Nur der Bessere? Nein, wem das Gute
Ueber das Beste noch gilt, der ist zum Richter bestellt.

***) Der Schluß lautet noch in 1 „sag' ich ihm diesmal: Leb wohl!" Statt Strebenden hat die Ausgabe letzter Hand Strebendem.

nahme an meinen Bestrebungen fördert, nicht durch äußere Freundlichkeit mich gewinnen will. Vgl. 44. — 64. (58). In den Tabulae votivae (13) Das blinde Werkzeug überschrieben.*) Nach demselben edlen Ziele mit Begabten zu streben, ist des Menschen würdig, nicht sich zum blinden Werkzeug fremder Zwecke herzugeben. Zum Zwecke, dem Zwecke, den er selbst hat, während jener einen andern selbstsüchtigen verfolgt. Mich, mein Wirken. — Begreift, nur beachtet, insofern es ihm dienen kann.

65 (59)—68 (62). Aus den Xenien, wo sie Moderecension (277), das Verbindungsmittel (12), auf Lavater, H. S. (19) auf Jung Stilling, Revolutionen (93) überschrieben sind. — 65 (59). Man darf in seinem Urtheile nur seiner Ueberzeugung folgen, nicht durch andere Rücksichten sich bestimmen lassen (durch den Geschmack der Menge oder den Vortheil des Verlegers). Diese Mahnung bleibt ewig neu.**) In Goethes Nachlaß fand sich das Distichon:

Was heißt schonender Tadel? Der deinen Fehler verkleinert,
Zudeckt? Nein, der dich selbst über den Fehler erhebt.***) —

66 (60). Die Eitelkeit macht es allein möglich, daß ein hoher, reiner Geist, wie Lavater, sich zu gemeinem, unreinem Handeln hinreißen läßt. Körner hat das Distichon in Schillers

---

*) Noch in 1 stand tief, wenn eine. 2 hatte Schlegel an dem als kurz gebrauchten mit Anstoß genommen und Mit zum Zwecke zu gehn, werth versucht. Goethe ließ den Vers unverändert.

**) Erst 3 setzte „wahrlich! du wirst“ statt „so bist du fürwahr“.

***) In den Tabulae votivae (82) findet es sich unter der Ueberschrift Delicatesse im Tadel. Dort steht zärtlicher Tadel und deine Schwäche. Der zweite Vers lautete: „Nein, der deinen Begriff von dem Vollkommenen stärkt.“

Gedichte aufgenommen. Vgl. die Erläuterungen zu diesen III, 2, 197. In dem Xenion Das Amalgama (21) hieß es, die Natur habe in ihm Edel= und Schalksinn nur zu innig vermischt. — 67 (61). Die weichen, gefühlvollen Naturen sind zu allem Truge fähig, da ihnen meist der natürliche Halt einer männlichen Seele mangelt. Besonders das Heimweh des anfangs ihm lieben, so gläubigen und treuherzigen Stolberg hatte Goethe verdrossen, wie er auch den ihm 1775 vertrauten Pfarrer Ewald wegen seiner „Urania für Geist und Herz" in den Xenien als Frömmler angriff. — Von hier folgen 62—68 politische Sprüche aus den Xenien. Der von Frankreich ausgegangene Umsturz verhindert die ruhige Entwickelung, wie es die Reformation früher gethan, da sie die Gewissen gewaltsam befreite durch Zerstörung der alten Kirche.*) Es war der offenbarste Irrthum, wenn Bunsen hier unter dem Lutherthum den Lutheranismus verstand, jene unselige, ungeschichtliche, unphilosophische und untheologische Scholastik des lutherischen Bekenntnisses. Die Fassung zeigt ja, daß von einem vor Zeiten geschehenen Umsturz, von der Reformation des Jahres 1517 die Rede ist. Jeder Umsturz des Bestehenden war Goethe von Herzen zuwider, er forderte überall ruhige Entwicklung, und so konnte ihm auch der gewaltsame Umsturz des christlichen Glaubensbekenntnisses nur widerwärtig sein, wie hoch er auch die Wohlthat der Befreiung vom Papstthum schätzte. Auch der staatliche Umsturz der französischen Revolution widerstrebte seinem ganzen Sinnen und Denken. Hatte Erich Schmidt für unsern

*) Die Xenie lautete früher:
Was das Lutherthum war, ist jetzt das Franzthum in diesen
Letzten Tagen, es drängt ruhige Bildung zurück.

Spruch nur das Brandmal „Quintistisch, Epimenideisch“, so hätte er darüber schweigen sollen.

69 f. Die beiden Sprüche von 1827:

> Was in Frankreich vorbei ist, das spielen Deutsche noch immer;
> Denn der stolzeste Mann beugt sich dem Pöbel und kriecht. —
> „Pöbel! wagst du zu sagen! Wo ist der Pöbel?“ Ihr machtet,
> Ging es nach euerm Sinn, gerne die Völker dazu!

schob die Quartausgabe 1837 hier ein, obgleich sie sich auf die deutschen Liberalen bezogen, wie so mancher Spott auch in den zahmen Xenien, da er wähnte, nur Eitelkeit treibe diese, sie schmeichelten dem Volke, um sich einen Namen zu machen. Ein Freisinniger ereifert sich darüber, daß das Volk Pöbel geschmäht wird, worauf der Dichter scharf erwidert, gerade sie möchten das ganze Volk zum Pöbel, einer urtheilslos ihnen folgenden aufgeregten Masse erniedrigen, statt es zu bilden, durch leidenschaftliche Aufregung es zu ihrem willenlosen Werkzeug machen. Ein Wortspiel mit Pöbel und populus, das v. Loeper hier sieht, liegt nicht vor. Freilich ist Pöbel vom französischen aus populus stammenden peuple herübergenommen, aber die Franzosen brauchen peuple auch im guten Sinne, von dem gemeinen Volk populare. Mephistopheles selbst schmeichelt im Faust I, 4023 dem süßen Pöbel. — 71 (63) folgte in den Xenien unter der Ueberschrift Parteigeist auf 68. Lange dauert es, ehe die durch die Parteibildung entstandene Aufregung sich legt, die nothwendige Einigung erfolgt. Der alle wirkliche Förderung hemmende Kampf der Parteien war unserm Dichter höchst widerwärtig. — 72 (64). Der Spruch wurde 1800 gedichtet und in der Handschrift hier angeklebt. Der spottende Dichter läßt jede Partei der andern ihre Berechtigung bestreiten, für

sich allein die Wahrheit in Anspruch nehmen. Versteht sich von selbst, wie auch das bloße versteht sich, im Sinne von „natürlich", hat das Recht dazu.

73—90 (65—84) stehen auf dem zweiten Bogen des Almanachs unmittelbar hintereinander, nur 76. 77 finden sich auf dem dritten Bogen mit Goethes Namen als Lückenbüßer zwischen zwei größern Gedichten. Der Almanach läßt auf die Sprüche Goethes sieben von Schiller folgen; beide Reihen sind mit dem Namen des Dichters bezeichnet. Die von Goethe führen die Ueberschriften: 73. Väterlichster Rath. 74. Der Biedermann. 75. Würde des Kleinen. Der Spruch ist in C ohne Ueberschrift. 76. 77. Das Heilige und Heiligste. 78. Der Würdigste.*) 79. Der Erste. 80. Ultima ratio.**) 81. Wer will die Stelle. 82. Zum ewigen Frieden. 83. Zum ewigen Krieg. 84. Unterschied. 85. Ursache. In C Warum? überschrieben. 86. An den Selbstherrscher. 87. Der Minister.***) 88. Der Hofmann. 89. Der Rathsherr. 90. Der Nachtwächter.†) Ausgelassen nach 85 das

---

*) Ursprünglich 1 „mein Sohn!" 2 „und sieh niemals".

**) Die Antwort lautete hier: „Der immer, Welchen Vortheil er hat, stets sich zum Gleichgewicht neigt." In C begann der Spruch: „Woran erkennst du den Edlen in jedem Stande?" Ueberschrieben war er: Ein drittes. Zwischen 73 und 74 stand noch:

Die Hauptsache.

Jedem Besitzer das Seine! und jedem Regierer den Rechtssinn.
Das ist zu wünschen, doch ihr, beides verschafft ihr uns nicht.

***) Noch in 1 stand der Regierung statt des Staats. Der Pentameter lautete: „Und im despotischen Land ist er der Pfeiler des Staats." In C, wo die Ueberschrift fehlte, stand 1 würdiger statt wackerer.

†) Der Pentameter lautete noch in 1: „Singe, wie mehrere thun, schlafend, wo möglich, dein Lied."

Distichon: An unsere Repräsentanten. Unsere Stimme zum König hat jener Drache mit vielen Schwänzen und einem Kopf, nicht das vielköpfige Thier, worin sich sein immer gesteigerter Widerwille gegen einsprechende Landstände in einem für den Selbstherrscher selbst unziemlichen Bilde aussprach. Auf diese Reihe von Sprüchen bezieht sich Schillers Aeußerung im Briefe an Goethe vom 1. August 1796: „Da nach dem neuen Plane diejenigen politischen Xenien von Ihnen, welche bloße Lehren enthalten und gar niemand treffen, von den satirischen ganz getrennt sind, so habe ich unter jene Ihren Namen gesetzt. Er gehört davor (?), weil sich diese Confessionen an die Epigramme vom vorigen Jahre und selbst an den Meister anschließen und in Form und Inhalt unverkennbar Ihren Stempel tragen." Goethe hatte hier Kants im vorigen Jahre erschienene Schrift „Zum ewigen Frieden. Ein Entwurf" im Sinne. Der königsberger Weise hatte ausgeführt, in jedem Staate solle die bürgerliche Verfassung republikanisch, d. h. die ausübende Gewalt von der gesetzgebenden getrennt und in der letztern das Volk vertreten sein; jede Form des Staates sei republikanisch oder despotisch, die Demokratie nothwendig despotisch. Goethe setzt das Glück des Staates nicht in die äußere Form, sondern in Tüchtigkeit, Rechtlichkeit, Thätigkeit und ernstliches Zusammenwirken aller Bürger in Einsicht, Kraft und guten Willen der Fürsten und Entfernung aller Parteileidenschaft. Herder empfahl im folgenden Jahre in der zehnten Sammlung seiner Briefe zur Beförderung der Humanität, da von Entwürfen zum ewigen Frieden viel gesprochen werde, nach launiger Erwähnung dessen, was die Irokesen dazu vergeblich versucht, als „große Friedensfrau" allgemeine Billigkeit, Menschlichkeit, thätige

Vernunft, deren Gesinnungen seien Abscheu gegen den Krieg, verminderte Achtung gegen den Heldenruhm, Abscheu der falschen Staatskunst, geläuterter Patriotismus, Gefühl der Billigkeit gegen andere Nationen, Verwerfung aller Handelsanmaßungen und Thätigkeit. Die sanfte Verbreitung dieser Grundsätze sei das Oel und die Arzenei der großen Friedensgöttin Vernunft, die freilich ewigen Frieden nicht schließen, aber doch, wenn auch nur in der weitesten Ferne, vorbereiten werde. — 73 (65). Wer frei sein will, muß etwas recht gelernt haben, genügsam sein und nicht nach Antheil an der Herrschaft verlangen. — 74 (66). In jedem Stande ist derjenige der beste, der, wie hervorragend er auch sein mag, sich nicht überhebt, sondern sich nur als einzelnes Glied in seinem Stande betrachtet.*) Die wahre Freiheit kann man sich selbst erwerben, während es unsern Freiheitsmännern, die das Volk beglücken wollen, an Einsicht und der nothwendigen Selbstbeschränkung fehlt, sie zur Herrschaft sich emporschwingen möchten. Der Spruch kleidet sich in den Rath an einen Jüngern, ist herzlich gemeint und mehr väterlich als er dem gefährlichen Drange der Zeit widerstrebt. Die Anrede mein Sohn, wie in den Sprüchen Salomos. — 75 (67). Auch der Kleine ist achtungswerth, wenn er das, was er vermag, recht thut. Der Große kann ja auch nichts mehr thun. Vgl. 45. — 76 (68) f. Heilig ist das Gefühl der Verbindung zu gemeinsamem Wirken, auch bei unbedeutendster Kraft, das Heiligste, das Gefühl reiner Menschheit, das je tiefer es die Welt durchdringt, sie um so inniger verbrüdert. Martin versteht unter dem Heiligen

---

*) Noch in 1 stand 1 „Willst du frei sein, mein Sohn" (C hatte Sohn!) und 2 „und sieh niemals".

die Treue, unter dem Heiligsten — den Glauben. Wie die Binse, die bloß zusammenhält, nicht glänzt, wie die Blumen jenes Kranzes. Das Bild vom Zusammenbinden mit Binsen braucht Goethe auch sonst. Man staunt, wenn v. Loeper „Binsenwahrheit im Sinne von Gemeinplatz“ hierher zieht. Etwa auch das lateinische nodum in scirpo quaerere. Tiefer und tiefer, beliebte Verstärkung für immer tiefer, wie gleich darauf immer einiger macht. Nur, statt daß diese Vertiefung sie trennt. — 78 (70) schließt sich an Epigramm 35 zunächst an. Der wackere Bürger ist, was er auch betreibe, das würdigste Glied des Staates, da dieser ja nur durch wahren Gemeinsinn gedeihen kann. Vgl. 89. — 79 (71). Der Spruch hängt enge mit dem vorigen zusammen. Wahrer Fürst ist der, welcher die Kraft hat, es zu sein, das Volk zu regieren, ihm Glück und Wohlstand zu sichern. Vgl. die venediger Epigramme 16. 51.*) — 80 (72). Wenn Fürst und Volk ihre Pflicht versäumen, entscheidet früher oder später die Gewalt.**) Entweder benützt der Fürst seine Gewalt zur Unterdrückung, oder wenn er es versäumt, macht eine andere Gewalt dem Streite zwischen Fürst und Volk ein Ende, wie es in Frankreich geschehen. Beim Enden des Streites ist nicht an den Sieg des Volkes zu denken, das ihn nicht lange genießt. Zur Ueberschrift bemerkt v. Loeper: „Bildlich:

*) 2. Fürst. Absichtlich fehlt in der Erwiderung das ein von Fürst. Vermochte, mit Beziehung auf die Zeit, wo er Fürst geworden, obgleich die Fähigkeit dazu im Grunde angeboren ist. Die Ueberschrift Der Erste (im Staate) rührt von Schiller her. Goethe schrieb an Herder den 16. Juni 1776: ihm sei es wie dem zweiten im Königreich, so wie dem ersten.

**) Noch in 1 stand Fehlet die Einsicht von oben. Die Aenderung schlug Schlegel vor.

Die Kanonen. Nach Vorgängen der französischen Revolution vom äußern Kriege auf den innern übertragen." Vielmehr ist die Ultimo ratio die Gewalt, deren sich der Fürst hätte bedienen sollen, der aber ein andrer sich bemächtigt. — 81 (73). Nach meiner Erfahrung ist diejenige die beste, welche den Regierenden nur Lasten aufbürdet.*) Diese Lehre hatte ihm Venedig gegeben, wo die Signoria das Volk ausbeutete. Vgl. die venediger Epigramme 14. So wenig ist die republikanische die beste Staatsform. — 82. 83. (74. 75). Wenn jeder dem andern seinen Vortheil gönnte, würde sofort ewiger Friede herrschen; da aber niemand mit dem Seinigen zufrieden ist, so wird es ewig Krieg geben.**) 84. 85 (76. 77). Dem Fürsten muß man geheim die Wahrheit sagen, dem Volke offen; denn der eine wird, wenn man ihn offen tadelt, verstockt, wie die Menge durch Lob; beide werden dadurch verleitet, um so fester auf ihrem Willen zu bestehn, der eine, weil er sich in seiner Würde verletzt fühlt, die andere, weil das Lob sie stolz macht. Auf die innere Beziehung der beiden Sprüche zu einander weisen schon die frühern Ueberschriften Unterschied und Ursache hin. Martin faßt 85 Spruch als „ein zweites". Die Lehre des Dichters werde dadurch bedenklich, daß dem Fürsten die Wahrheit geheim zu sagen nicht jedem verstattet sei und ein öffentlicher Tadel des Volkes auch bei diesem nur in höchst seltenen Fällen ein williges Ohr finde. — 86 (78). Der Wegfall der Ueberschrift ist hier

---

*) Noch in 2 stand gesehen statt gesehn.

**) Noch in 1 stand „Bald, kennt jeder den eigenen Vortheil und gönnet dem andern | Seinen Vortheil." Daß Vortheil zu messen ist und dazu in den unerlaubten Abschnitt fällt, fand Schlegel so anstößig, daß er die jetzige von Goethe genehmigte Fassung vorschlug.

störend. Im Kriege mag der Fürst allein seine Gewalt ungehindert üben, aber wo es einen Vertrag gilt, muß er alles genau erwägen und den erfahrenen Kanzler befragen, daß er sich und dem Rechte des Landes nichts vergebe. — 87 (79). Vortreffliche Bezeichnung der Eigenschaften eines tüchtigen Ministers, wobei dessen Werth im Wunsche hervorgehoben wird, daß ein solcher Minister lange dem Fürsten erhalten bleibe, da lange Bekanntschaft mit den Verhältnissen förderlich sei. Auch hier vermißt man die Ueberschrift, um so mehr, als man verleitet wird, an den im vorigen Distichon angeredeten Selbstherrscher oder gar an den Kanzler zu denken.*) — 88 (80). Vom Hofmanne verlangt der Dichter nur Klarheit und Feinheit, da er der Würde des Hofes nach außen hin in seinen gesellschaftlichen Verhältnissen entsprechen soll; sonstige Eigenschaften können ihn als Menschen zieren, aber als Hofmann bedarf er ihrer nicht. — 89. Beim städtischen Rathsmanne, Rathsherrn, kommt es nur auf Redlichkeit und Treue an, weniger auf ausgezeichnete Klugheit; er bedarf nur gesunden Menschenverstandes. Ganz widersinnig bezieht Martin auch diesen Spruch auf den Minister, der klug, aber nicht der klügste zu sein brauche. Auch der Erklärer sollte wenigstens klug sein. Freilich vermißt man auch hier die leitende Ueberschrift, da „so wie bei Rathe zu Haus" nicht genügt, den Rathsherrn zu bezeichnen. — 90 (82). Scherzend deutet der Dichter an, daß man von den niedrigsten Beamten nichts weiter verlangen könne, als daß sie ihre Pflicht thun, ohne weitere Ansprüche an sie zu erheben, wie denn im Staate so manche eben nur ihre, wie unbedeutend sie auch sei, doch für diesen

*) Noch in 1 stand er sei statt sei er. Man könnte sei der wünschen.

Bestand nothwendige Stelle vertreten.*) Der Nachtwächter steht hier als niedrigster aller Angestellten der Stadt, wie wenn es in der Bühnenbearbeitung des Götz heißt: „Vom Bürgermeister bis zum Nachtwächter grüßt euch die Stadt.“ Ob der Nachtwächter wachend oder schlafend sein Lied singe, darauf kommt es nicht an, nur darf er es nie vergessen. Launig fügt er hinzu, daß mehrere, wie man sage, dies thun sollen. „Wo möglich“, wenn er es irgend kann. Martins Gedanke, daß der Dichter sich dem Nachtwächter vergleiche, der sein Lied schlafend singt, ist des Erklärers würdig. Dennoch schreibt v. Loeper: „In den Dichtern, also auch in unserm Dichter (Martin) findet der Nachtwächter zahlreiche Genossen und dies bestätigt Dingelstedt mit seinem kosmopolitischen Nachtwächter.“ Vielleicht auch Hieronymus Jobs?! Das nennt man erläutern!

91 (83). Mit dem zum Abschlusse des Herbstes gedichteten, an die Jahreszeit erinnernden Spruche entschuldigt der Dichter bescheiden die diesmal gebotenen Sprüche als leichte, welkende Blätter; ein andermal werde der Herbst ihm vielleicht schwellende Früchte bringen.**) Er denkt also noch nicht an sein Ende, wie Martin voraussetzt. Es ist eine höfliche Verbeugung gegen den Leser, dem aus diesen Sprüchen gereifte Lebensweisheit in meist höchst glücklicher Fassung entgegenleuchtet. „Schwellende Früchte“ sind es freilich nicht, nur leichte, doch keine welkenden Blätter, aber dieses welkend beruht nur auf der Vergleichung mit dem blätterstreuenden Herbste. Wie meist, ist Goethe hier=

---

*) Noch in 2 lautete der Pentameter: „Singe, wie mehrere thun, schlafend, wo möglich, dein Lied.“ Wo möglich, launig, wenn du es dazu bringen kannst.

**) Erst in 2 trat der Fluß statt die Welle ein. Vgl. 106 die wallende Flut.

bei gegen sich selbst ungerecht. Seltsam heißt es bei v. Loeper: „Unsere Herbstsprüche bieten vielleicht nicht immer „schwellende Früchte“, aber dann doch unverwelkliche Blätter.“ Erst für die Zukunft stellt er scheidend die Möglichkeit von bessern, frisch lebenden Früchten in Aussicht.

Winter.

Der Dichter nahm hier die dichterische Eisbahn mit wenigen metrisch-prosodischen Veränderungen aus dem Almanach herüber. Die Ueberschrift hatte Schlegel gegeben. Unsere sechzehn Distichen können freilich nicht als ein Bild dieser Jahreszeit gelten, aber sie stellen doch recht glücklich das buntbewegte Treiben der Eisbahn als Sinnbild des Lebens dar und schließen sich in einer reinern Einheit als die übrigen Jahreszeiten zusammen.

92 (86). Eingang. Von Schiller überschrieben. Die Eisbahn des Flusses. Eine anmuthige Andeutung der eben gebildeten Eisbahn an heiterm Tage mit ihrem bewegten Leben. Von einer Vergleichung mit dem Winter des Lebens ist noch keine Rede.*) — 93. Die Veränderung erscheint ihm wie ein Traum; in den über die Fläche sich bewegenden Erscheinungen sieht er Sinnbilder des Lebens. Martin faßt irrig lieblich und ernst, was nur die verschiedene Art der Bilder bezeichnet als Gegensatz zu bedeutend.

94 (87). Vortrefflich wird die starre Eisbahn mit dunkeln, geistig erstarrten Jahrhunderten des Mittelalters verglichen, wo Menschengefühl und Vernunft nur im Verborgenen unter ihm fort-

*) Ursprünglich schrieb Goethe 1 gabst statt streust, 2 welkende, fallende, verändert in leichte, welkende.

wirkten.*) Der Spruch stand ursprünglich an vorletzter Stelle. — 95 (88) f. sind ohne Ueberschrift in 1 eingeschaltet. — 58. Ein kühner Eisläufer bewegt sich auf der Bahn in kreisendem Schwunge. Martin meint, das Leben sei ein Kreislauf, wie die Jahreszeiten, aber diese kehren immer wieder, und hier ist vom Winter die Rede, von dessen regelmäßiger Rückkunft aber hier keine Andeutung sich findet. — 96 (89). Geschäftig bewegen sich alle, laufen hin und her, aber keiner kann über die Bahn hinaus.**) Unser Lebenslauf ist beschränkt. — 97 (90). Der Spruch folgte ursprünglich auf 93.***) Meister, Gesellen und Lehrlinge laufen auf der Eisbahn nebeneinander, wie im Leben Menschen von der verschiedensten Bedeutung und Ausbildung sich zusammenfinden. Schiller nennt den Spruch Die Kämpfer. — 98 (91), von Schiller als Selbständigkeit bezeichnet. Jeder muß hier zeigen, was er zu leisten vermag. Lob kann hier ebenso wenig helfen als Tadel hemmen, die Meisterschaft beweist den Meister. Auch im Leben ist die Meisterschaft nicht durch Lob zu erlangen oder durch Tadel zu unterdrücken.†) — 99 (92). Die geschäftigen Kritiker mögen hier erkennen, daß ihre Kunst ohnmächtig ist. Mit eigenthümlicher Lebhaftigkeit wünscht er,

---

*) 2 schloß noch in 1 „nur tief unten im Grund".

**) Glättere. Den von Klopstock zur Bezeichnung eines hohen Grades beliebten Komparativ hat auch Goethe häufig. Vgl. 100.

***) Noch in 1 begann der Spruch: „Alles gleitet unter einander."

†) In 1 stand „Euch Präconen des Pfuschers, Verkleinerer [Druckfehler für „Verklein'rer"] des Meisters, auch wünscht ich." Goethe nahm in 2 Schlegels Vorschlag an: „Pfuschers, des Meisters Verkleinerer, wünscht' ich." Der zweite Vers lautete „Blaß und im Ohnmachtsgefühl stumm, hier an dem Ufer zu sehen." Handschriftlich hatte Goethe geschrieben „Blaß im Ohnmachtsgefühl stumm". Schlegel, der an dem unverbunden nebeneinander stehenden blaß

die gewöhnlichen Kritiker möchten hier am Ufer stehn und sehn, wie eitel ihr Streben ist, den Pfuscher zum Meister zu erheben, da nur das Talent zur Meisterschaft gelangt, die kein noch so hohes Lob der Mittelmäßigkeit verleihen kann. Goethe und Schiller spotteten über die Unart der herrschenden Kritik dem wirklichen Talent gegenüber die Pfuscher auf den Schild zu erheben. Vgl. 104. — Präconen, öffentliche Ausrufer. Das letztere Wort hatte Klopstock zur Bezeichnung der Beurtheiler eingeführt. Schiller überschrieb das Distichon Kunstrichter. Martin dreht und wendet sich, bis er zur Deutung kommt: „Solche Urtheile sind nicht der Mühe werth, daß man sich auf der Bahn anhalten oder verdrängen ließe.“ — 100 (93). Man darf sich durch die Schwierigkeit nicht schrecken lassen. Uebung macht den Meister. Die Aengstlichkeit eines Anfängers veranlaßt den Spruch, der eher Muth als mit Schiller Bescheidenheit heißen sollte. — 101 (94). Von Schiller Schönheit genannt. Erst muß man im Laufe vollkommen sicher sein, ehe man zierlich zu laufen versuchen darf. Zu jeder Kunst soll man erst das Handwerk erlernen. Wenn Klopstock in der Ode Eislauf dem Schüler räth, nicht zu künsteln, so spricht er nur von unschönen Künsteleien. — 102 (95). Der von Schiller Gefahr überschriebene Spruch stand ursprünglich vor 101. Keiner ist vor dem Falle sicher, aber am gefährlichsten fällt der Meister, eben weil er sich am sichersten fühlt und mit aller Anstrengung in seinem Laufe

---

stumm Anstoß nahm, versuchte: „Im ohnmächt'gen Gefühl“ oder „Im ohnmächtigen Muth“. Goethe schrieb treffend „Mit ohnmächtiger Wuth“, wenr auch das lange mit hart ist. Der Bericht des weimarischen Herausgebers, Schlegel habe stehn statt sehn vorgeschlagen, wo dann euch Dativ sein müßte, scheint, wenn nicht auf Verschreibung, auf Druckfehler zu beruhen.

sich so lange wie möglich hält, so daß er mit voller Kraft stürzt, während der Schüler leicht seiner Kraft mißtraut und sich eher fallen läßt. Wenn der auf der Kunsthöhe stehende Meister irrt, so ist es schlimm, da er sich kaum wieder zurecht finden wird. Martin wagt gegen die deutlichen Worte des Dichters zu behaupten, es lasse sich eigentlich nicht sagen, für wen der Sturz mehr Gefahr bringe. „Im wesentlichen weniger dem Schüler, weil von ihm noch wenig abhängt (?); wo der Meister fällt, da bedarf es schon großer Meisterschaft, sich selbst zu halten und alle, welche mit ihm das Gleichgewicht verloren haben, zu stützen." — 103 (96). Bei Schiller das Publikum genannt. Gemeine Schadenfreude verräth die Menge, wenn ein Meister zu Falle kommt.*) — 104 (97).**) Der wahre Läufer eilt fröhlich über die Fläche dahin, ertheilt gern dem sich erst bildenden Schüler Rath, freut sich des Meisters und genießt so in jeder Weise des Glückes der Eisbahn durch eigenen Genuß, Förderung anderer und Freude an der Meisterschaft. Ein herrliches Beispiel für den Lebenslauf. Auffällig scheint Schillers Ueberschrift Dem Dilettanten. Veranlaßt ist der Spruch durch einen, der am Eislauf freudigen und freundlichen Antheil nimmt. Martin geht hier wieder völlig in die Irre, wenn er an den Greis denkt, der allein dem Schüler Rath ertheilen könne.

---

*) Noch in 1 begann der Spruch: „Fällt auf dem Eise der rüstigste Läufer" und er schloß „sich über Feldherrn erhebt". Die Feldherrn waren eigentlich vorzuziehen, auch erheben statt heben, aber die Prosodie und die Nothwendigkeit der Besiegung zu gedenken, führten zur Aenderung. In der frühern Fassung führt Frau von Schiller den Vers an im Briefe an Knebel vom 14. Februar 1816. Bei Bier und Tabak in der Tabagie.

**) Goethe scheint das und so beanstandet zu haben, aber Schlegel meinte, es könne recht gut stehen.

105—107 (97—99). Die abschließenden, auf das Verschwinden der Eisbahn sich beziehenden Distichen haben keine sinnbildliche Bedeutung. Die beiden ersten hat Goethe beim Drucke der Eisbahn hinzugefügt, das dritte eigenhändig. — 105. Treffende Schilderung des schwächer werdenden Eises. Das Wasser unter dem Eise hat schon wieder mehr Einfluß erhalten, die Luft an der Oberfläche und die Sonne schmelzen das Eis. Ihre Gewalt ist sanfter als die des mächtiger gewordenen Wassers.**) Der Blick der Sonne, wie im Faust (403), des Frühlings holder, belebender Blick. Strom und Bäche vom Eise befreit. Ergötzlich ist auch hier wieder Martin im Mißverstehen. „Das Eis löst sich. Das Leben schmilzt hin. Aber vor dem sanftern Blick der Sonne von oben! Da denken wir nur Ihn, der da hat das Wasser des ewigen Lebens." „Das strömende Wasser" hat er darüber eben ganz vergessen. — 103. Nun sind die Eisläufer weg, und die von neuem wallende Flut (vgl. oben 92) gehört wieder dem Geschlecht an, das früher hier gewaltet, den Schiffern und Fischern. Martin denkt hierbei natürlich an unsere Nachkommen; auch diese werden „schon wieder dem Eise anheimfallen und gleich uns vergehen und fortbestehen". — 107 (99). Mit diesem Distichon schloß die Eisbahn schon ursprünglich ab. Eine einzelne große Eisscholle veranlaßt den Dichter zur Mahnung, auch sie möge nun zum Meere herabschwimmen, wo sie freilich nur als

---

*) Die Kommata nach verzehret, vor und nach oben hat die Ausgabe letzter Hand weggelassen. Oben tritt kühn zwischen Blick und den dazu gehörenden Genitiv. Mehrfach hat sich Goethe derselben Freiheit bedient. Vgl. zu Elegien II, 1, 142.

Tropfen ankommen werde.*) So löst also auch der letzte Rest des Eises sich beim Herabschwimmen auf. Martin sieht darin die Hoffnung, daß, „wenn wir nur ein Tröpflein Wahrheit mehr zu spenden gerne uns beflissen haben, das unerschöpfliche Meer Seiner Gnaden uns aufnehmen werde". Was sollen solche pietistische Parodien, die vom Dichter ab, nicht in sein Verständniß einführen! Doch auch v. Loeper freute sich des martinschen „Tröpfleins Wahrheit"! Daß das Schlußdistichon des Winters dem beginnenden (92) entspreche, scheint beiden entgangen zu sein.

*) Noch in C lautet der Anfang des Die Individualität überschriebenen Spruches: „Schwimme nur hin, du Scholle des Eises!" In 1 stand treffend, „du mächtige Scholle". Goethe wollte ändern: „Mächtige Scholle, schwimme nur hin!" Schlegel, der bemerkte, dann theile sich die erste Hälfte des Verses nicht gut, schlug die Umstellung vor: „Schwimme, du mächtige Scholle, nur hin!" die Goethe unbedenklich annahm.

Sonette.

Liebe will ich liebend loben;
Jede Form, sie kommt von oben.

Der für unsere Sonette von 1807 gedichtete Reimspruch soll besagen: von wahrer Liebe beseelt, wolle er auch in dieser künstlichen Reimform die Gefühle der Liebenden aussprechen; sei ja jede Kunstform göttlicher Natur, auch die von einer dichterisch angewehten Seele erfundene. Keineswegs will er andeuten, daß ihn eine wirkliche Liebesleidenschaft ergriffen habe, die den folgenden Sonetten zu Grunde liege. Er wußte sehr wohl, daß die dreifachen Reime der südlichen Klangformen dem deutschen Dichter einen beengenden Zwang auflegen, weshalb er jungen Dichtern von ihrer häufigen Anwendung abzurathen pflegte. Wenn er des Zwanges dieser Form hier nicht ausdrücklich gedenkt, so deutet doch *jede Form* den Gegensatz gegen andere einfachere an. Schon vor der Reise nach Italien hatte sich Goethe in der Stanze versucht; erst später wagte er auch Terzinen. — *Loben, preisen*, von dichterischer Darstellung, wie *singen*.

Es ist nicht zu verwundern, daß unsere Sonette, seit man wußte, zwei von ihnen seien durch Wilhelmine Herzlieb veranlaßt, meist auf diese bezogen wurden. So sah schon der feinsinnige Adolf Schöll darin „weitere Momente und Austausche dieser Liebe vom ersten Erkennen, welches wahrscheinlich im ersten Frühjahr (1807) zu denken ist (?!), bis zu Trennung und Abschied, zum zarten Verkehr in der Ferne, Spielen der Dichtung mit dem Gefühl und Unterwerfung des Gefühls unter die Kunst", dann im Spätjahr „diese erwiderte Neigung mit Leidenschaft ergriffen und in den Aether der idealen Poesie erhoben". August Hesse hat sodann einen goldnen Phantasieschleier über Goethes Minchen geworfen, und aus den Sonetten alles, was er in die Ueberlieferung hineingeträumt, so deutlich herausklingen gehört, daß hier ein Mißverständniß unmöglich sei. Richtig erkennt er, daß diese Sonette eigentlich nur Uebungen in dieser Reimform gewesen, die ihm durch Z. Werners Sonette anziehend geworden war, aber dadurch sei er mit der Herzlieb in einen nähern Kontakt gebracht worden, wo denn die zurückgedämpften Flammen in um so mächtigerer und ergreifenderer Lohe aufgeschlagen. Der Untersuchung, in welcher Folge die Sonette entstanden, entzieht er sich, wie auch Paul Gäderz, der sich freilich um die Bereicherung der thatsächlichen Ueberlieferung

verdient gemacht, aber keineswegs erwiesen hat, „ein schmerzliches Gefühl der Resignation und Entsagung“ habe Minchens Leben getrübt. Gerade daß diese die Muse der damaligen Sonettdichtung, der geistige Mittelpunkt, das belebende Element der beiden miteinander wetteifernden Poeten gewesen, sollen die beiden letzten Gedichte und Werners Charadensonett zeigen. Zurückhaltender äußerte sich v. Loeper, aber auch nach ihm noch preisen die Sonette nur die Herzlieb, wenn auch „die konkrete Unterlage schmäler als sonst bei Goethe sei, aber sie seien aus seinem von der Liebe ergriffenen Gemüth geflossen, das sich an der innern Bewegung genügen lasse, nie aus dieser heraustrete“. Sehr kühl betrachtet K. R. Meyer die Sonette; sie sind ihm nur „anmuthige Gesellschaftsspiele“; in der Kunst der Form und in der Galanterie erreiche Goethe Petrarca, aber sonst habe er herzlichere Worte und deutlichere Bilder. In unglücklicher Vision hat der Philosoph Kuno Fischer, der auch sonst seine Kunst an Goethe geübt, tapfer die siebzehn Sonette als einheitlichen Kranz für die Herzlieb mit einer Guirlande ausgelegt und alles, was wir nach unzweifelhaften Zeugnissen von der zufälligen Entstehung dieser Gedichte aus dem Wettstreite Goethes in der Sonettdichtung mit dem glühen Werner wissen, ohne weiteres abgelehnt. Von den zahlreichen sichern Datirungen der Sonette läßt er nur zwei gelten. Warum sollen diese und viele andere durch Tagebücher und Briefe feststehende Thatsachen nicht wahr sein? Damit Fischers Einbildungen nicht Luft und Licht genommen werde. Ohne weiteres nimmt er an, die jetzige Folge der Sonette sei die ursprüngliche. Hätte er Lust und Zeit gehabt, der Sache nachzugehen, so würden sich ihm sichtliche Spuren einer frühern Ordnung ergeben haben.

Erhalten sind uns von Goethes Hand noch vier Quartblätter, von denen zwei nach seiner Weise oben rechts die Seiten, zwei oben links die Gedichte zählen; sie scheinen beide zu derselben Sammlung gehört zu haben, wahrscheinlich derjenigen, die den Dichter 1808 nach Karlsbad begleitete, was dem Herausgeber entging. Das erste steht hier als drittes bezeichnet, das siebente als fünftes. Der merkwürdige Umstand, daß die Blätter der beiden letzten keine Sonettzahlen aufzeigen, deutet darauf, daß diese von der Sammlung ausgeschlossen waren. Die beiden, die ursprüngliche Sammlung beginnenden Sonette lassen sich nicht mit Sicherheit bestimmen. Man könnte an Sonett 11 und 13 denken. Die älteste Sammlung, die Goethe im Juni 1808 an Zelter sandte, bestand nach der Abschrift aus sechs Sonetten in der Folge 1, 2, 5, 3, 6, 7; es fehlten wohl das wahrscheinlich älteste (das vierte) und alle vom siebenten an: aber Fischer stützt sich auf die Folge des ersten Druckes, die aus dem Jahre 1814 oder 1815 stammt, wo die Redaktion des zweiten Bandes der Gedichte Goethe beschäftigte, den die Sonette begannen.

Aber nicht bloß diese Anordnung der Sonette hat Fischer übersehen, die freilich erst aus genauer Betrachtung der handschriftlichen Ueberlieferung sich ergibt, sondern selbst Goethes jetzt gedruckte Tagebücher aus den betreffenden Jahren hat er nicht benutzt, von denen er doch nähere Angaben erwarten mußte. Wer über Goethes Dichtungen andere belehren will, muß dessen eigene, besonders die gleichzeitigen Aeußerungen vor allen beachten und sich um ihre möglichst vollständige Kenntniß bemühen. Diese Pflicht hat Fischer so wenig erfüllt, daß er nicht einmal nachsah, ob die Tagebücher von 1807, die schon

früher gedruckt sind, nichts neues darüber bringen. Dies, verbunden mit den schon früher bekannten und erörterten Angaben, die Fischer gleichfalls zu wenig beachtet hat, gewährt uns ein ziemlich deutliches Bild von der Art, wie die Sonette nach und nach entstanden sind. Selbst im Tagebuch von 1808 findet sich eine bedeutsame Aeußerung vor. Auf der Reise nach Karlsbad unterhielt sich der Dichter mit Riemer über den Unterschied der männlichen und der weiblichen Liebe, von denen jene begeisternd (ἐνθουσιάζων), diese meist gefällig (officiosus) sei, was er mit Beispielen erläuterte; darauf trug er seine Sonette vom vorigen Dezember vor und gab ihre Intentionen an, über welche demnach Riemer, der auch während ihrer Dichtung ihm nahe zur Seite gestanden, genau unterrichtet war, so daß dessen Mittheilungen von ganz besonderm Werth sind. Auch hat Fischer zu ganz auffallenden Auslegungen seine Zuflucht nehmen müssen, um eine äußerst fadenscheinige Einheit zu finden. Die Sonette sollen im sechzigjährigen Dichter Liebesgefühle erweckt haben, wie sie in der Sesenheimer Zeit und ihren Erinnerungen mächtig gewesen, mit keinen frühern und keinen spätern vergleichbar. Das widerspricht allem, was wir von dieser sehr kurzen leidenschaftlichen Aufregung wissen, und nicht weniger der aus den Sonetten selbst wehenden Gemüthsstimmung und der Lage, in welcher der Dichter bei ihrer Dichtung sich fand, wo ihn Werners Sonette zu einem Wettstreite in dieser Reimform reizten, deren Wesen ihn dann so lebhaft anzog, daß er sich nach seiner Weise schöpferisch darin versuchte. Im Namen der Wissenschaft erhebe ich Einspruch gegen Fischers Entstellung der Goetheforschung durch Wahngebilde eines ihrer begabtesten Bekenner. Und zu welchem seltsamen Aufbau

gelangt Fischer bei seiner einheitlichen Auffassung! Er unterscheidet drei Gruppen von je fünf Sonetten. Die erste „enthülle nur die Motive mächtigen Ueberraschens, freundlichen Begegnens, der Entstehung der Sonette, der ersten Verstimmung, der kulminirenden Leidenschaft". In der zweiten Gruppe (6—10) „treibt ein unabänderliches Schicksal den Liebenden in die Ferne"; „auf dem Meer leuchten und glänzen ihm seine Erinnerungen an die Geliebte in ihrer vollen Helligkeit"; dreimal schreibt das Mädchen an den noch jenseits des Meeres weilenden stummen Liebhaber, im letzten Briefe hofft es auf Antwort. Die dritte bezieht sich, mit Ausnahme von einem Sonette, einer Weihnachtssendung an die Geliebte (12), auf die Sonettform. Die Angabe, die drei letzten seien der Vertheidigung und dem Preise der Sonette geweiht, ist nicht einmal wahr; 13 ist eine launige Klage, daß seine Worte ohne Erwiderung geblieben. Etwas Uneinheitlicheres als diese herausgetiftelte Einheit läßt sich kaum denken. Am allerwenigsten ist es Liebesgeschichte. Fischer bemerkt: „Erlebt ist die Liebe, nicht die Geschichte als Scenerie genommen, der lyrische Bestandtheil nicht der epische." Aber seltsam ist eine Geschichte, die keine Geschichte ist, in welcher das als geschehen Angenommene sich widerspricht, im fünften Sonett der Liebende nicht wagt, die Augen zum Mädchen zu erheben, während im vierten dieses sich über ihn beklagt, daß er kein Liebeszeichen ihm gebe, und es seine Marmorbüste so lange küssen will, bis er aus Eifersucht sie selbst wieder liebkose. Die auf die fünfzehn Sonette folgenden beiden letzten, sich persönlich auf Minchen beziehenden faßt Fischer als Guirlande zum Kranze. Das Sonett Epoche sei den Abend des 29. November 1807 auf sie als Pandora gedichtet: aber diese Angabe beruht auf der ärgsten Verwechslung

der Thatsachen. Pandora war schon am 20. November begonnen worden, weiter in den Morgenstunden daran fortgedichtet, auch vom 27. bis zum 2. Dezember. Am Mittag des 29. hatte Minchens Schönheit so mächtig Goethe ergriffen, daß er jedenfalls nach der am 2. Dezember gemachten Bekanntschaft Werners aufgeregt war. Das Charadensonett soll nach Fischer den Namen der Geliebten angeben, ja er versteigt sich zur Behauptung, „die beiden letzten Sonette schlössen sich mit den ersten zusammen“. Im See des hingelagerten Alpenstromes, womit ihn das erste verglichen, sollen nicht bloß, wie es dort heiße, Gestirne sich spiegeln, sondern „auch ein Frauenbild ist in ihm himmelschön zu schauen“. Auf die Fragen in jenen beiden ersten Sonetten: „Wann empfängt er dieses Bild und von wem?“ antworten hier die beiden letzten. Das ist uns zu viel! Das ist eine Mystik, in der ich die verdiente Strafe für das Vergehen finde, ohne hinlängliche Kenntniß der Verhältnisse, aus denen heraus Goethe gedichtet, und ohne sorgfältige Erwägung des Wortlautes so schwierige Dichtungen erfassen zu wollen und Erklärer, die mit Geist und Einsicht sich um das wahre Verständniß bemühen, als absurd abzufertigen. Es hält mir schwer, solche Worte gegen einen Mann von Fischers Bedeutung äußern zu müssen, aber die Wissenschaft, der ich mein Leben als redlicher Mann, von den Besten anerkannt gewidmet, und meine Ehre zwingen mich, dieser Verwirrung, die uns von Fischers Verehrern und solchen Journalisten, die mit fremder Ehre und der thatsächlichen Wahrheit ein leichtfertiges Spiel treiben, als die wahre Erklärungskunst gepriesen wird, offen entgegenzutreten.

Als Werner nach Jena kam, wollte Goethe einen Ab-

schnitt seiner=lyrisch allegorischen Dichtung Pandora beendigen, die ihn lange lebhaft beschäftigt hatte, schon in Weimar vollständig bis ins einzelnste entworfen war. Auch die tiefe Bewegung, welche am Mittag des 29. November sein Herz erregt hatte, konnte ihn hierin nicht stören. Sein Tagebuch erwähnt der Fortdichtung fast an allen Tagen vom 19. November bis zum 16. Dezember. Seit Werners Ankunft am 2. Dezember gewannen dessen hinreißendes Wesen und der geistvolle Vortrag, besonders seiner Sonette großen Einfluß auf Goethe, der ihn zum Sonettenmachen reizte. Am Abend liest dieser bei Freund Knebel kleine Gedichte und Sonette. In den nächsten Tagen dichtet Goethe an Pandora, sieht auch seinen epischen Band für die neue Ausgabe durch, plant Romane und Novellen, besonders reizen ihn die Sonette an. Bei Frommann und Schlegel wird viel gelesen, besonders die schönen Sonette Wilhelm Schlegels auf seine Stieftochter. Das Tagebuch berichtet am 10.: „Sonette. Kam Werner. 11. Verschiedenes durchgedacht. — Das Sonettenwesen. — Abends. — Sonette von Gries und Klinger (jungen Hausfreunden, die von Paris ihre Sonette geschickt hatten.)"

Am 13. beginnt das Tagebuch: „Mit kleinen poetischen Dingen und sonstigen Betrachtungen beschäftigt." Goethes fünftes Sonett trägt das Datum „Jena, den 13. Dezember 1807, Mitternacht", wonach es bei der Rückkunft vom Balle geschrieben wurde, den Goethe, wie wir wissen, an diesem Sonntage besuchte. Mittags war er mit Werner, Frommann und Major v. Hendrich bei Knebel gewesen. Am 14. trug Werner bei Frommann unter andern sein Sonett auf den Heidelberger Pfalzgrafen vor. Goethe verzeichnet am 15. von sich: „Einiges

Sonettische". An demselben Tage dichtete Werner „zwei Sonette". Goethe trägt am 16. ein: „Um 5 Uhr zu Knebel. Sonette vorgelesen. Um 8 Uhr zu Frommanns. Werner hatte vorgelesen. Nachher allein Werners Charadensonett auf Minchen Herzlieb", das Goethe zu dem seinigen trieb. An diesem Morgen hatte er Zelter geschrieben, er sei ins Sonettenmachen hineingekommen, wovon er gelegentlich ein Dutzend sende. Höchst wahrscheinlich begleitete das Sonett Christgeschenk (12) eine für Minchen bestimmte Sendung von Zuckerwaaren; es fällt deshalb wohl auf den 24. Von den siebzehn Sonetten stände hiernach nur die Entstehungszeit weniger fest. Nach Riemer ging wenigstens ein Dutzend in Jena durch seine Hände. Am 2. und 6. März ließ Goethe von denselben eine Anzahl seiner Sonette für die wiener Zeitschrift Prometheus abschreiben, doch kam er von der Absicht, die meisten dort zu veröffentlichen, bald zurück. Frau Frommann hatte dem Dichter zu Weihnachten eine recht hübsche Brieftasche versprochen, überraschte ihn aber durch eine sehr schöne. „Dank! den besten Dank!" erwiderte er am 18., „daß Sie mich auf ewig vor der Versuchung gerettet haben, meine liebsten Papierschätze, wie Beireis (in Helmstedt), seinen Diamanten, wie Werner seine Sonette, auf eine wunderliche Weise zu verwahren und zu produziren. Eben diese Sonette (die er im Wettstreit mit Werner gemacht), voll feuriger, himmlischer Liebe, sind nun an der einen Seite des Portefeuilles eingeschoben, die sich auf diesen Gehalt schon sehr viel einzubilden scheint. Jetzt bleibt uns nichts übrig, als an der andern Seite durch ein zwar irdisches und gegenwärtiges, aber doch auch warmes und treues Wohlmeinen und Lieben (Briefe der Freundinnen und

Freunde) eine Art von Gleichgewicht hervorzubringen. In der Mitte mag dann Fremdes Platz finden, heiter, gefühlvoll — wie's zutrifft (sonstige Gedichte). Sehr angenehm ist mir dieses Zusammensammeln und Anreihen, in der Hoffnung, bald etwas davon mittheilen zu können. (Es schwebt hier offenbar die Absicht vor, mit der Sonettendichtung fortzufahren.) Da es aber sehr ungewiß ist, wann ich wieder zu dem Glück gelange, so mache ich einen Versuch, dasjenige, was Sie an mir durch Nadelstiche gethan haben, durch Lettern und Silben zu erwidern. Nehmen Sie die alten Bekannten freundlich auf; ich hoffe das übrige bald nachsenden zu können." Er schickte ihr also einen Theil der in Jena vorgelesenen Sonette, von seiner eigenen Hand geschrieben, was entschieden beweist, daß die Sonette kein Ausfluß leidenschaftlicher Neigung zu ihrer Pflegetochter sein konnten. Das „voll feuriger, himmlischer Liebe" ist eben launig mit Bezug auf die Sonette Werners, der sich selbst „Liebesgeselle" nannte. Schon als Goethe am 16. Januar 1808 auf zwei Tage mit seiner Frau nach Jena kam, scheint die Sonettenzeit für ihn vorüber gewesen zu sein. Freilich könnte er die übrigen Sonette von seiner Hand geschrieben Frau Frommann mitgebracht haben, aber in ihrem Kreise las er diesmal keine Sonette, sondern Anekdoten aus Hackerts Leben. Auch darin, daß er noch anfangs März sie von Riemer abschreiben ließ, um sie den Herausgebern des wiener Prometheus zu überlassen, dürfte ein Beweis liegen, daß sie nicht durch leidenschaftliche Liebe hervorgerufen worden; weshalb er später seinen Entschluß geändert, wissen wir nicht; vielleicht wünschte er, etwas Ungedrucktes zurückzuhalten, um es befreundeten Kreisen, besonders den Damen, vorzulesen. Unter den „sehr artigen Kleinig-

keiten“, die der Dichter in diesem Sommer zu Karlsbad dem ziegesarschen Kreise und Pauline Gotter aus der Handschrift vortrug, befanden sich ohne Zweifel auch die Sonette. Schon als Zelter Goethe seinen heiligen Eifer über das letzte philisterhafte Sonett verrathen, das Voß verbrochen hatte, sandte dieser ihm (am 22. Juni) mehrere Gedichte dieser Art zu, denen er eine desto bessere Aufnahme bei ihm wünschte. Im Album von Zelters Gattin finden sich sechs Sonette (1—3. 5—7); diese waren es wohl, die er damals erhielt. Bettine besaß das erste und das letzte. Wenn sie das siebente und erste einem Briefe vom 7. August 1807 vorsetzt, so ist dies ein arger Betrug, da diese Gedichte damals noch gar nicht gedichtet waren, und sie das eine erst später erhalten haben wird. Als Betrug müssen wir diese Fälschung Bettinens bezeichnen, trotz der Vertheidigung ihres Schwiegersohns, des feinsinnigen Hermann Grimm in den Preußischen Jahrbüchern (November 1872). Ich verweise auf meine Ausführung im Magazin für die Literatur des Auslandes 1873 S. 80 f. (Abhandlungen zu Goethes Leben und Werken I, 262—267). Wenn Bettine im Briefe vom 4. Mai 1808 Goethe sagen läßt, er habe gestern ein kleines Blättchen für sie seiner Mutter geschickt und als das „im Briefe an Goethes Mutter eingelegte“ Sonett das jetzt Wachsthum überschriebene folgen läßt, so haben wir es auch hier einfach mit einer Täuschung zu thun. Bettine selbst wagt nicht zu sagen, daß das Sonett sich auf sie beziehe, möchte nur den Schein erregen, eine Aeußerung ihrer Briefe sei hier vom Dichter frei umgestaltet. Andere Sonette hat sie in Prosa aufgelöst, und diese ihre ursprüngliche Sonettenform auch noch in der Auflösung verrathenden Stellen ihren Briefen einverleibt. Schon Riemer

hat diesen Unfug gestraft, den ich zu Bettinens Lebzeiten mehrfach im einzelnen nachgewiesen habe. Viehoff meinte, Goethe habe in diesen Sonetten Bettinens schwärmerische Liebe zu ihm und seine eigene aufkeimende Liebe zur Herzlieb verwoben, ja er leugnet das von Riemer bemerkte Trugspiel in Bettinens Briefen. Freilich Bettine hatte sich später so sehr in ihre Erdichtungen eingesponnen, daß sie dieselben für reine Wahrheit hielt und sich verleumdet glaubte. Wenn Kuno Fischer Bettinens Briefe aus dem Gefühl „schlechthöriger Anhängigkeit an Goethe“ hervorgegangen glaubt, Goethe sei ihre Religion gewesen, so war sie denn doch, als sie den Trug ausführte, ihrer Unwahrhaftigkeit bewußt. Ueber ihren großartigen durch Widersprüche in der Zeit erwiesenen Trug verweise ich auf meine Frauenbilder S. 558 ff. und meinen Aufsatz Bettina und Varnhagen im bremer Sonntagsblatt vom 9. Juli 1865. Abhandlungen I, 306—319. Von unsern Sonetten brachte die dritte Ausgabe (1815) der Werke die fünfzehn ersten, nicht die beiden auf ihre Person bezüglichen Gedichte. Als Goethe im Jahre 1817 Wilhelmine Herzlieb, wie er sie noch damals nannte, die beiden Bände seiner Gedichte schenkte, äußerte er in den eingeschriebenen Widmungsversen, wenn sie hier Bekannte finde, so habe sie sich vielleicht erkannt. Bei der Herausgabe dieser Widmungsverse „Zum Geburtstage mit meinen kleinen Gedichten“ fügte er zur Erläuterung hinzu, „wo Sie sich auf manchem Blatt wie im Spiegel wieder finden konnte“, was unmöglich auf persönliche Beziehung, sondern nur auf die in ihr so wundervoll hervortretende anmuthige Weiblichkeit geht, deren Preis manche seiner Liebeslieder enthalten. Erst in die Ausgabe letzter Hand nahm er die beiden persönlich auf sie gehenden

Sonette auf. Riemer spricht von zwanzig im Winter 1807 auf 1808 vollendeten Gedichten. In der Quartausgabe gibt er nur bei 4 und von 12 den bestimmten Tag des Jahres 1807, bei 16 und 17 dieses Jahr, bei den übrigen 1807—1808 als Entstehungszeit an. Später hat sich Goethe der Sonettform nur dreimal, und zwar in Weihegedichten, 1810 in dem karlsbader Gedichte Der Kaiserin Becher, 1812 in dem Danke für ein Prachtexemplar der Werke des Abbate Bondi, und 1813 zu einer der Großfürstin von H. Meyer geschenkten mit Zeichnungen geschmückten Brieftasche.

Unter unsern siebzehn Sonetten finden wir vier, in welchen das liebende Mädchen seine Gefühle ausspricht (4. 8—10), von denen das erste von allen Sonetten am frühesten entstanden ist, die zwei letzten, in welchen die Geliebte schreibt, zusammengehören, und vielleicht unmittelbar nach dem ersten gedichtet sind. Das dreizehnte enthält die launige Klage des Liebenden, daß ihm alle seine Sonette noch keine Antwort eingetragen. Auch in allen übrigen Sonetten spricht der liebende Dichter, der sechsmal seinem Herzensgefühle tief empfundenen, zweimal launigen Ausdruck gibt (1—3. 6. 7. 13), in dreien die Sonettform selbst zum Gegenstande der Dichtung macht (11. 14. 15). Eine wirkliche persönliche Beziehung können wir nur in drei Sonetten (12. 16. 17) erkennen; denn in 5 trifft nur der Zug zu, daß der Liebende schon dem Kinde geneigt gewesen, während der Dichter in den übrigen die Liebessituation ersonnen hat, wie es am deutlichsten da vorliegt, wo er die Geliebte redend einführt. In Weimar sind wohl 11—15 entstanden; von 12 scheint es unzweifelhaft.

Erstes Sonett. Die Ueberschrift spricht den Kern des

Sonettes aus, die plötzliche Ueberraschung von der Liebe. Ungestüm stürzt sich der Mann ins Leben, die von seinem Drange ihm angewiesene Bahn zu verfolgen; da erfaßt ihn plötzlich die Liebe, welche ihn in sich selbst zurückführt und ihn die reinsten und innigsten Gefühle genießen läßt. Wie der sich mächtig ergießende Strom (vgl. vermischte Ged. 7) den zu äußerer Wirksamkeit fortgetriebenen Mann bezeichnet, so der still in sich ruhende, den Fels leis umspielende, die Gestirne wiederspiegelnde See die liebebeglückte Seele.*) Oreas steht gleich einem Eigennamen ohne Artikel. Der hoch in die Wolken ragende (umwölkte, wie aus der Wolke vermischte Ged. 7. 9) Felsgipfel, dem der Strom entquillt, wird als prächtiger Sal des Flußgottes gedacht, der Sturz der Felsmassen als sehnsüchtiger Sprung der von mächtigem Drange getriebenen Bergnymphe dargestellt, welche diese mit sich reißt, deren Sturz eine sturmartige Lufterschütterung erregt. Das Sprühen bezeichnet das gewaltsame, aber vergebliche Entgegenstemmen bei der plötzlichen Hemmung, das Zurückstaunen das staunende Zurückschauen (vgl. zu Lied 62 Note) auf die Ursache derselben. 11. Vater, vom Ocean. Vgl. vermischte Ged. 7, 36. 12. Schwankt, im Gegensatz zum Anschwellen vom allmählichen Niederstürzen. Die letzten drei Verse bilden einen schönen Gegensatz zu 3 f. Die Gestirne haben bisher nur den frei herab-

*) Erhalten ist das Sonett in drei Handschriften, in der zuerst zur Sammlung verwandten, mit 3 bezeichneten, in der Abschrift im Album der Frau Zelter (2), und in der von Goethe Bettinen gesandten (1). — 3. Doch stürzt sich Oreas. — Male. — 5. Die beiden Gedankenstriche fehlen vor dem ersten Druck. — 6 folgen. — 7. Handschriftlich zuerst Sieh in die Flut, dann Herab zur Flut. Sieh Oreas. — Nach 10. 12. Komma statt Semikolon.

stürzenden Strom geschaut. — Unbegreiflich ist mir, wie Viehoff Bettinens Betrug nicht durchschaute, sondern trotz der unleugbaren Thatsache, daß die Sonette erst im Dezember gedichtet sind, Goethe schon im August sein Sonett aus dem tollen, offenbar nach unserm Gedichte gebildeten Springen Bettinens über den von brausendem Wasser überströmten Fels bis zur Tiefe herab bilden läßt. Freilich meint er, von der falschen Datirung lasse sich absehn; aber darin verräth sich ja eben hier, wie bei mehrern andern Sonetten, der Trug. Würdig dieses Aberglaubens an Bettinen ist die Auslegung, dem „unaufhaltsam thalwärts wandelnden Strom" gleiche der Dichter, der sich bereits mit starkem Schritte dem Alter nähere, und die sich spiegelnden Gestirne bezeichneten die wieder erwachenden tiefen Jugendgefühle.

Zweites Sonett. Der Liebe Sonnenstrahl verscheucht den trübsten Unmuth, erweckt heiterste Lebenswonne.*) Tief in den Mantel gehüllt, wandert der Dichter am kalten Wintertage über den schroffen Felsweg ins Thal herab; seine Unruhe hat ihn zum Entschlusse getrieben, von dem Ort zu fliehen, wo er sich ganz unglücklich fühlt. Da erfüllt ihn die Begegnung eines schönen Mädchens mit neuem Leben und vollster Befriedigung; zwar wendet er sich und wickelt sich noch fester in seinen Mantel, als wollte er, der Welt trotzend, sich ganz auf sich zurückziehen, aber sie hat es ihm angethan, er muß ihr folgen, und als er sie in allem Reize vor sich stehn sieht, kann er sich nicht mehr halten, den Mantel wirft er weg und stürzt ihr in die Arme. Der Schluß bildet den Gegensatz zum Anfang, dann aber noch

*) 4 ist Unruhigen in der Abschrift der Frau Zelter statt Unruh'gen Schreibfehler. 8 trennt die Satzzeichnung zu stark.

entschiedener zu V. 11 f. Der Dichter zeigt sich in diesem, wohl einem der ältesten Sonette, von der viele Reime fordernden Form hier etwas beengt. Gezwungen ist 4 gewillet, 7 f. der Ausdruck etwas prosaisch und unklar, 13 sie stand nicht recht klar*); jedenfalls soll es nicht sagen, sie sei auf einmal stehn geblieben, auch nicht, wie Viehoff erklärt, sie harre seiner freundlich, daß sie erwartend stehn blieb, wie Laura, Beatrice, Erminia und Sophronia (Tasso II, 1, 250 f.). Derselbe behauptet auch, unser Sonett entspreche dem ersten in der ganzen Anlage bis in die Einzelheiten, ja es verhalte sich zu diesem fast wie die Erklärung zum Bilde. Zu verwundern ist dies freilich nicht, wenn man vorher gelesen hat, daß der schroffe, graue Felsenweg auf die spätern Lebensjahre, die winterhaften Auen auf das Alter gehen, und danach etwas überbescheiden bei der nahen Flucht gefragt wird: „Wohin? etwa aus dem Leben?" Man wünschte diesem Sonette eine bezeichnendere Ueberschrift, etwa Bekehrung. Nach v. Loeper soll hier eine wirkliche Begegung bei Jena im November oder Dezember 1807 zu Grunde liegen. Das wäre gerade nicht in Goethes Art. Viel schlimmer hat sich Fischer hier vergangen. Das Sonett soll nicht eine zweite Darstellung des plötzlichen

*) 5. Der neue Tag enthüllet. An dem Nebelmorgen schien die Sonne aufgegangen. — 6 ein Himmel, bildlich von wunderbarer Schönheit, wie himmelschön. Homer braucht so θαῦμα ἰδέσθαι. Nicht hierher gehört das biblische den Himmel offen sehn, was v. Loeper vergleicht. — 7. Jene lieben Frauen, welche der Dichter als Musterbilder der Schönheit gefeiert. — 11. Trutzend, wie Goethe auch sonst trutz, trutzen, trutzig braucht. — In mir selbst erwärmen, meiner Manneskraft stolz bewußt werden. Er widersteht dem mächtigen Reize im Gefühl männlicher Willenskraft, die ihrem Entschlusse treu bleibt. Der Ausdruck leidet freilich an Dunkelheit.

Ausbruchs der Liebe sein. „Der Wanderer (vielmehr der Dichter selbst) kommt in seinen Wintermantel etwas vermummt; wie er die Hülle abwirft, erkennt und begrüßt ihn das Mädchen auf das herzlichste.“ Also er soll die längst bekannte Geliebte nicht erkannt haben, weil er selbst vermummt war. Das ist doch etwas ganz absonderlich. Er hat des Mädchens Gesicht so genau gesehen, daß er davon entzückt und dem Leben wieder gewonnen worden, aber noch immer nicht erkannt, daß es seine längst bekannte Geliebte sei. Offenbar hat er das Mädchen noch nie gesehen, aber beim ersten Blick hat er sich in dieses verliebt. Jede andere Deutung ist hier entschieden ausgeschlossen.

Drittes Sonett. Launiger Ausdruck der Unmöglichkeit, die Geliebte zu meiden. Sein männlicher Stolz fühlt sich durch den Gedanken verletzt, daß er die Geliebte keinen Tag entbehren könne, und so will er sich entschließen, sie heute nicht zu sehn. Aber mit diesem verständigen Entschluß tritt sein Herz in Kampf; dieses zu beruhigen, will er sich mit einer Liebesklage über die Entfernung von ihr entschädigen, was ihm so gut gelingt, daß sich ihm unter den Händen ein Sonett bildet, dessen Vollendung ihn selbst überrascht. Da kann er aber der Lust nicht widerstehn, dieses sogleich vor ihr selbst zu singen; kurz und gut, statt sich zurückzuhalten, sogleich muß er zu ihr. Ganz entfernt ähnlich ist es, wenn Werther, der seinem Wilhelm eben von seiner neuen Bekanntschaft erzählen will, weil es sonst niemals geschehe, sich nicht überwinden kann, doch noch vorher zu dieser zu eilen. Vgl. dessen Brief vom 16. Juni. Nach v. Loeper wäre auch unser Gedicht aus dem wirklichen Leben hervorgegangen, „da der Dichter die Sonette auf Mina Herzlieb im Frommannschen

Kreise dieser selbst vorzulesen pflegte". Das ist außer der sonderbaren Meinung, Goethe habe auch hier etwas Wirkliches benutzt, eine leichtfertige Entstellung des Verhältnisses Goethes zu Minchen; daß der Dichter seine Sonette bei Frommanns vorzulesen gepflegt, ist eine unbefugte Vermuthung. Fischer läßt den Dichter aus Furcht für seine Freiheit sich von der Geliebten losreißen, von ihr fern bleiben, „aber in der Ferne wird sein Herz und seine Einbildungskraft so sehnsüchtig von ihrem Bilde bewegt, daß er in die wohlgestimmte Leier greift und in melodische Liebesklagen sich ergießt". Wenigstens „das Lied ist fertig" (11) hätte ihn erinnern sollen, daß er das Lied nicht zur Leier gesungen, sondern niedergeschrieben. In der Zelter überschickten Abschrift heißt das Sonett bezeichnender Gewöhnung. Die Ausführung zeigt doch hie und da etwas Mattes oder Gezwungenes; so die reine Plage (3), dem vielgewohnten Schönen (4), wo er das abgebrauchte die Schöne vermeiden wollte, der wicht'ge Fall (6), die durchgespielte Leier (10), mit Beziehung auf die vielen seiner Geliebten schon gewidmeten Lieder. Letzteres ist nicht mit v. Loeper allgemein zu fassen als „vielgebraucht, daher (?) jeden Ausdruck leicht angebend".

Viertes Sonett. In diesem ersten, schon am 6. Dezember geschriebenen Sonett*) sucht die Geliebte durch eine wunderliche Eifersucht den kalt anwehenden Ernst des in Gedanken vertieften Dichters zu verscheuchen. Sie vergleicht ihn mit seiner

---

*) Goethes eigene Handschrift, ohne Ueberschrift, aber mit dem Datum hat sich erhalten. Hier findet sich 2 hie, mögt, nach 10 Fragezeichen, nach 11 Punkt, 12 nach Kurz Ausrufungszeichen. Die jetzige Satzzeichnung führte erst die Ausgabe letzter Hand ein.

starren Marmorbüste, die sich weniger unempfindlich zurückziehe als er.*) Soll sie von einem von beiden Kälte leiden, so will sie es lieber von dem Todten als von dem Lebendigen, und so beginnt sie den Marmor zu küssen, wodurch sie des Geliebten Eifersucht zu reizen und so seine Liebesglut zu wecken hofft. Die Ausführung des artigen Gedankens schreitet doch zuweilen etwas schwer in den Banden des Reimes. So ist 6 reichen statt des treffenden zeigen und 11 heißest statt bist anstößig, 12 um der Worte mehr nicht zu verschwenden weitschweifig und gezwungen, 8 Doch halte Stand und 11 Da dieser todt ungefüg. Die Geschichte, welche uns Bettine als Veranlassung des Sonettes aufbinden möchte, ist gar zu albern erfunden. Daß sie nicht unglaubhaft sei, bewies v. Loeper damit, daß damals sich schwerlich in einem Hause zu Jena eine Marmorbüste Goethes gefunden habe. Daß die ganze Sache eine Erfindung des Dichters sei, die Bettine zu ihren Gunsten umgestaltet, war ihm unbequem.

Fünftes Sonett. Mina Herzlieb besaß dieses Sonett in Goethes Handschrift mit der Datirung „Mitternachts den 13. Dezember"**), aber der Anfang war weggeschnitten. Daß sie das Sonett von Goethe selbst erhalten, behauptete diese nicht, sie

---

*) Siehest, nach gangbarem Gebrauch von sehn für aussehn.

**) Das von Hermann Grimm verbürgte Mitternacht übergeht der weimarische Herausgeber. Der letzte Vers begann hier: Ich kniee nur, nicht war hier nur für nun verlesen. Die Abschrift der Frau Zelter, worin die Ueberschrift lautet: Wachsende Neigung, hat 8 kommt. Der erste Druck der Quartausgabe (1837) hatte das schöne. Freilich ist bei Goethe Wachsthum erst nach vorherrschendem Gebrauch sächlich. Ein Druckfehler war in spätern cottaischen Ausgaben 14 einem statt deinem.

bezog es aber auf sich, und gewiß insofern mit Recht, als der Dichter sie, wie die Sonettgeliebte, als Kind hatte kennen lernen. Am 15. Januar 1813, als er ihren damaligen Verlobten Prof. Pfund gesehen hatte, schrieb er an Zelter, er habe sie als Kind von acht Jahren zu lieben angefangen und in ihrem sechzehnten mehr als billig geliebt, wobei freilich ein kleiner Irrthum obwaltet, da sie erst in ihrem neunten Jahre zu ihren Pflegeeltern nach Jena kam und bereits im Mai 1807 achtzehn Jahre alt wurde. Vergebens will Schipper S. 161, Anm. 1 in Abrede stellen, daß Goethe geirrt, wenn er sage, er habe sie schon in ihrem achtzehnten Jahre geliebt, ein Irrthum bleibt es immer, aber nur ein unwesentlicher. Wenn der Anfang des Sonettes abgeschnitten war, so kann weder Goethe das verstümmelte Gedicht ihr so gegeben, noch sie selbst von dem unversehrt erhaltenen den Anfang weggeschnitten haben, der, sollte er auch von der erhaltenen Fassung abgewichen sein, unmöglich etwas Anstößiges enthielt. Wahrscheinlich hatte es Minchen in Frommanns Hause, wo Goethe es verloren, aufgefunden und den Anfang deshalb abgeschnitten, weil er durch Zufall beschmutzt oder beschädigt war. In den ersten Jahren nur hatte er wünschen müssen, ein solches artiges Töchterchen zu besitzen, später empfand er das beseelende Glück, das sie beide im vollen schwesterlichen Vertrauen genießen würden. Aber die Innigkeit des Verhältnisses wächst immer, bis zum Toben der Liebe, weil sie keine Befriedigung finden kann, da er ja fühlt, daß sie nicht durch ihre Geburt, dieser Gedanke wäre ihr völlig unmöglich, sondern durch die stets weiter entwickelte Hoheit ihres Wesens hoch über ihn gehoben ist, so daß er den Blick nicht zu ihr erheben darf, von ihr geblendet wird. Er möchte sie umfangen, um seine Liebes-

schmerzen zu beschwichtigen, aber je mehr er sich sehnend nach ihr schaut, um so tiefer fühlt er, daß sie an Seelenadel über ihn erhaben, er ihrer nicht werth ist.*) Betrachtet man diesen sich aufdrängenden Gedankenzusammenhang, so ergibt sich die Unmöglichkeit der Deutung v. Loepers und so vieler, die sich durch ihn haben irre leiten lassen, die damals im zweiundzwanzigsten Jahre stehende Prinzessin Caroline von Weimar erinnere sie wieder, die Werner ein Jahr später als Psyche Porphyrogeneta neben Goethe (Helios) als das Höchste pries, was uns die Gegenwart „offenbaren“ möge. Wie bestechend auch diese Annahme, besonders da Goethe der Prinzessin innig befreundet war, dem ersten Anblick scheinen mag, vor genauerer Betrachtung besteht sie nicht. Schon daß diese jetzt erst sich voll entfaltet habe, trifft nicht zu; dann aber würde Goethe nach dieser Auslegung sagen, als sie Kind und aufblühendes Mädchen gewesen, habe er nicht daran gedacht, daß sie eine Prinzessin sei, woran er jetzt erst durch ihre hohe Erscheinung erinnert werde, so daß er verehrend vor ihr niederfallen müsse, was uns so ungeschickt scheint, daß wir es unserm Dichter nicht zutrauen dürfen. Auch trifft es nicht zu, daß die Gefeierte als Kind mit ihm durch Feld und Auen gesprungen und als Mädchen sich häuslichen Sorgen gewidmet. Dies spricht natürlich auch nebst manchem andern gegen Bettinen, was diese freilich nicht hinderte, Mit- und Nachwelt weis zu machen, der große Dichter habe

---

*) 4. *Segnend*, daß sie sich des reichen Besitzthums voll erfreuen möge. Das *Bauen* von Häusern zur Bezeichnung des Erlangens großen Reichthums hat freilich der Reim eingegeben. — *Nun* 9 und 12 deutet auf die Zeit ihrer vollen jungfräulichen Entwicklung.

eine phantastische Stelle ihrer Briefe hier mit äußerster dichterischer Freiheit für sich in Anspruch zu nehmen.

Sechstes Sonett. Die frühere Ueberschrift Entsagung im Album der Frau Zelter bezeichnet treffender die Lage. Ein unvermeidliches Schicksal trennt das Liebespaar, der Liebende wird über das Meer getrieben. Verglichen hat man Petrarcas Reisesonett 13 (Jo mi rivolgo indietro). Wie sollte es ihm schwer gefallen sein, die andern Lebensgenüsse zu entbehren*), wenn er das, was ihm das Nothwendigste war, ihre Blicke, aufgeben mußte? Nur eines, was ihm ganz unentbehrlich ist, hat er sich erhalten, die Liebe der Einzigen, für die sein Herz schlägt, das eben darin sein Glück findet. Der erste und letzte Vers bilden den entschiedensten Gegensatz, wie auch in Sonett 2. 4 u. a. Anfang und Ende sich entgegenstehen. Vgl. Sonett 1. 3. 5. 7. Was ihn von der Geliebten wegtreibt, wird ebensowenig angedeutet, wie in den Gedichten der Abschied und an die Entfernte (Lieder 28. 45). Das Sonett mit dem vorigen zu verbinden und das Geschick V. 3 auf die Trennung durch

---

*) 2. Was man Geschick nennt, die dunkle Macht, die unabänderlich ist. — 4 trat zurück, entsagte. — 7. Sonst schlägt hart nach. — 8. Daß wenig bliebe, da er auf die Hauptgenüsse des Lebens verzichtet hatte. Bliebe, dem Reim zu Liebe für blieb; denn es geht nicht an bliebe als bleiben möchte zu fassen. Diesen Gebrauch will v. Loeper durch „die Relativität des wenig und viel" begründen, was ich nicht verstehe. — 10. Zwischen die einzelnen Genüsse tritt „und sonstge Gaben" etwas störend, wenn man nicht annehmen will, von diesen nenne er nachträglich noch eine besonders. Daß er auch den Schlaf weggewiesen, ist leidenschaftlich übertrieben. — 14. Unentbehrlichs, eine Zusammenziehung, die Goethe sogar in der Iphigenie und Tasso hat. Auch bei Wieland findet sich was Wirklichs, nichts Männlichs u. ä.

den Abstand der Geburt zu beziehen, geht nicht an. Wie sich Bettine auch einen Antheil an diesem Sonett zugeschrieben, mag man aus ihrem Briefe vom 17. September 1807, fast zwei Monate vor Goethes Abreise von Jena, (!) sehn.

Siebentes Sonett. Der Zustand des Geliebten unseres in Goethes eigener Handschrift (1) Jähe Trennung, in der Abschrift von Frau Zelter Trennung überschriebenen Sonettes unterscheidet sich von dem im vorigen Sonette angenommenen dadurch, daß die Geliebte ihm bleibt, wenn auch die Hoffnung der einstigen Rückkehr hier nicht ausgesprochen ist, weil sie eben außerhalb des Kreises des hier ausgeführten Gegensatzes liegt. Das Sonett stimmt nicht zum vorigen, wo kein förmlicher Abschied angenommen wird, sondern das Schicksal des Liebespaares schon vor der Abfahrt getrennt ist, da jede Spur der Verbindung geschwunden. Der gleich Alexis in der herrlichen Elegie II, 1 (vgl. besonders V. 8—10) über das Meer fahrende Liebende, der sich den Küssen seines Mädchens endlich mit tiefem Schmerz hat entreißen müssen, weidet sich auf der Seefahrt am Anblick des Ufers, wo er die Geliebte verlassen, ja auch noch an der blauen Ferne*), aber unendliche Sehnsucht befällt ihn, als er um sich nichts mehr als das grenzenlose Meer sieht, bis ihn das Gefühl ergreift, daß der herrlichste Seelenschatz, seine Liebe,

*) Er weidete sein Auge noch an dem Blau, welches auf das verlassene Ufer deutete. Vgl. ges. Lieder 4, 5 in der blauen Trübe. Das Blau entsteht, wenn die Finsterniß durch ein Trübes gesehen wird. — Blieb ein Augenweiden kühn für „weidete ich meine Augen noch“. Ein Augenweiden, nach dem gangbaren eine Augenweide. Fernentwichnen lichten Finsternissen, Gegenden, die in die Ferne gerückt, dem Auge verdunkelt, aber von der Liebe erhellt sind.

auch in der Ferne ihn beselige.*) Auch Bettine hat unser Sonett in ihre phantastische Prosa mit nächster Beziehung auf ihr frei umgebildetes Verhältniß zu Goethe umgesetzt. Viehoff wagt trotz allem hier nicht den geringsten Zweifel an Bettinens Zuverlässigkeit.

Achtes bis zehntes Sonett. Die drei Sonette sprechen das tieferregte Gefühl des von glühender Liebe hingerissenen Mädchens aus, das dem entfernten Geliebten zu schreiben sich gedrungen fühlt. Bettine gab diese Gedichte geradezu als bloße metrische Uebersetzungen ihrer Liebesworte an den Dichter. Aber sie hätte die Absicht haben müssen, diesem zu Sonetten zu verhelfen, wenn sie die Briefe wirklich so geschrieben hätte, wie wir es ihr glauben sollen; denn für die nöthigen Reimworte hat sie bestens gesorgt, und wo dies nicht der Fall, erkennt man ihre Absicht berechnender Schlauheit neben großer Unvorsichtigkeit. So finden wir in ihrem Briefe, den Goethe zum achten Sonette verwendet haben soll, die Reimworte meinen scheinen, Meinen weinen, Stille, reichen Wille, Zeichen ganz in derselben Folge; von den Reimen Munde Kunde Runde Stunde hat sie nur Mund und Stunden, für Kunde aber Erfahrung und für das Führen der Gedanken in die Runde das Zurückkehren der Gedanken gesetzt; unversehens hat sie auch, aber Liebeswehens ist durch eine weitere

---

*) 3 steht in allen Handschriften und im ersten Druck empfundnem, erst die Ausgabe letzter Hand gab empfundnen. Vgl. Balladen 10 Str. 10, 4. Bettinens Lesarten vor ihrem Briefe Goethes vom 7. August 1807 3 herb empfundnem und 10 mirs sind ohne Gewähr, da es nichts weniger als feststeht, daß sie unser Gedicht von Goethes Hand besaß. Der Weimarische Herausgeber hat sie unerwähnt gelassen.

Umschreibung ersetzt. Im zweiten finden wir so die Reime Hände Ende, sagen tragen; sie hat vertrauen, aber das Reimwort anzuschauen in anzusehn verwandelt, sie hat sollen, aber Wollen neben den drei übrigen Bezeichnungen ausgelassen, sie hat wendet, aber den Schlußreim durch eine nüchterne Fassung vermieden. Am freiesten hat sie das zehnte Sonett verändert, doch finden wir dort beschreibe Zeitvertreib, schicke, schicktest, entzückte, wogegen aus Hochbeglückte überglücklich geworden. Um das Reimwort Wesen auf lesen zu verdecken, änderte sie den Schluß der Anrede, gab statt verschöntest, als Reimwort auf verwöhntest, verherrlicht hast; stilltest und fülltest hat sie beide durch andere Ausdrücke ersetzt.

Im achten Sonette*) muß das ganz auf sich zurückgezogene Mädchen dem entfernten Geliebten schreiben, da die jetzt ihr ganzes Sinnen bildende Erinnerung ihre Sehnsucht weckt, ein sichtbares Zeichen seiner auch jetzt noch treu ihrer gedenkenden Liebe zu erhalten. Das schmerzliche, in Thränen ausbrechende Gefühl des Verlustes ihres seligen Glückes, das sie immer der einzigen Stunden ihres Treuschwures gedenken läßt, sprechen die acht ersten Verse aus.**) Aber sie tröstet sich im Glauben, daß auch

*) Goethes eigenhändige Handschrift hat 1 in den, 4 andres, 8, 9, 14 Komma statt des Semikolons. — Entfremdet von den Meinen bezeichnet, daß sie sich von allen zurückgezogen hat. Vgl. Mignon (Lieder 74).

**) 4. Mag nach älterm Gebrauch für vermag, kann. Vgl. Natürliche Tochter II, 1: „Die Gefahr von ihr zu wenden magst du ganz allein". — Jene, die einzige Stunde, bezeichnet das erste Geständniß ihrer Liebe in Kuß und Umarmung (Sonett 9, 12—14). Bei v. Loeper liest man: „Die Stunde ist diejenige der Blicke und Küsse des Anfangs"; aber welche denn? Fischer versteht mit andern die Abschiedsstunde, während doch den Liebenden am

in ihre Einsamkeit hinein seine Liebe wirke, ihre Gedanken an ihn durch seine an sie*); warum könnte sie denn nicht in gleicher Weise in die Ferne zu ihm dringen?**) Und so soll denn das Gefühl ihrer Liebe (das Lispeln dieses Liebeswehens), die in der seinigen ihr einzig Glück erkennt, in der Ferne wie ein Aeolston (vgl. Aeolsharfen, vermischte Ged. 47) von ihm vernommen werden. Davon erwartet sie in gleicher Weise eine Versicherung.***) Daß sie dieses Sonett an ihn schreibe, sagt freilich bestimmt nur die Ueberschrift; der Schluß deutet darauf hin. Natürlich versichert v. Loeper, Goethe gebe „Erlebtes, nicht Erdachtes, den Athem der Wirklichkeit." — Das neunte Sonett, ein zweiter Brief, der auf keine Antwort dringt†), spricht den Gedanken aus, daß das Mädchen, obgleich es dem Geliebten nichts zu sagen hat, doch nicht unterlassen kann, ihm einige Zeilen als stumme Zeugen ihres treuen Herzens zu senden. Wie sie einst wortlos vor ihm stand, überströmt vom Gefühle, daß sie in ihm die Erfüllung ihrer sehnenden Wünsche gefunden, so kann sie ihm auch heute nichts sagen, er muß es dem Blatte anfühlen, daß ihr ganzes Sein auf ihm ruht. Sehr schön läuft das Gedicht in die süße Erinnerung an jene einzige Stunde aus. Die Bezeichnung ihres ganzen Empfindens 7 f. soll eben das wogende Gewühl ihres ihm allein gehörenden Herzens

---

unvergeßlichsten bleibt die, wo sie den Bund der Liebe schlossen; nur diese, wo sie der Liebe vollstes Glück empfunden, kann ihnen als die einzige (8) gelten.

**) Liebt her, dringt liebend her.

***) 13. Wille zu mir, von der Liebesneigung. — 14. Nach mir sollte Punkt stehn und ein neuer Satz beginnen.

†) Von diesem und den fünf folgenden Sonetten liegt keine besondere Handschrift vor.

bezeichnen; zwischen Wonnen und Entzücken treten die auf die Zukunft gerichteten Hoffnungen, und das Unangenehme, der sehnsüchtigen Liebe Leid, wird nur durch das einfache Plagen angedeutet. Die Gefühle sind nicht streng geschieden, sie gehen rasch ineinander über. Auch von dem heutigen Tage, von dem gewöhnlich der Briefschreiber ausgeht, kann sie ihm nichts sagen*), aber fast unwillkürlich gedenkt sie der Unruhe, in ähnlicher Weise wie 7, aller Kräfte ihres treuen Herzens. In der doppelten Erwähnung des Herzens (6. 11) eine Hindeutung auf den Namen der Herzlieb zu sehn, scheint mir ein Unrecht gegen den Dichter. — Im zehnten Sonett gesteht das durch sein Stillschweigen betroffene Mädchen in eigenthümlicher Wendung, daß es mit seinen Zeilen nichts anders bezwecke als einen Brief vom Geliebten zu erhalten, was ihr unendliche Freude machen würde. Er würde ihr diesmal auch wohl antworten, meint sie, wenn sie ihm jetzt nichts als ein unbeschriebenes Blatt sendete, und ihn nur veranlaßte, es, wenn auch nur zum Zeitvertreib, auszufüllen und ihr zurückzusenden. Die Hochbeglückte 4 leitet alles Folgende ein.**) Fischer nimmt an, sie sende ihm in der That ein weißes Blatt; aber das weiße Blatt ist offenbar dasjenige, was sie wirklich beschreibt und ihm, nachdem sie das Sonett vollendet, ihm als dritten Brief sendete. Unser philosophischer Ausleger läßt sich durch den Widerspruch seiner Deu-

*) Sonderbar findet sich in Fischers Inhaltsangabe des Sonetts mit Bezug auf 7 und 10 nur, sein Herz sei voller Entzücken in der Trauer, voller Wehmuth und Wähnen, lauter sehnsüchtiger Affekten.

**) Der „blaue Umschlag" ist aus Goethes wirklichem Gebrauche genommen; seines „blauen Couverts" gedenkt Zelter mehrfach.

tung mit dem Wortlaut, der wenigstens ein weißes Blatt forderte, und der Albernheit, daß er trotz des wenn ich schickte dies wirklich thut, nicht abhalten. Bei v. Loeper fand er freilich nichts zur Lösung des Knotens; dieser meinte bloß, „zum Zeitvertreibe" sei im Sinne des sich bescheidenden Mädchens. In Bettinens Briefe will das Mädchen nichts schreiben, und weiß nichts Freundliches zu sagen; auch ist dort ihr betreffender Brief gefälscht, wie wir jetzt wissen, da der wirklich von ihr an Goethe geschriebene Brief, den sie zur Fälschung benutzt hat, uns vorliegt. Es ist nicht der erste Brief Bettinens an Goethe, auch das Datum ist vertauscht, aber es steht wirklich in ihm zu lesen, Goethe habe sie bei ihrem Besuche angeredet: „Lieb Kind! mein artig gut Mädchen! liebes Herz." In Bettinens Fälschung lesen wir mit auffallender Abweichung: „Lieb Kind, mein artig Herz, mein einzig Liebchen, klein Mäuschen!", was sie offenbar aus Goethes Sonett genommen hat, mit willkürlicher Aenderung, die, wie sonst, bei ihr aus dem Verlangen entstanden, das Reimwort zu verwischen. Die Anrede „liebes Kind!" war Goethe auch gegen andere ihm befreundete Mädchen geläufig, und wenn er wirklich Bettinen mit jener freundlichen Anrede begrüßte, so ist kaum anzunehmen, daß er sich dessen nach längerer Zeit so genau erinnerte; vielmehr liegt es in der Natur der Sache, daß die Anrede der Geliebten, die er zu seinem Sonette brauchte, der unwillkürlich Bettinen gegenüber ihm entfahrenen sehr ähnlich war. Goedekes u. a. Annahme, „Lieb Kind! mein artig Herz!" deute auf Mina Herzlieb, scheint bei der Geläufigkeit der Anreden: „Liebes Kind", „mein Herz", „Herzchen" jedes Haltes zu entbehren. In der Ueberschrift: „Sie kann nicht enden" vertritt Sie das Kind bei der vorigen die Liebende 8. 9.

Das Mädchen ruht nicht, bis sie ein Wort vom Geliebten erhalten. Dessen Antwort fehlt dann freilich.

Elftes Sonett. Der Dichter betrachtet die Liebessonettenwuth, welcher er verfallen, als Strafe (Nemesis) für seine frühere Verachtung des Minnegeklingels und der künstlichen Klangformen.*) Zur Zeit, wo Seuchen herrschen, soll man die Gesellschaft meiden. So hat er mit sorgsamer Zurückhaltung sich vor manchen bösen Zeitrichtungen gehütet. Obgleich der Liebe Leid und Lust ihn ergriffen, wollte er doch nicht in das spätere girrende Minnelied einstimmen und hütete sich vor dem leeren, verkünstelten Klingklang der Sonettendichter.**) Jetzt aber hat ihn die Strafe erreicht; er ist in wahre Sonettenwuth und Liebesraserei verfallen, welche ihn verfolgt, wie im Alterthum die größten Verbrecher (es schwebt das Beispiel des Orestes vor) von den Fackeln und Schlangen tragenden Erinyen umhergetrieben wurden.***) Die Genien, die ihn verlachen, sind Amor

*) Erst die Ausgabe letzter Hand setzte richtig nach 6 Punkt statt des frühern Kommas.

**) Diese nennt er Lacrimasse mit Beziehung auf das 1802 von A. W. Schlegel herausgegebene dramatische Stück Lacrimas von Wilhelm von Schütz; denn das Uebermaß dieser Spielerei mit südlichen Klangformen zeigte sich gerade in diesem Lacrimas, worein sogar in dem Drama Terzinen, Canzonen, Balladen und Sestinen eingedrungen waren. Dieses non plus ultra gilt ihm als der entschiedenste Vertreter der künstlichsten Sonettendichtung, welche in der ersten Hälfte vier-, in der zweiten dreimal reimt. Seltsam meint v. Loeper, jene vier- und dreifach reimenden Dichter würden „die thränenreichen" (Plinseriche nach dem Volksausdrucke) Lacrimasse genannt, andere haben in Lacrimasse einen Anklang an Grimasse zu entdecken gewagt.

***) Erinnen hatte Goethe nach dem Gebrauche der Dichter der Zeit schon im ersten Entwurf der Iphigenie geschrieben. Die wohl dem Italienischen

und das persönlich gedachte Sonett, die sich über die Bestrafung ihres Verächters freuen. Launig hat der Dichter hier durchweg ungewöhnliche Reime, ein paarmal auch auf fremde Namen (Lacrimasse und Erinnen) gewählt*), doch sich in dem zweiten Theile mit einfachen Reimen, wie sonst überall, begnügt.

Zwölftes Sonett. Weihnachten begleitete diese launige Galanterie wirklich eine Schachtel Zuckerwerk aus Goethes Haus nach Jena an die Herzlieb. Noch acht Jahre später sandte er Frau von Stein zu Weihnachten (es war ihr Geburtstag) Weihnachtsbackwerk von mancherlei Formen, unter denen auch Sterne waren. Der Herzlieb muß er nicht bloß Weihnachtsbackwerk senden, als seiner Hausfreundin, sondern auch, wie er in Jena zuweilen sie dichterisch angesprochen, „poetisch Zuckerbrod", nicht „Schmeicheleien, sondern ein gutes Wort", das sie so erfreue, wie der Sternenhimmel, dessen Anblick sie, wie wir wissen, so sehr liebte. — 13. Fühlst du dich dadurch freundlich an meine Augen erinnert. — 14. Die kleinste Gabe, wie die, welche er ihr eben schickt.

Dreizehntes Sonett. Scherzhafte Mahnung an die Geliebte, endlich sein Liebessehnen zu erfüllen und ihm ihr Herz zuzuwenden. Daß der Vorwurf an die Geliebte ganz unbegründet ist, ward schon bemerkt. Wie soll es ihm gehn am jüngsten

---

entnommene Form mußte dem Sonettendichter sehr willkommen sein, da sie einen leichten Reim bot.

*) Schlangenfackel, eine der im Indischen häufigen Zusammensetzungen, wo beide Theile gleichartig nebeneinander stehn, für Schlangen und Fackeln. Seltsam schreibt v. Loeper: „Auch die Schlangenlinie der thalwärts getragenen Fackeln kann gemeint sein." — Von Land zu Meer, wie es bei Aeschylos heißt.

Tage, wo man über jedes unnütze Wort Rechenschaft geben muß, wenn alles, was er zu ihr gesprochen, nutzlos im Winde verhallt? Deshalb soll sie in sich gehn, da sie schon zu lange gezaudert, damit nicht einst der jüngste Tag vor der Unzahl der Worte, über die er sich dann verantworten müßte, zu einem ganzen Jahre werde.*) Die Verse sind wohl erst in Weimar zugedichtet. Beide Gespräche haben keine Ueberschrift, nur die Redenden werden bezeichnet. Gar eigenthümlich zeigt sich hier Fischers Auslegekunst. Wir lesen bei ihm: „Die Weihnachtszeit, als der jüngste Tag im Jahre (!), erinnert die Liebenden an den jüngsten Tag der Welt, an das Weltgericht, wo ein jeder wird Rechenschaft ablegen müssen von jedem unnützen Wort, das er gesprochen. Jedes Liebeswort, das die Geliebte unerhört, unerwidert, unbelohnt gelassen (!), war ein unnützes Wort. Das möge die Geliebte wohl beherzigen, damit nicht durch ihre Schuld die Liste jener unerhörten Worte zu einer Höhe anwachse (!), zu einer Unzahl, die das Geschäft des Weltgerichts über alle Gebühr vermehre und zum Leiden der Welt den jüngsten Tag zur Jahreslänge ausdehnen möge.“ Uebrigens denkt Fischer nicht daran, daß dieses Sonett seiner behaupteten Einheitlichkeit des Sonettenkranzes widerspricht, da die Geliebte seiner Bitte längst entsprochen, auch ihm Liebesbriefe nach der Trennung gesandt hatte, die nur ein unversöhnliches Geschick geboten habe, vor dem er bestürzt zurückgetreten war (6, 1—4).

Vierzehntes und fünfzehntes Sonett. Beide weisen launig das Bedenken zurück, diese Klangform sei zu künstlich,

*) 9. Dein Gewissen, was du auf dem Gewissen hast. — 10. Im Ernst, ernstlich. Gezaudert, mich zu erhören. — 11. Solch Leiden, so lange warten zu müssen.

als daß sich herzliche Liebe darin aussprechen könnte. Beide sind Gespräche. Die Erwiderung der Liebenden folgt abwechselnd, das erstemal in der Gegenrede der Liebenden im letzten Terzett, darauf in den beiden letzten auf den Einspruch, unmöglich könne sich das Herz in so ängstlich zusammengesuchten Reimen aussprechen, und auf die daran geknüpfte Mahnung, sich nicht vergeblich damit zu bemühen: das Glutfeuer der Liebe werde gerade am gewaltigsten entzünden, im Versuche den Stein zu überwinden. Der sich überlegen fühlende Warner verräth sich auch in der Anrede ihr Kinder, die mit glaubt lebhafter an die Stelle eines gegensätzlichen aber tritt. Selbst in ungebundener Rede, dies führen 5—8 aus, vermag das Wort nicht die Fülle des Herzens auszusprechen, die sich gern zurückhält (bewahrt), bis sie endlich mit Gewalt durchbricht, wo sie dann durch alle Saiten der Leier fährt (statt ängstlich ihre Töne zu wählen), um darauf wieder in die dunkle Tiefe sich zu senken. Das vergebliche Bemühen wird 9—11 sehr hübsch durch die Anspielung auf die berühmte Stelle der Odyssee von Sisyphus in der Unterwelt angedeutet, der die Last des Steines (den lästgen Stein), der immer nach der Tiefe strebt (der rückwärts lastet), langsam die Höhe herauf wälzt, von welcher er, ehe er sein Ziel erreicht hat, wieder herabrollt.*) Wenn hier die Liebenden (nicht etwa die beiden Liebenden), welche Sonette dichten, die 1 angeredet werden, sich der künstlichen Form annehmen, so äußert im fünfzehnten Sonett das liebende Mädchen

*) Ausdrücklich erklärt v. Loeper, das Sonett stehe keinem der andern an innerer und äußerer Vollendung nach, da er aus der Liebessituation in lebendigem Dialoge den Gedanken entwickle, daß die Form das nothwendige Gewand all der Poesie sei, wobei hier nur an Liebespoesie zu denken.

den Zweifel, den der liebende Dichter verscheucht. Auch hier geben wir zur Vergleichung Fischers nichts weniger als musterhafte Erklärung: „Ob nicht am Ende dem Dichter auch seine Sonettenkunst zum Vorwurf gereichen könnte, welche so manche erkünstelte und leere, darum unnütze Worte verschuldet hat? Worte, die keinen andern Zweck hatten als sich zu reimen (!). Er kommt vom Weltgericht auf den Sonettendichter, von der Warnung an die Geliebte wieder (?) auf den Zweifel an seiner Kunst zu Zweifel, welche Zweifel er selbst noch jüngst getheilt und bekräftigt hatte. Nun ist er selbst ein Liebesdichter in Sonettenform geworden (das ist ja der Inhalt von Sonett 11) und führt die Vertheidigung dieser Form im Namen der Liebenden wider den Zweifelnden (?). Die wahrhaft Liebenden fühlen es selbst, daß wahres, redliches Gefühl sich nicht dem Zwange dieser künstlichen Reimform fügen könne, worauf der Dichter erwidert, gerade dieser Zwang treibe zu leidenschaftlicher Glut, da der Liebende alles daran setzt. Die außerordentlichen Schwierigkeiten besagen, wie der Feuerwerker sich durch die Gefährlichkeit seiner Kunst nicht abhalten lasse, obgleich er fürchten müsse, durch ein leichtes Versehen bei Ausübung seiner Kunst in die Luft gesprengt zu werden. Der nicht ganz passende Vergleich kümmert den Dichter nicht, jener dürfte eher bezeichnend sein für den Eifer um jeden Preis die Sonettenform zu retten. Das Mädchen meint, die Sonettenform passe freilich zum spielenden Tändeln, gern höre sie seinen verschränkten Zeilen, seinen Silbenspielen*) zu: aber wahre Gefühle müßten aus voller Brust sich ergießen, dürften nicht unter dem Zwange einer so künstlichen

*) Silbenspielen müßte es statt Silbespielen heißen. Scheute sich Goethe davor wegen des doppelten en?

Form leiden, ihre Darstellung nicht bloß das Ergebniß langer Feile sein, befeilt werden, wie es bei dieser schwierigen Reimform nöthig sei. Freilich müsse der Dichter immer, um anzuziehen (nicht zu lange weilen)*), aufs tiefste bewegt sein (sein Innerstes von Grund aus umwühlen), aber die Aufregung stellt er mit lieblich fließender Rede (Zauberwort) dar, er lindert den Brand der Seele, heilt die geschlagenen Wunden. Vers und Reim läßt sie melodisch klingen (Sonett 3, 10). Der Gegensatz des Reimgeklingels des Sonetts wird hier nur gedacht. Vgl. Sonett 14, 3. Sonderbar bemerkt v. Loeper, das Mädchen erkenne die heilende Kraft nur im Inhalte, im Zauberwort (8), im Liebeswort, der Dichter zugleich in der Form, die jenem nur ein Spiel (2) sei, ihm der höchste Ernst (1). Das heißt doch alles bunt durcheinander werfen. Fischer sagt, das Mädchen hege doch einigen Zweifel, ob die Klanggedichte, die sie sich gern ins Ohr fallen lasse, ernsthaft zu nehmen seien (?). „Das natürliche Gefühl sei schlicht und vertrage keine Feile, während das künstliche Machwerk des Sonetts ihrer bedürfe. Der Dichter müsse, da er Theilnahme und Interesse erregen wolle, die Glut seiner Gefühle gewaltiger erregen, als sie sei (?); er besitze in seinen Worten die Zauberkraft, die Wunden, die so brennend scheinen, zugleich zu kühlen und zu heilen." So schielend faßt er den Sinn der Worte. Die Erwiderung des Dichters (9—14) erklärt, die Sonettform erkälte so wenig, daß sie ihn in höchste Glut versetze.**) Den Vergleich mit dem

*) Weiter bemerkt v. Loeper: „Des Dichters Aufgabe ist die Kurzweile, das delectare des Horaz."

**) Schau hin, auf das, was geschieht. — Nach Maßen, wie es beim Unterminiren der Fall ist. — Irrgänglich-klug, geschickt, Minengänge

Feuerwerke führt v. Loeper auf die Stelle in Shakespeares Hamlet III, 4 zurück, es sei ein Spaß, wenn der Feuerwerker, derjenige, der uns listig in die Luft sprengen will, mit dem eigenen Pulver auffliege, was doch von ganz anderer Art ist. In unserer Stelle findet derselbe Erklärer den Gedanken, „die Liebe, ein Element, an Gefährlichkeit dem Feuer gleich, habe der Dichter zu meistern, und nur um so größere Strenge verlange die Form"; denn „jede Form, sie kommt von oben". In der Erwiderung des Dichters steht von allem diesem nichts. Fischer läßt den Dichter antworten: „Freilich sind die Sonette ein Feuerwerk, welches nach allen Regeln der Kunst angelegt und ausgeführt sein will." Indessen ist das Feuer ein sehr gefährliches Element, weit mächtiger als sein Meister; es kann plötzlich, ehe er sichs versieht, den spielenden Feuerwerker selbst ergreifen und zerschmettern. Das wäre ja eine völlig ungehörige Antwort. Und nun wird gar als Inhalt der Sonette 13—15 angegeben: „Man tadle und bemängle die Form, in welche sich der inspirirte Inhalt liebender Gefühle ergießt. Sie kommt von oben, wie die Inspiration." Das heißt erklären!

Sechzehntes Sonett. Goethe, auf den am Adventsonntage Minchen Herzlieb einen mächtigen Eindruck geübt hatte, sprach hier kurz vor seiner am 18. Dezember erfolgten Abreise von Jena, den Wunsch aus, daß sie ihm immerfort so freundlich, liebevoll und herzergreifend in ihrem reichen Glanze erscheine. Zu Grunde liegen Petrarcas zu Jena gelesene Sonette I, 3. 48, wonach die Liebe zu Laura ihn am Charfreitag getroffen hatte; in dem einen beklagt er sich über den Liebesgott,

---

unter der Erde (Gruften) anzulegen. — Stärker, als alle seine Künste, die er bei Anlage der Mine bewährt hat.

der ihn den Unbewaffneten verwundet habe*), im andern, gerade elf Jahre später gedichteten, bittet er Gott, den irren Geist auf bessere Pfade zu führen. Wie in Petrarcas Seele der Charfreitag eingeprägt wurde, so in seine der Advent 1807, wo ihn diejenige, die er schon so lange im Herzen getragen, der er aber, als sie immer schöner heranwuchs, sich zu entschlagen gesucht, in ihrer unendlichen Anmuth aufgegangen sei. Petrarcas Liebe sei bei allem geistigen Schwunge gar zu traurig gewesen, wie der Tag selbst, an dem sie ihn ergriffen, seine Liebe dagegen möge immer heiter und glücklich, der Advent, wo seine Herrin ihm erschienen, ewig segensvoll sein, wie die Ankunft des Herrn, des Heilandes. Am Schlusse schwebt der Einzug des Heilandes in Jerusalem vor, ein jubelvoller Advent im andern Sinne. 12—14 scheint absichtlich, um die Bewegung des Innern darzustellen, das einzelne etwas bunt durcheinander geschlungen; denn der eigentliche Gedanke ist: „Doch stets erscheine süß, unter Palmenjubel, wonneschaurig**) der Herrin Ankunft mir, ein ewger Maitag"; stets wird hier noch weiter ausgeführt durch fort und fort, der Herrin Ankunft eingeleitet durch die frohe, wo freilich das den Schluß vorbereitende „süß — wonneschaurig" unerwartet zwischentritt. Auch hier spricht keine leidenschaftliche Liebesglut, es ist die anmuthige Sprache feinster Galanterie, welche in den Sonetten der großen italienischen Dichter herrscht.

---

*) So verstand man das Wort Petrarcas, das eigentlich den Montag der Charwoche bezeichnete.

**) Wonneschaurig ist nicht von Wonneschauer abgeleitet, sondern schaurig mit Wonne zusammengesetzt. — Die Ueberschrift Epoche deutet darauf, daß mit dem Advent eine neue Epoche für ihn begonnen.

Neuerdings hat Fischer an unserm Sonette einen weitern betrübenden Beweis geliefert, wie wenig er ein gewissenhafter Ausleger Goethes sei. Er beginnt mit dem falschen Satze, Goethe vergleiche sich hier mit Petrarca, den Sonettendichter mit dem Sonettendichter, den Liebenden mit dem Liebenden. Offener stellt er nur den Gegensatz seiner heitern Liebe zu Petrarcas trauriger Lauraliebe dar. Sein zweiter Grundfehler ist, daß er sich durch v. Loeper zu der unmöglichen Beziehung von der Herrin Ankunft auf den Geburtstag Minchens, den 22. Mai, verleiten ließ. Aerger schadet nur! warum meine sachliche Widerlegung durch den ärgerlichen Zuruf strafen, sie sei „nach meiner absurden Art“! Ich vermisse bei Fischers geistreichen Deutungen gar zu häufig ruhige Besonnenheit, die ihm die reine Anschauung der Dinge trübt. Statt meinen Widerspruch gegen v. Loepers Entdeckung zu widerlegen, ruft er ärgerlich aus: „Als ob der Advent, der Herrin Ankunft, den der Dichter ausdrücklich hervorhebt, etwas anders sein könnte als ihr Geburtstag.“ Wie kann man aber verkennen, daß der Nerv des Sonetts im Gegensatze von Petrarcas Charfreitag und Goethes Advent liegt und es geradezu verfehlt wäre, am Schlusse noch einen andern Tag, den Geburtstag, einzuführen, daß dieser auch durch „ein ew'ger Maitag“ nicht bezeichnet werden kann, sondern darauf deutet, daß der Ausdruck bildlich gemeint ist. Der Advent soll ihm stets so froh erscheinen, wie der diesjährige, wo ihm seine Herrin so beglückend erschienen ist. Ein ewger Maitag, als Gegensatz zu ein ewger Charfreitag, kann nur einen Tag der Wonne bezeichnen; ein solcher wird ihm immerfort der Advent sein, der nicht, wie der christliche, die Vorbereitung zur Geburt des Herrn beginnt, sondern die Herrin bezieht sich darauf, daß sie ihm im höchsten Glanz der

Schönheit erscheinen wollte. Keineswegs habe ich, wie Fischer sagt, ein ewger Maitag für eine bildliche Phrase erklärt, sondern darin den gefühltesten Ausdruck jubelnder Freude gefunden. Daß er neben dem Advent auch den Geburtstag Minchens immer feiern werde, ist die gröbste Verballhornung, zu der sich Fischer unbedacht hat hinreißen lassen. Obgleich Fischer häufig offenbar sich stark versehen hat, werde ich nie den argen Fehlschluß wagen, dies zu seiner Art zu machen.

Siebzehntes Sonett. Zacharias Werner dichtete auf Minchen das sonderbare Charadensonett, das dieser ihr, als er von Jena schied, mit der Unterschrift gab: „Zum freundlichen Andenken an den dankbaren Gastfreund seiner Frommen und Herzlieben":

Herz ist was Liebes, was so lieb wir haben,
Wenn wir auch nicht recht wissen es zu hegen;
Bald tanzt es gern, bald wills der Ruhe pflegen,
Bald schmollt's, bald thut es uns mit Lächeln laben.

Lieb' ist ein herzig's Veilchen, das begraben
Im Wiesengrün, als könnt' es sich nicht regen;
Doch duftet Euch sein Blumenkelch entgegen,
So gehts, wie mit dem Röslein und den Knaben.

Herzlieb ist mir, wenn Schöne schön mich preisen,
Wenn Helios mir strahlt nach Finsternissen,
Und etwas anders, das ich nicht darf nennen.

Die erste Silbe ist wie Wachs und Eisen,
Die zweite Glut, die wird das Wachs verbrennen;*)
Das Ganze, ach! wir möchtens alle küssen!

Seltsam steht hier die eigentliche Charade erst am Schlusse,

*) 12 f. werden wohl auf Goethes 5 f. Einfluß gehabt haben.

nachdem was Herzlieb und herzlieb sei ausgeführt; der Schluß der Charade bezieht sich auf Minchen, die sie alle küssen möchten. Plump ist die Hindeutung auf Goethes Ballade. Werners Sonett regte Goethe, später auch Gries und Riemer zum Wettstreit an. Werner hatte seine Charade am 16. Dezember Goethe vorgetragen; Goethe theilte unsere schon am 17. Riemer mit. Ohne Werners Vorgang würde Goethe kaum zu seinem Räthselsonett veranlaßt worden sein. Goethes Charade ist allgemein gehalten, was man nur zum Theil von der wernerschen sagen kann, da der letzte Vers auf Mina deutet, welche, wie Riemer sagte, von den jungen Leuten oft hinter Goethes Rücken mit ihren Küssen verfolgt wurde. Sie geht von den beiden Bestandtheilen aus, kürzern und bequemern Worten, die man so gern nennt, obgleich man ihr Wesen so wenig kennt. Daß es so wohl thue, wenn beide sich zusammenfinden, wird dann etwas mystisch ausgedrückt; denn eins an dem andern ist nicht auf Herz und Liebe zu beziehen, sondern ein Herz am andern ist gedacht, und auch bei vereint zusammen nennen schwebt nur das Umarmen als Brautpaar vor. Von dem allgemeinen auf Herzlieb bezüglichen Quartett geht das Terzett auf Minchen Herzlieb über; die Goethe als Geliebte heimzuführen sich sehnt, was nur als verliebte Galanterie aufzufassen ist, in der Weise der Liebesdichtung, und im Grunde nicht rücksichtsloser ist als des Liebesgesellen Wunsch, alle sie zu küssen.*)

Bettine läßt in ihrem Briefwechsel mit einem Kinde Goethe sich das Sonett im Briefe vom 21. August 1808 mit

*) 4. Den Stempel tragen. Wohl nach Goethes Hor. A. P. 59 praesente nota producere (procudere) nomen. — 5. Zu in jung- und alten Tagen vgl. zu Lied 21, 1 (S. 75**).

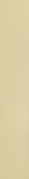
der Bemerkung senden, er gebe es ihr zum letzten Schlusse, um doch zu Stande zu kommen mit allen Klagen; sie möge sich daran zufrieden rathen. Möglich ist es, daß sie Goethes Charade wirklich in einer Abschrift besaß. Von der Fassung des Druckes, der mit Goethes Handschrift (2) vorliegt, weicht Bettinens Lesart an zwei Stellen ab; 3 gibt sie das Wesen statt die Dinge, 5 an schön beschlossenen Tagen, das äußerst bedenklich ist, statt in jung und alten Tagen.

Nichts liegt deutlicher vor, als daß Goethes Sonette nur eine Nebenarbeit sind, zu welcher der Dichter nur sich durch sein zufälliges Zusammentreffen mit Z. Werner in Jena bestimmen ließ; das dichterische Hauptgeschäft, das er sich für seine Muse nach Jena mitgenommen, war das große lyrisch-allegorische Gedicht Pandorens Wiederkunft. Beide verhalten sich ähnlich zu einander, wie in den Jahren 1788 bis 1790 die römischen Elegien, die Goethe selbst „Fragmente erotischer Späße" nennt, zu Tasso, einer „konsequenten Komposition", die er, mit unerlaubter Sorgfalt und mit Leidenschaft bearbeitete, um zu beweisen, daß er hier sich keineswegs im Stoffe vergriffen habe. Jetzt wollte er zeigen, daß er auch im Sonett sich mit Anmuth zu bewegen vermöge, wobei aber auf einen einheitlichen Plan kein besonderer Werth gelegt werden sollte, sondern es sollten abgerissene Stücke sein, wie in Sammlungen alter römischer Dichter. Aber Fischer ließ sich durch den lockenden Schein blenden, er könne durch eine weiter ausgedehnte neue Auflage einer seiner ältern Arbeiten neues Licht über Goethe verbreiten; er glaubte, das noch auf den Sonetten ruhende Dunkel zu lösen, die nur eine eigenthümliche Feier der Herzlieb seien. Aber um mit bloßen Ergänzungen auszukommen, war er eben nicht vorbereitet. Es

galt ein lebendiges Bild von Goethes damaligem Besuche seines lieben Jenas. Nichts konnte ihm ferner liegen, als die Blicke der Welt auf Minchen in solcher Weise hinzulenken, und wahrlich ist der Sonettenstrauß, was die Sammlung nach Fischer sein soll, etwas mehr als ein Hochgesang auf die Gefeierte. Mit Fischers Betheuerung, die siebzehn Gedichte seien „eines sich abrundenden Ganges", ist es nicht gethan. Fischer verrückt vollkommen den Standpunkt, wenn er uns weis machen will, wir hätten hier ein in sich zusammenhängendes, auf die Feier einer einzigen Person hinzielendes, sie in höchstem Glanze strahlen lassendes Preislied. Ein Aesthetiker kann seinen Zweck nicht schlimmer verfehlen, als wenn er ein Gedicht für etwas ganz anderes erklärt, ihm sein eigenes wahngeschaffenes Schattenbild unterschieben will. Und man sollte dieses qui pro quo sich gefallen lassen! So sehr wird hoffentlich nie unsere Kritik entarten, daß sie das der Wahrheit schnurstracks zuwider laufende Urtheil Fischers anerkennen sollte.

Inhaltsverzeichniß.

Druck von Emil Stephan, Leipzig-Plagwitz.



DATE	NAME OF BORROWER

